
3 1761 08132480 8
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Dritter Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Dritter Band.



Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Tausend und Ein Tag

im Orient.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Dritter Band.

Berlin  1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
33. Kapitel.	Abel-Chan, der letzte Utzméy von Kaitach (Schluß)	1
34. „	Uebergänge. Keschisch-Oglu. Allahwerdy. Sängerkämpfe. Volkslieder der Kurden	11
35. „	Abowian	24
36. „	Die Blüthezeit der georgischen Literatur	31
37. „	Letzte Eindrücke von Tiflis	37
38. „	Wanderung zu den Ländern am Schwarzen Meere	40
39. „	Kutaïs	49
40. „	Von Imerien nach Mingrelien	57
41. „	Der kolchische Urwald und Guria	64
42. „	Eine linguistische Abschweifung	71
43. „	Giorgi, und das Christenthum in Rußland	78
44. „	Meerfahrt an der Küste von Abchasien	93
45. „	Utschamtschuri und Suchum-Kalé	100
46. „	Pitzunda und seine Ruinen	105
47. „	Gagra und der Fels des Prometheus	113
48. „	Tagebuchblätter von der Ostküste des Schwarzen Meeres	118
49. „	Meerfahrt auf dem russischen Kriegsdampfer Mogutschy	139
50. „	Tscherkessische Volkspoesie	156
51. „	Schilderungen aus den Tscherkessenländern	181
52. „	Eine Zusammenkunft des russischen Befehlshabers der Ostküste mit tscherkessischen Häuptlingen	195
53. „	Barachówitsch und die gefangenen Tscherkessinnen (Schluß)	204
Anmerkungen		213

Verzeichniß

der

im dritten Bande vorkommenden Lieder.

Seite

Fragment aus dem Sängerkampfe zwischen Keschisch-Oglu und Allahwerdy 15
Ein Weib, das voller Treue ist 17
Du wunderschöne, süße Maid 18
Schön ist das Mädchen das ich meine 18
Eine Taube such' ich die mir entflogen ist 19
Sieh mich lieb, Du schwarzäugige Dirne an 20
Es ist Dein Wuchs dem Alef gleich 20
Ueber Alles hoch und über Alles schön 20
Mir gegenüber steht des Reiters Grab 21
Es schwang sich der Reiter auf sein schwarzes Roß 21
Ich war auf's Feld hinausgegangen 21
Stieg der Frühling in die Lande nieder 22
War ein Aufruf geschehen gen Daghestan 37
Zu der Schneegebirge Füßen 41
Was hängst Du das Köpfchen so traurig und schwer 95
Wie der Nebel herabsank auf's blaue Meer 122
Der Odem verweht 157
Im Wasser spiegeln sich die Berge von Dshigethistan 166
Heil dem Stamme 170
War Dein Gang nicht noch fest und stolz 172
Zum Reiten ein Pferd 173

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Adel-Chan, der letzte Utzméy von Kaitach.

(Schluß.)

Ich bin, aufrichtig gesagt, in diesem Augenblick ein wenig in Verlegenheit, wie ich den Faden meiner Erzählung weiter spinnen soll. An Stoff fehlt es freilich nicht, es ist vielmehr Ueberfluß daran vorhanden; das Unangenehme besteht nur darin, daß sich unter der Menge der hier vorkommenden Bilder viele gar zu sehr unter einander ähnlich sehen. Mord folgt auf Mord, Verrath auf Verrath, und Hochzeit auf Hochzeit.

Wenn ich einen Roman schriebe, könnte ich mir die Sache sehr erleichtern, alles Störende sondernd ausscheiden, die Lücken durch interessante Episoden ergänzen, jedem Räuber einen sentimentalen Tugendhelden zur Seite stellen, den handelnden Personen schöne Phrasen in den Mund legen, durch eine absichtliche Verwickelung eine spannende Entwickelung herbeiführen, und was dergleichen Hülfsmittel mehr sind. So aber bin ich genöthigt, festen Schrittes auf dem nackten Boden der Wirklichkeit fortzuwandeln und jedem lockenden Rufe der Phantasie ein taubes Ohr zu leihen, wenn ich meiner Aufgabe, eine ungeschmückte wahrhafte Schilderung merkwürdiger Thatsachen in möglichst engem Rahmen vor die Augen des Lesers zu führen, nicht untreu werden will. Ich nehme daher

keinen Anstand, hier wieder mit einer Liebesgeschichte zu beginnen, obgleich ich erst das vorhergehende Kapitel mit einer solchen beschlossen habe.

Elder-Beg liebte Fatima, die jüngere Tochter Ibul-Begs, deren Anmuth und Schönheit so groß war, daß noch heute in den Aoulen des Dagheſtan Lieder zu ihrem Preise gesungen werden. Fatima's Eltern machten Schwierigkeiten, ihre Einwilligung zu der Heirath zu geben, da nach den Adelsgesetzen des Dagheſtan die in der Ehe mit einer jüngern Tochter des Hauses gezeugten Kinder nicht als Begs angesehen werden; sie schlugen daher dem Bewerber die Hand ihrer ältesten Tochter Bikä vor. Elder-Beg aber, von Leidenschaft hingerissen, schwur auf den Koran, kein anderes Weib, als Fatima, heimzuführen und blutige Rache zu nehmen, wenn man sie ihm verweigerte. Er gelobte beim Propheten, trotz allen Adelsgesetzen, die Kinder, welche ihm Fatima gebären werde, falls es Knaben sein sollten, als Begs anzuerkennen. Die besorgten Eltern ließen sich durch Elder-Begs Schwüre beschwichtigen und gaben ihm ihre Tochter zur Frau. Die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden mit ungewöhnlichem Glanze und Aufwande, unter Beobachtung der im Dagheſtan herkömmlichen Förmlichkeiten vollzogen.

Da jedoch nur Wenigen in Europa die bei einer Hochzeit im Dagheſtan üblichen Förmlichkeiten bekannt sein werden, so dürfte eine kurze Schilderung derselben hier vielleicht an ihrem Platze sein. Wir werden dabei einen Augenblick von unserer Erzählung ausruhen und die angedeutete Schilderung hier als Episode einschalten, unter dem Titel:

Hochzeitsgebräuche im Dagheſtan.

Nach altherkömmlicher Sitte des Landes soll der Bräutigam vor der Hochzeit seine Auserkorene nicht sehen. Von

dieser alten Regel finden jedoch im Daghestan unter hundert Beispielen neun und neunzig Ausnahmen statt.

Zwar würde kein Muselmann den Frevel begehen, unerlaubt die wohlverwahrten und heilig gehaltenen Gemächer der Frauen zu betreten, aber die Frauen sind auch nicht immer so eingekerkert und bewacht, wie man irrthümlich glaubt. Bei schönem Wetter spielen und tanzen die Mädchen gewöhnlich Stunden lang, wie am Tage so Abends beim Mondschein, zum Schalle der Tamburine auf den Dächern der Häuser. Da schleichen denn die jungen Bewerber liebäugelnd umher, um von irgend einer Schönen einen freundlichen Wink oder einen gunstverheißenden Blick zu erspähen.

Zwar sind die Gesichter der Tatarinnen immer mit Tüchern verhüllt, doch wissen die hübschen ihre Tücher stets so zu binden oder nach Umständen so zu verschieben, daß ein aufmerksamer Beobachter vom Gesicht genug sehen kann, um das Uebrige zu errathen.

Der Vater giebt sein Jawort nicht sogleich, sondern verlangt erst Bedenkzeit; bestimmt jedoch genau den Tag, an welchem die Antwort erfolgen soll. Dann wird die Sache weitläufig zwischen der Mutter und den Verwandten berathen, Erkundigungen über die Vermögensumstände, über die Sitten und die Verwandtschaft des Bewerbers eingezogen u. s. f.

Erfolgt endlich am bestimmten Tage die Zusage, so beginnen neue Unterhandlungen um den K ä b i n oder die Kaufsumme, welche dem Vater der Braut ausbezahlt werden muß. Am Vorabend der Hochzeit begiebt sich der Bräutigam mit seinen Freunden ins Bad. Nach Beendigung der vorgeschriebenen Waschungen wendet sich der Zug unter dem Schalle der Tamburine und des Dudelsacks wieder der Wohnung des Bräutigams zu, der von zwei Knaben begleitet wird, wovon einer zur Linken und der andere zur Rechten geht. Im Hause beginnen alsdann die inzwischen schon vorbereiteten Schmau-

sereien und Festlichkeiten. Die Braut befolgt dasselbe Ceremoniell. Auch ihr gehen zwei kleine Mädchen zur Seite, und sie bewirthet ebenfalls ihre Freundinnen, und wird von diesen zur Hochzeit geschmückt. Am folgenden Morgen erscheinen die Verwandten und Freunde des Bräutigams auf festlich geschmückten Pferden und gefolgt von ohrenzerreißender Musik, um die harrende Braut abzuholen, welche, gehörig aufgeputzt und verschleiert, auf einen Esel gesetzt wird, während, je nach dem Bedürfniß, eine oder mehrere Araba's[1]) ihre Kleider, Geräthschaften, kurz ihre ganze Aussteuer zur Schau nachführen.

Die Sitte erheischt, daß die Braut dem Bräutigam von seinen Verwandten entgegengeführt werde, doch haben diese keine geringe Mühe, die Neuvermählte den Armen ihrer Freunde und Angehörigen zu entreißen, welche zum Schein alles Mögliche aufbieten, die zu Entführende mit Gewalt zurückzuhalten. Es entspinnen sich nun zwischen den beiden Parteien scherzhafte Kämpfe und Gefechte um den Besitz der Braut, wobei geschossen, geschrieen, getrommelt und gelärmt wird, daß einem die Ohren gellen. Feuert irgend einer der Gäste sein Gewehr auf den Boden ab, statt in die Luft zu schießen, so wird dies als ein großer Schimpf für die Braut betrachtet, welcher gewöhnlich mit dem Tode bestraft wird. Ueberhaupt ist es hier nichts Seltenes, daß sich bei diesen Scherzkämpfen ein paar Gäste die Hälse brechen. Der indessen voll Verlangen der Ankunft seiner Braut harrende Bräutigam eilt derselben, sobald er den Zug sich nähern sieht, entgegen, um sie in Begleitung der beiden Schutzengel zu empfangen. Der ihm zur Rechten gehende Knabe nimmt ihm seine Leibbinde ab, und umschlingt mit derselben die Braut, worauf sich der junge Gatte, so wie alle Anwesenden, die Hand aufs Herz legend, tief vor ihr verbeugen, und die Neuvermählte sammt ihrem Gefolge in die hochzeitlich geschmückten Frauengemächer des Hauses führen.

* * *

Nicht lange sollte Elder-Beg der lieblichen Fatima Gemahl sein. Im Jahre 1835 starb sein Bruder Beg-Bala, ob durch Gift oder eines natürlichen Todes, hat nicht ermittelt werden können, und die Herrschaft von ganz Kaitach ging nun in Elder-Begs Hände über.

Pachu-Bikä, die Wittwe Beg-Bala's, war ein Weib von ungewöhnlichem Verstande und bezaubernder Persönlichkeit, dabei etwas leichter Sinnesart, und, obwohl sie schon ihr dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, noch immer so kokett und verführerisch, daß selten ein Mann, auf den sie es abgesehen, ihren Netzen entging. Sie war früher schon mit ihrem Vetter Dshamow-Beg verheirathet gewesen, hatte sich jedoch nach kaum dreimonatlichem Zusammenleben mit diesem Prinzen in die Arme Beg-Bala's geworfen, dessen unumschränkte Gebieterin sie bis zu seinem Tode blieb. Kaum war ihr zweiter Gatte beerdigt, als sie sich schon wieder nach einem dritten umsah, und wenn sie diesmal Elder-Beg zum Gegenstand ihrer Wahl machte, so geschah dieses vielleicht weniger aus Liebe als aus Ehrgeiz: die herrschsüchtige Pachu-Bikä wollte Gattin des Fürsten von Kaitach sein. Auch wußte sie durch ihre Ränke und buhlerischen Künste bald eine solche Gewalt über Elder-Beg zu gewinnen, daß dieser seine junge und schöne Gattin verstieß und die stolze Pachu-Bikä an ihren Platz setzte.

Die unschuldig verstoßene Fatima floh in ihr elterliches Haus, um Schutz bei ihren Brüdern, den Söhnen Ibul-Begs, zu suchen, welche, obwohl sie Unterthanen des Elder-Beg waren, dem Treulosen blutige Rache für die Beschimpfung ihrer Schwester schworen.

Die beiden Familien, deren unheilvolles, durch den Dämon der Blutrache herbeigeführtes Schicksal ich in diesen Blättern theilweise zu schildern versucht habe, waren, wie sich der freundliche Leser erinnern wird, die des Utzméi Adel-Chan und die des Schwagers dieses Fürsten, Murtosali.

Von Murtosali's vier Söhnen: Bala-Chan, Emir-Hamsa, Beg-Bala und Elder-Beg, war, wie wir gesehen haben, nur noch der Letztere am Leben geblieben.

Von Adel-Chans Nachkommen lebten noch Mohameds jüngere Brüder Dshamow-Beg und Ußmar-Chan. Der letztgenannte, zu der Zeit, wo er handelnd in unserer Erzählung auftritt, etwa siebzehn Jahre alt, zeichnete sich von früher Kindheit an durch ein kühnes, dabei aber hochfahrendes und prahlerisches Wesen aus. Er behandelte seinen älteren Bruder Dshamow-Beg, den er der Feigheit beschuldigte, mit Spott und Verachtung, und pflegte zu sagen, wenn er (Ußmar-Chan) zur Zeit der Ermordung seines Vaters nur funfzehn Jahre alt gewesen wäre, so hätte er Adel-Chans Tod nicht eine Stunde ungerächt gelassen. Dshamow-Beg, seines jüngern Bruders höhnische Worte für kindisches Geschwätz haltend, achtete weiter nicht darauf; dieser aber sollte bald Gelegenheit finden, seine Worte zu Thaten zu machen. Mirsa-Beg und Abdu-Dshamal, die Brüder der von Elder-Beg verstoßenen Fatima, sannen auf Rache gegen den treulosen Verführer ihrer Schwester, und waren daher hocherfreut, in dem mordsüchtigen Ußmar-Chan einen eifersüchtigen Theilnehmer ihrer blutigen Pläne zu finden.

Inzwischen nahte das Osterfest des Jahres 1836. Die Verschworenen hatten den ersten Ostertag zur Ausführung ihres Vorhabens festgesetzt, da sie wußten, daß Elder-Beg an diesem Tage unfehlbar nach Welikent reisen werde, um dem dort residirenden russischen Pristaff, Capitain von Sommer, seine Glückwünsche abzustatten. Sie begaben sich daher am genannten Tage nach Welikent, begleitet von vier Nukers von erprobter Treue und Tapferkeit. Der Morgen vergeht, und Elder-Beg kommt nicht. Mit immer steigender Ungeduld harren die Verschworenen der Ankunft ihres Opfers; schon bricht der Abend an, und ihr Feind ist noch nicht da.

Ußmar-Chan und seine Gefährten bringen die Nacht in peinigender Unruhe zu.

Endlich am andern Morgen erscheint Elder-Beg, und begiebt sich, begleitet von Dshänka, Nuker-Beg, Ali-Iskjander-Beg (Sohn des Kadi von Tabassaran) und drei auserlesenen Nukers, in die Wohnung des Pristaffs [2]), während zwanzig andere Nukers, welche den Beschluß des Gefolges bilden, Wache vor der Thüre halten.

Ußmar-Chan hatte nicht sobald die Ankunft des Fürsten erfahren, als er auch mit seinen Gefährten ungesäumt in das Haus des Pristaffs eilte. Er tritt in den Saal. Elder-Beg, welcher auf dem Divan sitzt, erhebt sich bei dem Eintritt seines Vetters und bietet diesem, nach dem Vorrecht des Alters, einen Platz zu seiner Seite an. Die beiden Verwandten bewillkommnen sich anscheinend mit der größten Herzlichkeit, und trinken während des Frühstücks, welches bald darauf aufgetragen wird, einer auf des andern Wohl. Capitain Sommer, welcher die gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen und die lebhafte Unterhaltung der beiden Fürsten sieht, entfernt sich auf ein Viertelstündchen, um weitere Verfügung hinsichtlich der Bewirthung seiner Gäste zu treffen. Kaum hat der Capitain das Zimmer verlassen, als einer von Ußmar's Nukers ans Fenster tritt, den Blick umherschweifen läßt, und sich dann wieder zu seinem Herrn wendet mit den Worten: Atler haserler — die Pferde sind bereit. Dies war das verabredete Zeichen.

Noch saßen die beiden Fürsten in freundlichem Zwiegespräch auf dem Divan; ihren Herren zur Seite standen die Begleiter und Diener. Bei den Worten seines Nukers aber erhebt sich ruhig Ußmar und tritt ans Fenster. Indem er so hinaus sieht, spannt er unbemerkt den Hahn seines mit zwei Kugeln geladenen Pistols, wendet sich mit Blitzesschnelle und feuert es ab auf Elder-Beg, welcher tödtlich getroffen zu Boden sinkt. Ein tiefes Schweigen folgte dieser That.

Ußmar selbst, solcher Scenen noch ungewohnt, stand wie versteinert da. Die Stille wurde nur durch das Stöhnen und die letzten krampfhaften Anstrengungen des Sterbenden unterbrochen, welcher sich vergebens bemühte, den Kinshal aus der Scheide zu ziehen, zur Rache gegen den Mörder.

Da rief einer von Fatima's Brüdern, sich mit einem Fluche zu Ußmar wendend: »Erschrickst Du ob Deiner eigenen That, Feigling? Was schonst Du Elder's? Warum durchbohrst Du den Verräther nicht mit Deinem Kinshal?« Ußmar erwachte aus seiner kurzen Betäubung, riß den Kinshal aus der Scheide, und führte damit einige wüthende Stiche auf Elder's Haupt. Jetzt erst schwindet wie durch einen Zauber die Unentschlossenheit, welche bis dahin die Begs und Nukers des Ermordeten zu stummen und unthätigen Zeugen der Schreckensthat gemacht hatte. Sie ergreifen Pistolen und Kinshals und werfen sich wüthend auf ihre Gegner. Der erste Schuß gilt Ußmar, der sofort blutend zu Boden stürzt. Sein treuer Nuker Bochan stellt sich jedoch, den Kinshal in der Rechten, vor den Gefallenen, um ihn zu schützen; er bemüht sich, seinen Herrn unter den Divan zu schieben, um ihn vor weiteren Verletzungen sicher zu stellen und ihn bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Vor der Leiche Elder-Beg's stand dessen Gastfreund Iskjander-Beg, den starken Dolch in der Hand, seine drohenden Blicke auf Bochan gerichtet. Derweil dauert zwischen dem Gefolge der beiden gefallenen Fürsten der Kampf ununterbrochen fort. Ein dicker Rauch füllt in Kurzem das nur etwa fünf Faden große Gemach, so daß kaum noch der Feind den Feind zu unterscheiden vermag. Mitten unter den Todten und Sterbenden standen trotzig einander gegenüber Bochan und Iskjander vor den Leichen ihrer Gebieter.

Indessen war es Ußmar's auf den Lärm herbeigeeiltem Reitknechte gelungen, von außen die inwendig verriegelte

Thür zu erbrechen und in den Saal zu kommen. Obgleich anfangs betäubt von dem furchtbaren Anblick, der sich ihm darbot, erspähte er doch bald den Gegenstand seiner Rache. Wie ein Tiger auf seine Beute wirft er sich wild auf Iskjander; ein Kampf auf Leben und Tod entspinnt sich unter ihnen, bis Beide, durch den Blutverlust geschwächt, winselnd zu Boden stürzen. Da sprach Bochan, der rings um sich her nur Todte und Verscheidende sah: »Lebe wohl, Ußmar, ich habe das Meine gethan!« Der im Kampf mit Iskjander gefallene Stallknecht erhebt sich mit letzter Anstrengung vom Boden und entgegnet: »Was? Schurke! Du, des Chans erster Nuker, der Du den Plow[3]) mit ihm aus einer Schüssel aßest, verlässest Deinen Herrn in diesem Augenblick, während ich, der in seinem Stalle schlief und mich von den Brosamen nährte, die von Eurem Tische fielen, für ihn sterbe?« Also sprechend, schleuderte er seinen Dolch auf Bochan, aber der mit unsicherer Hand geworfene Stahl verfehlte sein Ziel. Bochan blieb am Leben und verließ das Gemach eben, als der treue Kuli, von der Anstrengung erschöpft, seinen letzten Seufzer aushauchte.

Jetzt drang der Pristaff, gefolgt von Soldaten, in den Saal, und schaute mit Entsetzen die grauenvolle Scene an. Dicke Blutwellen flossen im Zimmer; zwölf todte Menschen lagen auf dem Boden. Iskjander allein gab noch Zeichen des Lebens von sich, aber das Blut troff ihm aus Kopf und Brust. Mühsam richtete der Sterbende sich auf und sagte mit gebrochener Stimme: »Ich habe in Elder's Vertheidigung Muth gezeigt und meinen Freund gerächt; ich scheide vom Leben zufrieden mit mir selber.« Mit diesen Worten schleuderte er, gewaltsam seine letzten Kräfte sammelnd, den Dolch gegen die Decke des Zimmers, daß er tief in das Holz eindrang. Kurz darauf verschied Ali-Iskjander-Beg. — Und so fanden in diesem kurzen aber blutigen Kampfe dreizehn

Menschen ihren Tod: drei Begs, drei Dshänkas, sechs Nukers und ein Stallknecht. Bochan allein blieb am Leben, und entkam glücklich nach seinem Geburtsorte Akuscha.

Wer von Derbent nach Kislar reist, und auf der ersten Station Welikent nach dem Hause des Pristaffs fragt, dem zeigt man noch jetzt das Gemach, wo diese schreckliche Begebenheit sich zugetragen; noch sieht man an der Decke die Spuren von dem Kinshal Ali-Iskjander-Beg's, und die Einwohner erzählen dem Fragenden gern das tragische Ereigniß des zweiten Ostertages des Jahres 1836, jedoch mit Zusätzen und Uebertreibungen aller Art, denn Wenigen nur sind die näheren Umstände und der wahre Zusammenhang dieser Geschichte bekannt.

Dshamow-Beg ist der einzige noch lebende Sprößling der Geschlechter Adel-Chan's und Murtosali's. Er bekleidet das Amt eines Oberstlieutenants in russischen Diensten, und verwaltet noch heute das den russisch-kaukasischen Besitzungen jetzt ganz einverleibte Utzméilik von Kaitach.

Vierunddreissigstes Kapitel.

Uebergänge. Keschisch-Oglu. Allahwerdy. Sängerkämpfe. Volkslieder der Kurden.

Streuen wir Blumen auf die Gräber der Todten! Verdrängen wir durch heitere Bilder die düsteren Eindrücke, welche das Vorhergehende in uns zurückgelassen.

Die Länder des Kaukasus sind wie blühende Gärten, geschützt und durchzogen von himmelanragenden Bergesmauern. Aber unter den Blumen kriechen giftige Schlangen und zwischen den Feldern ziehen sich pestathmende Sümpfe hin. Dazu ist die Thätigkeit der Menschen hier mehr zerstörend und verwüstend, als pflegend und schaffend.

Der Frühling, der in andern Ländern die Menschen in's Feld ruft, um ihren Acker zu bauen, zu besäen und zu bepflanzen, — treibt hier die Menschen in's Feld, einander zu tödten und zu verderben. Statt des Pfluges durchfurcht die Kanone das Ackerland. Mit der Glut des Sommers steigert sich gleichsam die Hitze des Kampfes, und der Herbst findet statt fröhlicher Erntefeste und gefüllter Speicher — zerstörte Dörfer und gefüllte Lazarethe. Nur der Winter deckt mit seinem weißen Mantel eine Zeit lang alles Elend zu.

Wo Natur und Menschenleben solche Kontraste bieten, dürfen sie auch auf dem Bilde nicht fehlen, das der Künstler davon entwirft . . .

Georgien, die Perle des Kaukasus, ist seit der Befestigung der Russenherrschaft den Verheerungen des Krieges minder ausgesetzt, als die anderen Länder, wo die universalmonarchischen Ansprüche des Kaisers noch wenig oder gar keine Anerkennung gefunden. So haben sich denn, nicht blos in Tiflis, sondern auch im Innern Georgiens eine Menge deutscher Einwanderer aus Schwaben niedergelassen und blühende Kolonien gebildet, wie die Dörfer Marienfeld und Petersdorf in Kacheti (dem oft erwähnten berühmten Weinlande); Katharinenfeld und Elisabeththal in Georgisch-Armenien; Helenendorf und Annenfeld im Kreise von Elisabethpol.

Das Beispiel des Fleißes, der Ausdauer und bessern Bodenkultur, welches diese wackern Schwaben den umwohnenden Georgiern und Tataren gegeben, hat leider wenig Nachahmung gefunden. Die in Armuth und Trägheit lebenden Landeseingeborenen bebauen den Acker nach dem Vorgange ihrer Väter in derselben unbeholfenen Weise, wie ich es auf meiner »Wanderung durch das Paschalik Achalzich« beschrieben, und kümmern sich nicht darum, daß die fleißigen Deutschen unter ihren Augen es anders machen, sich besserer Werkzeuge dazu bedienen und zu größerem Wohlstand dabei kommen.

Mein Besuch der schwäbischen Kolonien Katharinenfeld und Elisabeththal in Georgisch-Armenien, wo ich unter den trotzköpfigen aber biedern Ackerbauern ein unverändertes Stück würtemberger Landleben wiederfand, war der letzte größere Ausflug, den ich von Tiflis aus in's Innere des Landes machte.

Ehe wir jedoch Abschied nehmen von Georgien, lasse ich hier als poetische Nachklänge und als Uebergang zu neuen Reisebildern eine Auswahl der schönsten Lieder folgen, welche ich mit Abowian's Hülfe unter den Kurden und Armeniern im Hochlande des Ararat gesammelt. Ich eröffne den Reigen mit den Gedichten des (schon im ersten Bande dieses Werkchens

erwähnten) Keschisch-Oglu, und schicke eine kurze biographische Skizze dieses blinden armenischen Sängers voran.

Keschisch-Oglu[4])

(oder nach der Aussprache des Volks: Keschisch-Ogli) wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboren zu Schulawerv, einem etwa 60 Werst von Tiflis gelegenen armenischen Dorfe.

Er war der Sohn eines armen Priesters[4]) und erhielt als Kind eine Art Unterricht im Armenischen und Tatarischen, hatte aber das Unglück, schon im zwölften Lebensjahre sein Gesicht durch die Pocken zu verlieren, ein Verlust, welcher nur dadurch einigermaßen ersetzt wurde, daß ein inneres Licht in ihm aufging: das Licht der Poesie. Seine dichterischen Anlagen entwickelten sich so früh, daß er schon im zwanzigsten Lebensjahre eine gewisse Berühmtheit im Lande erlangt hatte. Um diese Zeit verließ er seine Heimat, wo es ihm trotz seines Dichterruhms sehr kümmerlich ergangen war, um in der Ferne sein Glück zu suchen. Die Saß[5]) in der Hand pilgerte er von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, hatte sich am Hofe von Teheran einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen, durchzog später ganz Kleinasien und kam nach Konstantinopel, wo er als Hofdichter des Sultans angestellt wurde und auf seine alten Tage ein sorgenloses und ruhiges Unterkommen fand.

Die Wanderungen des Keschisch-Oglu wurden durch eine Menge kleiner Triumphe verherrlicht, da er aus den Gesangswettkämpfen, die er überall anstellte, wohin er kam, fast immer als Sieger hervorging.

Noch heut zu Tage ist es Sitte bei den Persern, Armeniern, Tataren 2c., daß die Barden des Landes einander öffentlich

zum Kampfe herausfordern und, gewöhnlich im Beisein einer großen Menschenmenge, förmliche Gesangturniere halten. Der Eine singt aus dem Stegreife ein paar Verse her und zwingt den Andern, in demselben Versmaße darauf zu antworten. Bei den Armeniern ist es gewöhnlich die Bibel, bei den Tataren der Koran, woraus der Stoff zu den ersten Angriffen geschöpft wird. Uebrigens bestehen in dieser Beziehung keine Vorschriften und Jeder kann seine Stoffe nehmen woher er will, nur muß der Angegriffene gleich auf den angeregten Gegenstand eingehen, und erst dann, wenn er dies mit Glück gethan, steht es ihm frei, seinerseits ein neues Thema zu behandeln.

Der Wettkampf dauert in dieser Weise oft stundenlang fort und die Umstehenden folgen dem Gesange mit gespannter Aufmerksamkeit; jeder Fehler auf der einen oder der andern Seite veranlaßt eine lärmende Unterbrechung. Aber erst, wenn einer der Beiden förmlich ins Stocken geräth, und seinem Gegner nicht mehr zu folgen vermag, wird er als besiegt erklärt und der Andere unter lauten Beifallsbezeugungen als Sieger ausgerufen.

Dem Sieger steht das Recht zu, das Saitenspiel des Besiegten zu zerschlagen, was jedoch höchst selten geschieht. Gewöhnlich reicht er dem Gegner die durch Gesang eroberte Saß großmüthig zurück, wodurch das Ansehen des Letztern einigermaßen hergestellt wird, denn ohne diese Großmuth des Siegers würde der unterlegene Sänger sein Saitenspiel nie wieder zur Hand nehmen dürfen.

Die Schriftkundigen unter den Umstehenden lassen es sich angelegen sein, die gewöhnlich sehr langsam und mit öftern Wiederholungen abgesungenen Verse niederzuschreiben; doch kommt es, soweit meine Erfahrung reicht, nur selten vor, daß sich unter diesen Stegreifgedichten Sachen von Bedeutung befinden. Ich lasse hier als eine kleine Probe solcher Improvi-

satorenkünste ein Fragment aus einem Wettkampfe folgen, welchen Keschisch-Oglu einst mit einem andern armenischen Sänger, Namens Allahwerdy, zu bestehen hatte. Ich habe dies Fragment, wie alle auf Keschisch-Oglu bezüglichen Mittheilungen, meinem trefflichen Freunde Abowian von Eriwan zu verdanken, der durch seinen zu frühen Tod leider verhindert wurde mir eine Fortsetzung seiner interessanten Berichte zu liefern.

Fragment aus dem Sängerkampfe zwischen Keschisch-Oglu und Allahwerdy.

Allahwerdy, als der Herausforderer, geht auf seinen Gegner zu, greift in die Saß und hebt an zu singen:

„Möge Gruß Dir und Heil sein, o Keschisch-Oglu!
Bald wird Wehe Dein Theil sein, o Keschisch-Oglu!
Jedes Wort meiner Lieder auf Dich gezielt
Soll wie ein tödtender Pfeil sein, o Keschisch-Oglu!“

Keschisch-Oglu erwiedert:

„Deinen Gruß geb' ich Dir wieder, o Allahwerdy!
Bald stürzt die Wucht meiner Lieder, o Allahwerdy!
Wie die Gewitterwolke aus schwüler Luft
Verderbend auf Dich nieder, o Allahwerdy!“

Wiederum greift Allahwerdy in die Saiten und singt:

„An dem Helden prallt ab die Beleidigung,
Er findet Mittel zu seiner Vertheidigung —
An dem Ohre werde ich Dich in die Dreschtenne führen,[6])
Zum stummen Viehe Dich machen, o Keschisch-Oglu!“

Keschisch-Oglu entgegnet:

„Dem Helden steht die Stimme des Muthes gut,
Doch der Muth ist verschieden von Uebermuth —
Nicht ruhe ich, bis Deine Zunge ruht,
Und zur Wittwe Dein Weib wird, o Allahwerdy!"

* *
*

In dieser Weise wird der Streit nun fortgeführt bis einer der Sänger erschöpft ist. Zur Abwechselung werden auch Räthsel aufgegeben, Sprichwörter in Verse gebracht, Lieder zum Preise des Weines und der Liebe gesungen u. s. f.

Die meisten der tatarischen und armenischen Lieder, welche mir zu Händen gekommen, tragen unzweifelhafte Spuren des großen Einflusses, welchen die persische Poesie und besonders Hafis hier ausgeübt hat, ohne daß die modernen Naturdichter Armeniens vielleicht eine Ahnung davon haben. Die Hafisischen Lieder haben unter dem Volke in Persien so tief Wurzel geschlagen und so unendlich viele Nachahmungen hervorgerufen, daß die meisten darin vorkommenden Bilder und Wendungen sinnlicher Natur längst in die Volkssprache übergegangen sind. Nun konnte es, bei der langjährigen Herrschaft der Perser über Armenien, nicht ausbleiben, daß die Unterdrückten von den Unterdrückern Manches annahmen, und so erklärt sich's, daß wir in fast allen tatarischen und armenischen Liedern hafisische Bilder und Ausdrücke wiederfinden, obgleich ein eigentliches Studium Hafisens von der christlichen Bevölkerung Armeniens niemals getrieben wurde.

Das Haar der Geliebten ist ein Fangnetz für Männerherzen, die Augenbrauen sind Bogen, womit auf das verliebte Opfer geschossen wird, der Schoß ist ein Blumengarten, die Brüste sind Granatäpfel, und wie die Nachtigall um das

Aufblühen der Rose, so wehklagt der Sänger um das Aufblühen der Liebe in der Brust grausamer Schönen...

Ich habe es mir angelegen sein lassen, von den Liedern Keschisch-Oglu's hier nur diejenigen mitzutheilen, in welchen das eigenthümliche Gepräge des Dichters am meisten hervortritt. Leider ist ihre Zahl sehr gering. Doch dürften sie vielleicht späteren Reisenden Anlaß geben, weitere Nachforschungen in Armenien anzustellen, wo in Gegenden, die ich nicht besucht habe, noch hunderte von den Liedern des blinden Barden im Munde des Volkes fortleben sollen.

1.

Ein Weib, das voller Treue ist,
Sich gern und willig fügt mir,
Ich brauche keine Andere,
  Ein solches Weib genügt mir!

Die spiegelschöne Anahid[7])
Die immer nur sich selber sieht,
Ich lasse sie für Andere,
  Ein treues Weib genügt mir!

Das Auge klar und liebereich,
Der Busen süß, Melonen gleich,
Die Stirne wie der Himmel rein:
  Ein solches Weib genügt mir!

Die Glück und Kummer mit mir theilt,
Wie Lokman[8]) alle Wunden heilt,
Und Segen spendet wo sie weilt,
  Ein solches Weib genügt mir!

Des Mundes Frühlingshauch vergeht,
Es welkt des Schoßes Blumenbeet,
Das treue Aug' und Herz besteht:
  Ein treues Weib genügt mir!

Keschisch-Oglu, der Sänger, spricht:
Was nützt das schönste Angesicht?
Ich armer Blinder seh es nicht:
Ein treues Weib genügt mir!

2.

Du wunderschöne, süße Maid!
Was soll ich für die Seligkeit
Die Du gewährt, Dir wieder geben?
Ich armer, blinder Sänger kann
Für Alles was mein Herz gewann,
Dir nichts als meine Lieder geben!

3.

Schön ist das Mädchen das ich meine,
Das mich so hoch beseligt hat,
Von allen Dirnen gleicht ihr keine
Im Hochgebirg des Ararat!

O, daß ihr Gott das Glück vergelte,
Das mir ihr Mund gegeben hat!
Schwarz ist ihr Auge, wie die Zelte
Im Hochgebirg des Ararat!

Es gleicht ihr Gang dem jungen Rehe
Auf einsamstillem Waldespfad —
Die Brust dem frischgefall'nen Schnee
Im Hochgebirg des Ararat!

Der Busen fest wie Apfelsinen,
Der Mund ein rosig Wonnebad,
Süß wie der Honig von den Bienen
Im Hochgebirg des Ararat!

Dem Lockenhaar entsteigen Düfte,
Frisch wie der Duft vom Rosenblatt,
Beim Hauch der warmen Frühlingslüfte
Im Hochgebirg des Ararat!

O, keine Andere erkiese,
Keschisch-Oglu! an ihrer Statt —
Sie macht das Land zum Paradiese
Im Hochgebirg des Ararat!

4.

Eine Taube such' ich die mir entflogen ist,
Schön ist die Maid die ich erkoren habe!
Euch ein Zeichen sag' ich, daran Ihr sie kennen sollt,
Helfet mir suchen die ich verloren habe!

Schlank ist ihr Wuchs und schwarz ihr Haar,
Schwarz sind ihre Locken und Augenbrauen —
Bezaubert hat mich die schönste der Frauen,
Helfet mir suchen die ich verloren habe!

Verlassen hab' ich Haus und Land,
Hinaus in die weite Fremde zu wandern,
Von einem Ort irrt' ich zum andern,
Um zu suchen die ich verloren habe!

Ich irre umher und finde sie nicht,
Sie verspottet den armen, blinden Mann,
Der ihre Spuren nicht finden kann —
Helfet mir suchen die ich verloren habe!

O kehre zurück! Alles trag' ich von Dir,
Gern will ich verspottet von Dir und verlacht sein,
Du sollst der Stern in meiner Nacht sein —
Kehre mir wieder, die ich verloren habe!

Du stehe auf, o Keschisch-Oglu!
Noch einmal zum Wanderstabe greife,
Umher durch Iran's Lande schweife,
Sprechend: Wo bist Du die ich verloren habe?

Lieder aus Kurdistan.

1.

Liebeslied.

Sieh mich lieb, Du schwarzäugige Dirne an!
Deine Wimpern stehn wohl Deiner Stirne an.
Deine Augen, wie die Beeren der Reben schwarz,
Sie machen mein ganzes Leben schwarz.
O, wende, Du Schöne, mein Herzeleid!
Komm zu uns zu Gaste, nach Hause komm!
Mit den Gästen der Feier zum Schmause komm!
Vor allen andern sollst Du beachtet werden,
Der erste Schafbock soll Dir geschlachtet werden![9])

2.

Liebeslied.

Es ist Dein Wuchs dem Alef[10]) gleich,
Die Brust an schwarzen Flecken[11]) reich,
Wohl an dreihundert zähl ich!
Es soll die Brust mein Heil'genschrein,
Soll Kirche mir und Kloster sein,
Kein andres Bethaus[12]) wähl' ich!
Mag Erzerum zu Grunde geh'n,
Darf ich zu Deinem Munde geh'n,
So bin ich überselig!

3.

Frühlingslied.

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen,
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen!

Wo der Schnee die Berge nicht bekleidet,
Wo der Kurden schwarze Zelte stehn,
Wo der Hirt die fette Heerde weidet,
Kecke Bursche, schmucke Dirnen gehn —

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen,
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen!

4.

Trauerlied.

Mir gegenüber steht des Reiters Grab,
Noch gestern strotzt er in der Jugend Prangen!
Mit seiner Lanze brach sein Leben ab.
Getroffen stürzt er und gebrochen hin.
Jetzt ziehen schon die Würmer und die Schlangen
Ueber die fleischentblößten Knochen hin . . .

5.

Kriegslied.

Es schwang sich der Reiter auf sein schwarzes Roß,
Es versammelt sich um ihn der Knechte Troß.
Er ist zu den Zelten der Feinde geritten,
Und hat dem Samam-Chan den Kopf abgeschnitten.

6.

Klagelied.

Ich war auf's Feld hinausgegangen,
Da sah ich zwei schöne Mädchen wandern,
Es schwoll das Herz vor Lust mir.

Ich ging von Einer zu der Andern,
Ich konnte Keine von Beiden erlangen,
Da quoll schwarzes Blut in der Brust mir.

* * *

Es wollte keinem schönen Kind
Meine starke Liebe gefallen —
Die Köpfe zweier Kurden sind
Durch meine Hiebe gefallen.
Es war das Gras vom Taue naß
Als sie getödtet wurden;
Die grünen Halme im Wiesengras
Vom Blute geröthet wurden.

* * *

Um zweier Schönen Augen willen
Hat sich mein Herz empört,
Um zweier Schönen Augen willen
Ist mir das Herz zerstört.

* * *

Ich bin alt geworden, schwach und alt,
Habe mein siebzigstes Jahr erreicht.
Vor Schwäche gebrochen ist meine Gestalt,
Vor Alter und Gram das Haar erbleicht.

Vor Gram sind meine Wangen erblichen,
In den Augen flimmert es roth mir —
Und Ruhe wie Schlaf ist von mir gewichen,
Vor den Augen flimmert der Tod mir!

7.

Trauerlied.

Stieg der Frühling in die Lande nieder,
Flur und Hain mit frischem Grün zu färben,
Alles weckte er zum Leben wieder,
Nur der Wittwe Sohn rief er zum Sterben.

Im Gebirge scholl ein Klagegestöhn,
Weint die Mutter den verlornen Sohn,
Ach, er war so schön, so jung und schön!
Und nun deckt das kalte Grab ihn schon!

Weithin schimmerte sein roth Gewand,
Wenn er, hoch die Lanze in der Hand,
Sich zu Rosse in den Bügel schwang,
Und den Schild gleich einem Flügel schwang.

Kommt das Roß gesattelt, kommt von fern,
Wiehert laut um den verlornen Herrn,
Scharrt den Boden auf mit wundem Huf,
Doch er hört nicht seines Rosses Ruf.

Weithin tönt der Klageweiber Schrei'n —
Nimmer weilt er in der Krieger Reih'n!
Würmer fressen seine Leiche schon,
Kalte Erde, kalter Grabesstein,
Deckt das Angesicht, das bleiche, schon!

Fünfunddreissigstes Kapitel.

Abowian.

Ich hatte nach meiner Rückkehr von Armenien zu wiederholten Malen an Abowian geschrieben, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, mir eine Fortsetzung der kurdischen Volkslieder und der in tatarischer Sprache geschriebenen Gedichte des Keschisch-Oglu zu schicken. Er wußte, daß es in meiner Absicht lag, eine deutsche Uebersetzung davon zu veranstalten und ihm die daraus entspringenden pekuniären Vortheile zur Verbesserung seiner bedrängten Lage zuzuwenden. Es war mir deshalb unerklärlich, daß alle meine Briefe unbeantwortet blieben, bis ich, kurz nach dem ersten Erscheinen dieses Werks, die traurige Ursache erfuhr. Ein alter Bekannter von mir und mein Lehrer der kleinrussischen Sprache, Staatsrath Roskovschenko, aus Tiflis, der mich im Sommer 1850 auf einer Badereise in Berlin besuchte, theilte mir mit, daß Abowian schon seit ein Paar Jahren verschollen sei, ohne daß man, trotz aller Nachforschungen, eine Spur von ihm entdeckt habe. Roskovschenko, der frühere Vorgesetzte Abowians, war veranlaßt worden, ihn nach Tiflis zu ziehen, um ihm hier eine bessere Stellung zu verschaffen. Ein georgischer Hülfslehrer vom Gymnasium zu Tiflis, Turkistanow, wurde nach Eriwan entsendet, um Abowian einstweilen zu vertreten. In Eriwan angekommen, erfährt er, daß Abowian ganz gegen

seine Gewohnheit am frühen Morgen das Haus verlassen habe und noch immer nicht zurückgekehrt sei. Turkistanow wiederholt am folgenden Tage seinen Besuch, und findet die Frau Abowians in Thränen aufgelöst; sie hat in der ganzen Nacht umher nach ihrem Manne gesucht; keiner weiß von ihm, keiner will ihn gesehen haben. Seit jenem Tage ist er verschwunden und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Wahrscheinlich hat er sich selbst den Tod gegeben, denn schon zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, war er in einer sehr trüben und hoffnungslosen Stimmung, woran drückende Nahrungssorgen und Mißmuth über die geringe Anerkennung seiner aufopfernden Thätigkeit keinen geringen Antheil hatten.

In seinem letzten Briefe schrieb mir Abowian, daß er entschlossen sei, den russischen Staatsdienst zu verlassen, um sich in das Innere von Armenien zurückzuziehen und dort nach der Weise seiner Vorfahren vom Ackerbau zu leben, da sein geringes Einkommen den Bedürfnissen der Stadt nicht genügte und ein längeres Warten auf etwaige Verbesserung seiner Lage ihn nur noch tiefer in's Elend stürzen würde.

Es waren schlimme Erfahrungen, die den talentvollen und strebsamen Mann zu diesem Entschlusse gebracht hatten. Seine Lebensgeschichte ist zu merkwürdig, als daß ich es unterlassen könnte, einige Züge daraus mitzutheilen.

Abowian wurde zu Anfange dieses Jahrhunderts in einem Dorfe bei Eriwan, dessen Namen ich vergessen habe, von armen Eltern geboren. Da er von Kindesbeinen an eine große Lernbegierde zeigte, so kam er schon sehr früh in das Kloster von Etschmiadsyn, um dort zum Geistlichen ausgebildet zu werden. In diesem altberühmten Patriarchensitze am Fuße des Ararat herrschte damals der Katholikos Jephrem (d. i. Ephraim) ein kalter, hochfahrender Mann, der in Bezug auf Formen und Aeußerlichkeiten unter den Mönchen und Zöglingen des Klosters ein strenges Regiment führte, aller wahren

Kultur und Wissenschaft aber von Herzen gram war. Mit seinen eigenen Kenntnissen that er immer sehr geheim, und als die gelehrtesten seiner Bischöfe und Mönche galten diejenigen, welche es zu einem nothdürftigen Verständniß der altarmenischen Bibelübersetzung gebracht hatten.

Zu jener Zeit trug das Kloster noch nicht die Maske europäischer Kultur, die es seit dem Besuche einzelner Mitglieder der kaiserlichen Familie angethan hat. Abowian erzählte mir und R., als er uns nach Etschmiadshn begleitete, daß es ihn immer eiskalt überlaufe, wenn er die alten Gemäuer betrete, so schauerlich seien die Eindrücke gewesen, die er in früher Jugend dort empfangen und die sich nie wieder aus dem Gedächtniß verwischen ließen Verschiedene Fluchtversuche, auf welchen man ihn ertappt hatte, gaben Veranlassung, daß ihm eine noch strengere Behandlung zu Theil wurde, als vorher schon.

So wuchs er heran unter Weinen, Beten und Fasten, in einer rohen, für alles Edle abgestumpften, in unnatürlichen Lüsten verkommenen Umgebung, ohne anderen Gewinn davon zu tragen, als eine nothdürftige Kenntniß der altarmenischen Sprache. Er hatte es bis zum Diakon gebracht, als der berühmte Dorpater Professor Parrot im Jahre 1829 nach Armenien kam, um Versuche zu einer Ersteigung des Ararat zu machen. Der Zufall führte ihn mit Abowian zusammen, der auf Parrot einen so günstigen Eindruck machte, daß dieser die Schwierigkeiten nicht scheute, ihn zum Reisegefährten zu gewinnen, nachdem die anderen Schwierigkeiten, welche die hohe Geistlichkeit jedem Versuche einer Ersteigung des Ararat entgegenzusetzen für ihre Pflicht hält, glücklich überwunden waren.

Der erste Versuch, welcher ohne Abowian unternommen wurde, mißglückte. Daß Parrot bei der zweiten Ersteigung zu einer Höhe von 15,138 Par. Fuß kam und endlich beim

dritten Versuche (26—28sten September) wirklich die bis dahin seit der Sündflut von keines Menschen Fuß betretene Spitze des Ararat erreichte, hatte er zum großen Theil den Anstrengungen und der Umsicht Abowians zu verdanken.

Der deutsche Gelehrte faßte eine lebhafte Zuneigung zu dem jungen Armenier und nahm ihn nach seiner Rückkehr in die Heimat mit nach Dorpat, wo er Vaterstelle an ihm vertrat und ihn sechs Jahre lang auf seine Kosten studiren ließ.

Diese sechs Jahre bildeten die Glücksperiode im Leben Abowians. Er sah eine neue Welt vor sich aufgethan und erfaßte Alles mit so regem Eifer und so frischer Empfänglichkeit, daß er sich bald vollkommen heimisch fühlte in seiner deutschen Umgebung. Die bedeutenden Sprachkenntnisse, welche er sich in jener Zeit erwarb, legten eben so günstiges Zeugniß ab von seinen geistigen Fähigkeiten, wie die große Anhänglichkeit und Dankbarkeit, welche er seinen Lehrern bewies, seinem Herzen zur Ehre gereicht. Seine Dankbarkeit erstreckte sich auf Alles, was einen deutschen Namen trug, und wie er nach seiner Rückkehr in die Heimat keine Gelegenheit entschlüpfen ließ, den deutschen Reisenden welche den Kaukasus und Armenien besuchten, nützlich zu sein, so sah er es auch als seinen Lebenszweck an, deutsche Kultur und Sprache unter Georgiern und Armeniern zu verbreiten. Ueber hundert junge Asiaten hatte er zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte (1844) soweit gebracht, das sie sich mündlich und schriftlich mit Geläufigkeit in der deutschen Sprache ausdrücken konnten. Er verlebte nach seiner Rückkehr von Dorpat eine Reihe von Jahren in Tiflis, wo er sich ausschließlich mit der Bildung seiner jungen Landsleute beschäftigte, aber, zu uneigennützig und zu wenig praktischer Natur, um den alten Grundsatz: der Arbeiter ist seines Lohnes werth, in nöthiger Ausdehnung auf sich selbst anzuwenden, bald in pekuniäre Verlegenheiten gerieth, welche die Quelle unendlicher Trübsal für ihn wurden. Mirza-Schaffy

sagte einmal treffend von ihm »Abowian awalindshe Armeninder, kje Armenin jochder« — ein Satz, der den doppelten Sinn hat: Abowian ist der erste Armenier, der kein Armenier (d. h. kein habgieriger und bestechlicher Mensch) ist; und: Abowian ist der Erste Armenier, weil er kein Armenier ist (in der schlimmen Bedeutung des Worts). Auf Verwendung seiner Dorpater Freunde erhielt Abowian, der sich inzwischen mit einer Deutschen verheirathet hatte, eine Stelle als Inspektor der Kreisschule zu Eriwan, aber mit einem so dürftigen Gehalte, daß er sein Leben nur kümmerlich davon fristen konnte.

Ich habe schon öfter Gelegenheit genommen zu bemerken, daß die Gehalte in Rußland immer auf ein weites Gewissen der Beamten berechnet sind. Leute, welche ein solches Staats-gewissen haben, führen durchgängig ein angenehmes Leben und geben oft mehr für ihre Dienerschaft aus, als das ganze Gehalt beträgt; während Andere, die sich aus Furcht oder Ehrlichkeit nicht in die Verhältnisse zu schicken wissen, nie auf einen grünen Zweig kommen.

Zu dieser letzteren Klasse gehörte Abowian. Er war zu ehrlich, um den russischen gewöhnlichen Weg der Bereicherung einzuschlagen, und alle Versuche, seine vielen wissenschaftlichen Arbeiten zu verwerthen, mißglückten. So hatte er z. B. mit großem Fleiß und Zeitaufwand eine Grammatik und ein Wörterbuch der neu-armenischen Sprache, wie sie heute im Munde des Volkes lebt, ausgearbeitet und nach Petersburg eingesendet, in der Hoffnung, daß die Akademie der Wissenschaften das Werk auf ihre Kosten zum Druck befördern und ihn durch eine mäßige Unterstützung zu weiteren Arbeiten ermuthigen werde. Seine Erwartung schlug fehl.

Alle Hoffnungen, welche er an das, unter langjährigen Mühen und Sorgen vollendete Werk geknüpft hatte, waren mit Einem Federzuge vernichtet, und es war ihm zugleich die Möglichkeit genommen, seine übrigen Arbeiten zu vollenden.

Spätere einflußreiche Verwendungen von sachverständigen Leuten blieben aus politischen Gründen erfolglos.

Es lag nämlich in der Absicht Abowians, und alle seine Arbeiten liefen darauf aus, eine neu-armenische Literatur zu gründen und solchergestalt der Entwickelung seiner Landsleute eine nationale Basis zu geben. Ich habe schon früher bemerkt, daß das Alt-Armenische längst zu einer todten oder Gelehrten-Sprache geworden, deren reiche literarische Schätze im Lande selbst nur wenigen Auserlesenen zugänglich sind. Das Beste von diesen Schätzen wollte Abowian, mit Beibehaltung der alten Schriftzeichen, in die neu-armenische Sprache übertragen, als sicherstes und bequemstes Mittel, um Bildung unter seinen Landsleuten zu verbreiten und wissenschaftlichen Sinn unter ihnen zu wecken. Waren doch früher selbst die Gebildeteren des Volks genöthigt gewesen, die Bibel in einer türkischen, mit armenischen Buchstaben umkleideten Uebersetzung zu lesen, bis dem Uebel durch Dietrich's Versuch einer neu-armenischen Bibelübersetzung theilweise abgeholfen wurde.

Abowian hätte, mit Hülfe seiner tüchtigsten Schüler, durch Uebersetzungen aus dem Alt-Armenischen und aus den europäischen Sprachen, binnen wenigen Jahren eine den augenblicklichen Bedürfnissen des Volks genügende Literatur in's Leben rufen können, wenn seine Pläne nicht von Petersburg aus absichtlich vereitelt wären.

Die russische Regierung strebt darnach, in den Ruf einer Beschützerin der Wissenschaften und Künste gebracht zu werden. Sie verschwendet gern die größten Summen an die unbedeutendsten Menschen, wenn diese nur mit guten Empfehlungen versehen sind. Sie sieht es gern und belohnt es mit Rang und Orden, wenn man in Petersburg kalmükische und kirgisische Grammatiken für Franzosen schreibt. Sie hat nichts dagegen, daß man die alten pontischen Königsgräber aufwühlt und die ausgegrabenen Statuen in Museen aufstellt. Sie hat ebenso

wenig dagegen einzuwenden, daß ihre Archäologen diesen Statuen Köpfe und Beine abschlagen (wie das wirklich vorgekommen), um sie bequemer in Kisten verpacken zu können, zur Versendung nach Petersburg.

Aber jede vom russischen Katechismus abweichende nationale Entwickelung ist ihr ein Dorn im Auge. »Wenn die Armenier sich bilden wollen, so mögen sie russisch lernen, und wenn sie beten wollen, so mögen sie russisch beten,« sagte General S., einer der Mitdirigenten der moskowitischen Volksaufklärung.*)

Man wird es hienach begreiflich finden, daß Abowian, trotz aller Ausdauer und Tüchtigkeit, mit seinen Bestrebungen nicht durchdringen konnte in Rußland.

* * *

Die wenigen Zeilen, welche ich meinen armenischen Freunde als Nachruf widmen wollte, sind unversehens zu einem ganzen Kapitel angewachsen. Ich fürchte nicht, den Unwillen des deutschen Lesers dadurch erregt zu haben.

Abowian, der soviel dazu beigetragen, den deutschen Namen im fernen Orient zu Ehren und Ansehen zu bringen, verdient es, daß sein eigener Name in Deutschland zu Ehren und Ansehen komme.

*) Es ist nur billig, daran zu erinnern, daß Obiges schon vor 16 Jahren geschrieben wurde. Unter Kaiser Alexander II. hat Rußland einen mächtigen Aufschwung zum Bessern genommen. B.

Sechsunddreissigstes Kapitel.

Die Blüthezeit der georgischen Literatur.

Meine Abreise von Tiflis sollte mit Beginn des Frühlings 1845 vor sich gehen. Den Winter hindurch beschäftigte ich mich mit Vorbereitungen zu neuen Wanderungen und mit Wiederaufnahme meines Studiums der georgischen Sprache und Literatur, ohne jedoch weit damit zu kommen, wie ich denn überhaupt kein großer Sprachforscher bin und es in keinem morgenländischen Idiome zu einer wirklich gründlichen Kenntniß gebracht habe. Das zum Hausgebrauch Nöthige eignete ich mir leicht an, und im Uebrigen verfolgte ich meist nur poetische Zwecke.

Die georgische Literatur, obgleich ebenfalls reich an theologischen, historischen und geographischen Werken, und besonders an Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen, unterscheidet sich wesentlich von der armenischen durch ihre vielen poetischen Denkmäler. Sie erreichte ihren höchsten Glanzpunkt, wie alles Große im Lande, unter der Regierung der berühmten Königin Thamar (1174—1201); die Zeit ihrer Blüthe beginnt mit dem eilften, und endigt mit dem dreizehnten Jahrhundert.

Wir besitzen aus jener Zeit eine Menge, von den wenigen Kennern der georgischen Literatur vielgerühmter Dichtungen,

unter welchen ein langes Heldengedicht, betitelt »Wepchiß-Tkaoßani« d. i. »das Pantherfell« den ersten Rang einnimmt.

Der von der Königin Thamar — zu deren Verherrlichung das Werk geschrieben wurde — hochgefeierte Dichter Schota Rustawel stammte aus Rustawo, einem in Achalzich gelegenen Dorfe. Seine Bildung hatte er in Athen erhalten; die Königin Thamar zog ihn an ihren Hof und ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar. Nach einem glänzenden und geräuschvollen Leben zog er sich in ein Kloster zurück und beschloß seine Tage in Jerusalem.

Seit dem — ebenfalls für Kunst und Wissenschaft begeisterten — Vorgänger Thamar's: David, mit dem Beinamen der Erneuerer, war Athen zur eigentlichen Pflanzschule georgischer Bildung geworden. Schon zu Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte dieser König verordnet, daß alljährlich zwanzig georgische Jünglinge, welche sich durch ihre Befähigung auszeichneten, nach Athen geschickt werden sollten, um dort römisch-griechische Weisheit zu lernen.

Der solchergestalt vermittelte europäische Einfluß scheint jedoch zur Läuterung des Geschmacks in der georgischen Literatur nicht viel beigetragen zu haben. Ich habe das »Pantherfell« in der russischen Uebersetzung Rajewsky's, theilweise mit Vergleichung des Textes gelesen, und wenn ich hiernach ein Urtheil fällen sollte, so würde dies nicht besonders günstig lauten.

Doch kann, wie schon oben bemerkt, wegen meiner ungenügenden Kenntniß der Sprache mein Urtheil über die georgischen Dichtungen nicht maßgebend sein, denn bei dem Mangel an Gedanken und Gestalten in diesen Werken, müssen ihre Hauptvorzüge wohl in der Schönheit der Sprache und Form bestehen, sonst wäre es unmöglich, daß die Georgier sich so daran begeistern könnten, wie wirklich der Fall ist.

Wollte man z. B. die Erzeugnisse mancher unserer gepriesenen Dichter ihrer schönen Form und Sprache entkleiden, so würde ebenfalls nicht viel übrig bleiben.

David Tschubinoff, einer der gründlichsten Kenner georgischer Sprache und Literatur, der im Verein mit Brosset und Palawandoff die neueste kritische Ausgabe des »Pantherfells« besorgt hat, sagt darüber:[13]) Schon der Umstand, daß Rustawel's Gedicht ein volksthümliches geworden, spricht für seinen hohen poetischen Werth. Aber mit den Schöpfungen eines Homer, Virgil, Tasso und anderen unsterblichen Dichtungen duldet es keine Vergleichung.

Viele Stellen erinnern an die heilige Poesie der Hebräer, an Homer und andere Dichter des klassischen Alterthums, während der Stil durchweg orientalisch und besonders den Erzählungen von Tausend und Einer Nacht nahe verwandt ist, — dieselbe Uebertreibung im Pathetischen, dieselben hyperbolischen Ausdrücke . . .

Die erste gedruckte Ausgabe des Wepchiß-Tkaoßani verdankt man dem kunstsinnigen und frommen Könige Wachtang VI., der selbst folgende Einleitung dazu schrieb:

»Preis und Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit! Ich, ein Nachkomme David's,[14]) ein Enkel des berühmten Wachtang, Neffe des gefeierten Artschil und des hochgefeierten Königs Georg von Kartali, Sohn des großen Königs Lewan (Leo) und Selbstherrscher Georgiens, Wachtang der Sechste, habe Typographen aus der Walachei kommen lassen und eine Buchdruckerei gegründet, zum Seelenheil der erwähnten Könige, meines Vaters und meiner Mutter, der Tochter des Fürsten Guri, zum Seelenheile meiner selbst und meiner Gemahlin Russudani, der tscherkessischen Fürstentochter, und zur Erbauung unserer Kinder.«

Das sehr weltlich geschriebene Gedicht theilt mit dem hohen Liede Salomonis und den Liedern Hafisen's das Schicksal mystischer Deutung. Es war dem hochseligen Könige Wachtang unangenehm, daß die gewöhnlichen Leser in diesem Gedichte vorzugsweise der Darstellung menschlicher Leidenschaften ihre

Aufmerksamkeit zuwendeten, und an den verführerischen Schilderungen der Liebe Gefallen fanden. Darum erklärte er das Ganze für eine bloße Allegorie zur frommen Erbauung, und versah es in diesem Sinne mit einem Kommentar und fortlaufenden Noten.

In der georgischen Prosodie wird nicht quantitirt, sondern bloß accentuirt. Auch die oben erwähnte Dichtung ist ganz auf den Tonfall gegründet. Der von Wachtang herausgegebene Text begreift 1589 vierzeilige Strophen, von welchen jede durch einen viermal gleichmäßig wiederkehrenden, dreisilbigen (daktylischen) Endreim gebunden wird . . .

Die neuere Literatur der Georgier besteht größtentheils aus wundersamen Legenden, Heiligengeschichten u. dergl.

Zur näheren Veranschaulichung von Gehalt und Gestalt solcher Schriften lasse ich hier die Geschichte des Märtyrerthums des heiligen Dawith und Constantiné[15]) folgen, welche eins der besten Erzeugnisse dieser Art sein muß, da der Akademiker Brosset, der Hauptkenner des Georgischen, sie als Musterstück aufgenommen hat.

Leidensgeschichte der georgischen Heiligen Dawith und Constantiné.

Diese unbesiegbaren Märtyrer waren georgischer Herkunft, von den Grenzen Abchasiens, aus der Gegend von Argweth. Sie stammten aus einer Familie von Asnaours[16]), waren verwandt mit einander, tapfere und glänzende Krieger, und berühmt durch ihre Heldenthaten auf dem Schlachtfelde.

Nun vernehmt, wie das Aeußere des heiligen und unbesiegbaren Märtyrers Dawith war: stark und wohlgeformt, war sein Körper weder sonderlich groß, noch lächerlich klein; angenehm und vollendet in jedem Punkte, war er unmaßen

sanft. Die Züge seines Gesichts waren gleichmäßig schön, seine Augen grau, sein Bart kastanienbraun, seine Haut weiß, seine Nase leicht gebogen. Mit großer Willenskraft begabt, gläubig, von hoher Sittenreinheit, war er ungefähr acht und dreißig Jahre alt.

Auch der heilige Constantiné war schön von Körper, hatte röthlich graue Augen, kastanienbraunes, glänzendes und gekräuseltes Haar. Er besaß große Beredsamkeit und beantwortete ohne Zögern die ihm vorgelegten Fragen; sein Betragen war rein und rechtschaffen; seine Hüften waren umgürtet mit Sitte. Ungefähr siebzehn Jahr alt, beobachtete er strenge die Fasten, und ließ sich anschauen, ohne zu erzürnen.[17]) Weder Lügen noch Schwüre kennend, wandelten sie beide einher, wahre Muster der Frommen, gaben den Hungrigen zu essen, vertheilten Almosen unter die Waisen; kurz: sie hatten die Vollkommenheit aller Tugenden.

Nun vernehmt, wie ihre Leidensgeschichte sich zutrug.

Es war in der Zeit, wo der Herr, um unser Volk zu prüfen, gegen uns den Degen der Perser sandte, und wo, um unsere Sünden zu strafen, Murwan Abu'l-Cassim der Taube, Sohn der Schwester des abscheulichen Betrügers Muhammed, welcher das ganze Land der Sarazenen verführte, und sein trügerisches Wort triumphiren machte, uns heimsuchte. Es geschah solches aber im Jahre 6223 nach Erschaffung der Welt, oder 777 nach der Kreuzigung unseres Heilandes.

Da dieser Gottlose (Murwan Abu'l-Cassim) die Sendung erhalten hatte, unser Land und noch andere Länder ganz zu verwüsten, so versammelte sich das Volk in der Zahl von 1330 Mann, unter Anführung der Heiligen Dawith und Constantiné, welche Alle ermahnten, Jesum Christum nicht zu verläugnen.

Die persischen Heerschaaren, zahlreich und kriegerisch,

begannen mit einem Vortrab von 9000 Mann Abends den Angriff.

Die Schlacht dauerte bis zum Hahnenschrei; 1250 Mann fielen unter den Streichen der Perser, diejenigen aber, welche die Schlacht überlebt und sich zurückgezogen hatten, wurden unversehens überfallen und Alle hingeschlachtet als Opfer Christi. Nur Wenige blieben in den Wäldern versteckt. Die Heiligen aber, Dawith und Constantiné, wurden gefangen und vor den Tyrannen geführt; und da sie Jesum hartnäckig bekenneten, wurden sie stark mißhandelt von diesen ungläubigen Menschen, darum daß sie laut die Mysterien der Gewalt des Heilandes verkündet hatten. Sie wurden verdammt, umzukommen in den Wassern des Rion, weil sie die ihnen gewordenen Befehle und Verheißungen verachtet hatten.

Aber die Heiligen hörten ihr Urtheil mit Freude an, und baten Gott, daß er ihre Leiber bewahren möge vor der Verwesung des Grabes, und daß Alle, welche daran rührten und ihren Namen anriefen, frei würden von allen Schmerzen.

Und einige Gläubige bemerkten hiernach einen Heiligenschein ihre Häupter umschweben, und sie trugen die Leichen davon und bestatteten sie unter den Steinplatten der Kirche, und unter dem Altar.

Es ist aber dieser Ort Uthmini geheißen, und es geschehen daselbst zahllose Wunder zum Ruhme Gottes und Seiner Heiligen. Amen.

Siebenunddreissigstes Kapitel.

Letzte Eindrücke von Tiflis.

War ein Aufruf geschehen gen Daghestan,
Zogen die Krieger vom Thal und Gebirg' heran,
Des Kaisers Armee vom Russenland,
Die Armenier in flatterndem Kriegsgewand,
Der Tataren rothbärtiger Räubertroß,
Die gepanzerten Reiter von Kachethos;
Die Stämme von Kolchis, vom Ararat,
Kamen alle gezogen zur Kyrosstadt.
Und die Horden halten — der greise Sardaar
Reitet auf und ab und mustert die Schaar.
Es ertönen die Hörner, die Trommel schallt,
Daß es laut von den Bergen rings wiederhallt.
Und auf den Dächern der Häuser stehen
Die Frauen und Kinder — im Morgenwind wehen
Die bunten Gewänder und manch' Auge wird feucht,
Wie's hinab auf die Schaaren der Krieger steigt —
Weint die Mutter den Sohn, und das Weib den Mann,
Die zu Felde ziehen gen Daghestan . . .

Es war die letzte Musterung, welche der greise Sardaar (General von Neidhart) in Tiflis hielt. Er wurde abberufen, und nach ihm bezog Graf (jetzt Fürst) Woronzoff den Palast der Statthalter vom Kaukasus.

Bald darauf sagte auch ich der alten Kyrosstadt Lebewohl, um durch die Wälder von Kolchis zu pilgern, die Küsten des Schwarzen und Asow'schen Meeres zu besuchen,

die Krim zu durchwandern und mich dann von Odessa nach Konstantinopel einzuschiffen. Selten, vielleicht nie mehr, hat Tiflis solch zauberischen Glanz, solchen Zudrang von Menschen, solch wunderbare Pracht in seinen Mauern gesehen, als während der Festlichkeiten, welche zu Ehren der Ankunft des neuen Statthalters und seiner Familie begangen wurden.

Suchen wir, um uns das Ganze besser zu veranschaulichen, noch einmal einen raschen Gesammtüberblick von Tiflis zu gewinnen.

Zwischen kahlen, aus Kalkstein und Thonschiefer aufgeschichteten Bergen, welche nur gegen Norden und Süden eine Oeffnung lassen, dehnt sich die unregelmäßig gebaute Stadt in einem vom Kur (Kyros) durchschlängelten Thale aus, solchergestalt, daß alle Hauptstraßen, Plätze und größeren Gebäude auf der rechten Seite des Stromes liegen. Gegen Süden lehnt sich die Stadt an einen etwa 400 Fuß über den Wasserspiegel des Kyros aufsteigenden, von Süd-West herlaufenden Hügelrücken, welcher die mächtigen Ruinen der uralten Festung Narikalé trägt. Im Westen ist der höchste Punkt der schon oft genannte Mta-Zminda, oder heilige Davidsberg, der sich 1050 Fuß über die Kurbrücke erhebt und demnach eine absolute Höhe von 2150 Fuß hat, da das Kyrosthal hier (nach dem sehr genauen Nivellement, welches Parrot mit Herrn von Behaghel von Tiflis bis zum Schwarzen Meere gemacht), 1100 pr. Fuß über der Meeresfläche liegt. [18])

Nach allen Seiten steigen würfelförmig gebaute Häuser, bald einzeln, bald in unregelmäßigen Gruppen die Berge hinan und überall fällt der Blick auf strotzendes Gartenland.

Gewährt so Tiflis schon an und für sich durch seine malerische Lage eine reiche Abwechselung fesselnder Bilder, um wie viel mehr, wenn es sich im Festschmucke zeigt!

Das herrlichste Wetter begünstigte die Festlichkeiten. Die Straßen waren trocken und der Himmel heiter.

Alle Häuser der wohlhabendern Einwohner waren behangen mit kostbaren Stoffen, alle Bazars mit reichen Teppichen ausgelegt, alle Straßen mit Blumen bestreut. Einige Fontainen waren mit blutrothem Wein gefüllt, was besonders bei abendlicher Beleuchtung ein zauberhaftes Farbenspiel erzeugte.

Am blendendsten aber war das Schauspiel in der Hauptstraße der Stadt, wo der Sardaar seinen Einzug hielt. Nur in Rom, während des Karnevals, habe ich Aehnliches gesehen Auf den Dächern, auf den Balkons und Gallerieen leuchtete Kopf an Kopf aus den schönen Gewändern hervor. Jedes Haus war zu einem Piedestal lebender Bilder, jedes Fenster zum Rahmen der Schönheit geworden.

Strahlender als alle übrigen aber war Dein Antlitz, Julia, Du wonniges Wesen! Du warst ein Fremdling in diesem Lande, aber die Töchter des Gebirges beneideten Dich um Deine Schöne, und sie nannten Dich »die Rose vom Kaukasus. Und nie haben zwei so kleine Füße so viel Schönheit, Tugend, Hoheit und Anmuth getragen, als Deine Füßchen!

Wir werfen einen flüchtigen Blick auf die festliche Abendbeleuchtung der Stadt und nehmen dann Abschied auf immer.

Ganz Tiflis schien in ein Feuermeer verwandelt; alle Berge in der Runde schienen zu flammenden Vulkanen geworden; die Erde athmete warm; auf allen Plätzen brannten bengalische Feuer; auf allen Dächern loderten Fackeln; schimmernde Lampenreihen durchzogen die Stadt in allen Richtungen, gleich blitzenden Perlenschnüren, und dazwischen wandelten die leichtfüßigen Töchter von Tiflis in luftigen Gewändern, und die stattlichen Männer des Gebirges im silbernen Waffengeschmeide.

Das schönste Märchen der Tausend und Einen Nacht kam dieser Wirklichkeit nicht gleich ... Jetzt scheiden wir von Tiflis, und in wenigen Tagebuchblättern erzähle ich Euch meine Erlebnisse auf der Reise zum Schwarzen Meere.

Achtunddreissigstes Kapitel.

Wanderung zu den Ländern am Schwarzen Meere.

I.

Mtzchetha. Gori. Uphlis-Ziche.

April 1845.

Von Tiflis bis Mtzchetha [19]) bieten die Hügelketten, welche den Weg begränzen, einen ziemlich einförmigen und kahlen Anblick. Von dort bis Gori zeigt sich schon eine reichere, mannigfaltigere Vegetation, und man fährt zwischen frühlings- bunten Hügelreihen und üppig bewachsenen Fluren, welche nur hin und wieder durch kahle, wüste Flächen unterbrochen werden.

Von der Herrlichkeit der alten Hauptstadt ist jetzt nichts mehr zu sehen; nur einige zeitverwüstete Ruinen, eine schöne, gut erhaltene Kirche und etwa hundert von armen Georgiern und Armeniern bewohnte Häuser zeigen die Stelle, wo sie gestanden. Wie in der Geschichte, so auch in den Sagen und Liedern des Volks, spielt Mtzchetha eine große Rolle.

Hier ist der Schauplatz des durch meine Uebersetzung in Deutschland bekannt gewordenen Gedichtes von Lermontoff: »der Tscherkessenknabe«.

Interessant war es mir, in Bezug auf die alten Trümmer des Schlosses von Mtzchetha unter dem Volke eine Sage zu finden, wovon die meisten Völker Europa's Analoges aufzuweisen haben. Sie erzählt von einer schönen, buhlerischen

Königin, welche vor Zeiten das Schloß bewohnte, und durch List oder Gewalt die jungen Wanderer, die des Weges zogen, zu sich lockte, und, wenn sie ihrer frechen Lust gefröhnt, die Betrogenen von den Zinnen der Veste hinabstürzen ließ in der Aragua Flut. Ein grusischer Dichter hat die Sage poetisch bearbeitet; das Gedicht ist zu lang und weitschweifig, als daß ich es hier ganz wiedergeben könnte; ich werde nur einige Strophen davon anführen:

„Zu der Schneegebirge Füßen,
Grusiens alter Hauptstadt nah',
Wo die gelben Ströme fließen,
Kyros und Aragua,
Steht ein Schloß — zerstört, zerfallen
Längst, im Sturmesschritt der Zeit;
Doch noch zeugen seine Hallen
Von vergang'ner Herrlichkeit;

Und noch blüht im blum'gen Duft es,
Um der Mauern grauen Kreis,
Aus den schatt'gen Bäumen ruft es,
Ruft es laut und flüstert's leis.
Nur zur mitternächt'gen Stunde
All' der bunte Zauber weicht,
Athmet's schaurig in der Runde;
Der Gesang der Vögel schweigt“ . . .

Dann beschreibt der Sänger die böse Bewohnerin des Schlosses, und wie sie fortlebte im Fluche des Volks:

„Schön war sie — doch ihre Schöne
Nie ein liebend Herz gewann;
Jung war sie — doch Grusiens Söhne
Sahen sie mit Schaudern an u. s. w.“

Nachdem er darauf lebhaft ihren frevelhaften Lebenswandel geschildert, läßt er ihr die Strafe auf dem Fuß folgen. Sie

verliebt sich nämlich in einen Mann, welcher trotz allen Versprechungen und Drohungen ihre Liebe unerwiedert läßt. Der Dichter malt ihn also:

„Groß und schön sind Grusiens Söhne,
Aber nie betrat ihr Schloß
Je ein Mann, den solche Schöne,
Solcher stolze Muth umfloß.“

Und bei seinem Anblick steigen Gefühle in ihrem Herzen auf, die sie nie gekannt; reuezerknirscht sieht sie zurück auf ihr fluchbeladenes Leben und verspricht an der Hand ihres neuen Geliebten auch in einem neuen Leben zu wandeln. Aber der weist sie kalt zurück, und erwiedert ihre Anträge mit stolzer Verachtung. Sie kämpft einen langen Kampf; endlich trägt ihr Stolz den Sieg davon, und sie weiht den jungen, unerbittlichen Grusier einem furchtbaren Tode. Der Dichter fährt fort:

„Wird sich nie ein Rächer finden
Der dem Frevel Halt gebeut,
Und sie straft für ihre Sünden?
Doch der Rächer ist nicht weit,
Kennt nicht Gnade noch Verzeihung:
Selber rächt die Liebe sich,
Nimmer duldet sie Entweihung,
Ihr Gericht ist fürchterlich!“

Die Königin findet nach dem Tode ihres Geliebten nicht Ruhe mehr; die alte Liebe taucht wieder auf mit all' ihrer Macht, und verfolgt sie wie ein drohender Schatten. Und die Gewissensbisse, der Sünde peinigende Kinder, foltern sie Tag und Nacht, bis die Lebensmüde endlich durch ihren Tod die strafenden Mächte versöhnt.

II.

April 1845.

Gori, unser erster Anhaltpunkt, ist eine Stadt von nur ein paar Tausend Einwohnern (die Garnison ausgenommen, welche sich auf 5000 Mann beläuft), aber für Jemanden, der grusisches (georgisches) Leben und Treiben kennen lernen will, der wichtigste Punkt des Königreichs.

In Tiflis ist das russische Element schon seit zu langen Jahren vorherrschend gewesen, als daß die armenische und grusische Bevölkerung dieser Stadt von seinem Einfluß hätte frei bleiben können. In Gori ist dies weniger der Fall, weshalb sich auch hier die Eigenthümlichkeiten und Sitten des Volks in größerer Reinheit erhalten haben. Wir waren gezwungen, hier bis zur Durchreise der Gräfin Woronzoff, welche in diesen Tagen erwartet wurde, zu verweilen, da auf den Stationen alle Pferde für die Gräfin und ihr Gefolge in Bereitschaft gehalten werden mußten.

Die Reisenden in den russischen Landen befinden sich immer in einer mißlichen Lage, wenn auf dem Wege, welchen sie zu machen haben, zufällig irgend eine hohe Person erwartet wird. Man muß in einem solchen Falle zuweilen ganze Wochen lang vergeblich auf Pferde warten. In dem europäischen Rußland ist dem Uebel leichter abzuhelfen, da man dort fast überall bei den Bauern Miethpferde findet, welche man freilich oft mit dem Dreifachen des gewöhnlichen Preises bezahlt, dafür aber auch der Unannehmlichkeit überhoben wird, die Zeit nutzlos auf den ungastlichen Stationen zu vergeuden.

Von dem Oberst Kapioff, Chef des hier stehenden Regiments, wurden wir mit großer Freundlichkeit aufgenommen, wie sich überhaupt Gastfreundschaft noch in hohem Grad bei den Russen findet. Da das Haus des Obersten der Ver-

einigungspunkt der vornehmern Gesellschaft von Gori ist, so hatten wir Gelegenheit, einige der vielgepriesenen Schönen der Stadt etwas genauer kennen zu lernen. Zudem hatte der Oberst die Güte, heute Morgen mit uns ein paar Fürstinnen in ihren Wohnungen zu besuchen; wir wurden jedoch nur von der jungen Fürstin Martha Eristaff empfangen, deren anmuthiger Wuchs und üppiges Haar in ganz Georgien berühmt sind.

Der Oberst gebrauchte die Vorsicht, ehe er mit uns zur Fürstin fuhr, sich eine Stunde vorher bei ihr anmelden zu lassen, »denn,« sagte er kundig lächelnd, »eine schöne Georgierin zeigt sich nie den Augen eines Fremden, wenn ihr nicht Zeit gelassen wird, erst gehörig Toilette zu machen und besonders Schminke aufzulegen.«

Es ist hier, däucht mir, der Platz, noch einige ergänzende Worte über die weltberühmte Schönheit der Georgierinnen zu sagen. In Europa denkt man sich gewöhnlich unter einer Georgierin ein hohes schlankes Wesen, von üppiger Leibesgestalt, in weite, reiche Gewänder gehüllt, mit dichtem, schwarzem Haar, lang genug, um alle Männerherzen damit fesselnd zu umschlingen, mit freier, edler Stirn, und ein paar Augen, welche alle Geheimnisse von Sinnen- und Seelenlust in ihren dunkeln, räthselhaften Zauberkreis festbannen. Ihr Gang ist Wollust. Freude geht vor ihr her und Bewunderung folgt ihr. Die Blumen, die sie zertritt, blicken noch sterbend, lustzitternd empor, und senden der Schönen opfernd ihren Duft nach.

Mit solchen Ideen kommen die Fremden gewöhnlich nach Georgien und — finden sich seltsam enttäuscht. Die Reisenden, welche mit so hochgespannten Erwartungen das durch Geschichte und Sage mit einem Nimbus umgebene Wunderland betreten, bleiben entweder hartnäckig bei ihrer vorgefaßten Meinung, oder sie gehen flugs zum andern Extrem über, und finden Alles schmutzig, häßlich, ekelhaft, zum Entsetzen. Die Wahrheit

liegt in der Mitte. Das Volk der Georgier ist, im Ganzen genommen, unleugbar eines der schönsten Völker der Erde. Aber obgleich ich ein großer Verehrer von Frauen bin, muß ich doch hier den Männern unbedingt den Preis vor dem andern Geschlecht zuerkennen. Hierin stimmen alle diejenigen gebildeten Bewohner Georgiens mit mir überein, welche Auge, Geschmack und unparteiisches Urtheil haben. Noch muß ich hinzufügen, daß von jener höhern Schönheit, wo Herz, Geist und Gemüth sich im Auge wiederspiegeln, am ganzen Kaukasus, unter Frauen wie Männern, wenig Spuren zu finden. Ich habe so ziemlich Alles gesehen, was Georgien von Weibern Schönes in sich schließt, aber kein Gesicht ist mir vorgekommen, das mich ganz befriedigt hätte, obgleich die anmuthige Tracht der Bewohnerinnen dieses Landes sehr zur Erhöhung ihrer Reize beiträgt.[20]) Es fehlt dem Gesicht ganz jener edlere geistige Ausdruck, welcher schönen Europäerinnen einen so eigenthümlichen Zauber verleiht. Diese können noch Liebe erwecken und Herzen gewinnen, selbst wenn die Zeit ihrer Blüthe längst vorüber ist; bei einer Georgierin hingegen welkt mit der Jugendfrische Alles dahin.

Das Auge, welches von jeher, trotz seines scheinbaren Feuers, nichts als Ruhe und träge Wollust geathmet, nimmt einen matten Ausdruck an; die an und für sich schon die Schönheitsgränze etwas überschreitende Nase erscheint in Folge der früheinfallenden Wangen in so unnatürlicher Größe, daß viele Leute glauben, sie nehme mit den Jahren wirklich an Umfang zu, und der Busen, welcher hier zu Land eben keine versteckte Rolle spielt, nimmt gar zu früh einen schlottrigen Charakter an — lauter Erscheinungen, welche bei Europäerinnen seltener, unmerklicher und in weit geringerem Maß stattfinden. Rechnet man dazu noch die in Georgien bei Jung und Alt verbreitete Sitte des Auflegens weißer und rother Schminke, so begreift man, daß solche und ähnliche zu sehr in die Augen

springende Toilettenkünste nur schmälernd auf die gute Meinung des Beobachters einwirken können.

Die Wohnungen des Fürsten dieses Landes bieten einem, durch europäische Pracht verwöhnten Auge wenig Anziehendes dar. Ueberhaupt habe ich einen, sich in vielen Dichtungen und Reisebeschreibungen oft wiederholten Ausdruck nie verstehen können; ich meine den Ausdruck: orientalischer Luxus. Wo dieser weitgerühmte Luxus zu finden ist, weiß ich so wenig, wie einer von den vielen mir bekannten Reisenden, welche das Morgenland in allen Richtungen durchzogen haben. Die Perser, Tataren und Georgier leben in ihren Wohnungen wie das liebe Vieh; selbst die Häuser der Großen und Reichen unter ihnen können sich mit denen unseres wohlhabenderen Mittelstandes nicht messen.

Die einzigen werthvollen Gegenstände, welche man in den Wohnungen der Reicheren dieser Länder findet, sind schöne Teppiche, Waffen und Kleidungsstücke. Vorzüglich auf letztere wird eine große Sorgfalt verwendet. Die Pracht der Kleider steht in gar keinem Verhältniß zu den engen, schmutzigen, oft ekelhaften Wohnungen.

Wir machten in Begleitung einiger Kosaken einen Ausflug nach dem nur etwa sechzehn Werst von hier gelegenen, berühmten Felsenschloß Uphlis-Ziche,[21]) wovon Dubois in seinem trefflichen Reisewerk eine genaue Zeichnung und Beschreibung gegeben hat. Eine kürzere, aber nicht minder richtige Schilderung findet man in der alten georgischen Geographie des Zaréwitsch (Königssohn) Wachuscht, wo es also heißt: »Ueber der Ebene von Achurian, auf einem Berge, welcher unten mit dem Felsen von Ewernak zusammenhängt, am Ufer des Mtcwar, liegt Uphlis-Ziche, eine Burg, erbaut von Uphlos, dem Sohn des Karthlos. Bis zu den Zeiten des Tschingis-Chan stand hier eine Stadt; heutzutage sieht man nur noch die Ruinen davon. Die Bauart

und Einrichtung des Ganzen war bewunderungswürdig. Es waren große, in den Felsen gehauene Gemächer und Säle; man sah daselbst gleichfalls eine in Stein gehöhlte, ungeheure Grotte, welche sich bis Mtewar hin erstreckte. Oestlich davon dehnt sich ein steiler Abgrund aus, wo sich eine Menge in den Felsen gehauene, jetzt unzugängliche Höhlen befinden rc.«

Von den Gemächern, Höhlen und Grotten sieht man heutiges Tages immer noch genug, um zur Bewunderung des unbeugsamen Willens und der eisernen Kraft hingerissen zu werden, welche dem starren, unwirthlichen Felsen hier Wohnung und Schutz abtrotzte. Die Gemächer sind mit einer Regelmäßigkeit und Kunstfertigkeit gearbeitet, welche in Erstaunen setzen. Die Decken sind mit Bildhauerarbeit, die Wände mit Inschriften verziert. Von der Höhe des Felsens hinab genießt man einer entzückenden Aussicht. Doch dies ist eine abgedroschene Bemerkung, welche ebenso gut hätte wegbleiben können, da in allen Reisebeschreibungen regelmäßig eine entzückende Aussicht jeder Berg- oder Felserklimmung folgt.

In dem Saale, wo einst die große Königin Thamar gewohnt haben soll, meckerte bei unserm Eintritt vergnügt eine Heerde junger Ziegen. Aehnliches findet der Reisende häufig, wenn er in Georgien oder Armenien die Ruinen der Tempel und Paläste der Vorzeit besucht.

Der Weg von Gori nach Uphlis-Ziche bietet die großartigsten Bilder und die mannigfaltigste Abwechselung dar. Die grusischen Landschaften haben einen besondern Reiz für mich. Ich sage für mich, da ich eine Menge Leute gefunden habe, welche hier nichts Schönes entdecken können, und die grellen, stark ausgeprägten Frühlingsfarben des Nordens, dem sanft verschmolzenen Farbenspiel eines grusischen Frühlings vorziehen. Nirgends gewahrt hier das Auge scharfe Umrisse: alles ist so weich, so hingehaucht, farbenunbestimmt. Das Eine verliert sich in dem Andern, gleich den umrißlosen Farben

des Regenbogens, und das Ganze erzeugt mehr eine große, feierliche, als heitere Stimmung. Eine stille Wehmuth scheint aus Wald und Gebirg herüberzuwehen; die Natur scheint hier für den Menschen zu denken, bald stumm, im ruhigen Glanze des Himmels und der Gletscher, bald laut im Gesange der Vögel, im Murmeln der Wasser, im Rauschen der Wälder.

Neununddreissigstes Kapitel.

III.

Kutaïs.

April 1845.

Mein Freund Henry Seymour war von Tiflis aus mein Reisegefährte gewesen, in der Absicht, mich bis zum Schwarzen Meere zu begleiten. Indeß, schon in Gori kam er auf andere Gedanken. Das halsbrechende, unbequeme Fahren in der russischen Telèga brachte ihn so außer sich, daß er schwur, niemals wieder einen solchen Marterkasten (wie er das Fuhrwerk nicht ohne Grund nannte) zu besteigen. Da aber seine Diener weit und breit keine bequemere Equipage auftreiben konnten und seine Reisekoffer auf Pferden nicht gut zu transportiren waren, so entschloß er sich, seiner Reiselust in Gori ein Ziel zu setzen, ein Floß zimmern zu lassen und solchergestalt zu Wasser nach Tiflis zurückzukehren; ein unerhörter Gedanke, der aber mit englischer Zähigkeit wirklich ausgeführt wurde.

* * *

Hinter Gori hatten wir unter großen Schwierigkeiten für uns und unser Gepäck über den hier in drei Arme sich ausbreitenden Kyros zu setzen. Bis Gargarenskaja, der ersten Station auf der Straße nach Kutaïs, bot sich dem Auge wenig Bemerkenswerthes. Von dort aus aber entfaltete sich vor uns eine Pracht und Mannigfaltigkeit der Landschaft, wie sie nur Kolchis mit seinen blühenden, wasserbelebten Thälern, begrenzt von grünen Hügelreihen und massenhaften, wunderlich gezackten Felsen zu erzeugen vermag. Der Weg schlängelte sich an den reichbewachsenen Borden der Tschcherimella und Quirila hin, in deren hochangeschwollenen, lautrauschenden Wassern die malerisch-zerrissenen, quellendurchbrochenen Felsenmauern sich spiegelten. Die Vegetation giebt hier schon einen Vorgeschmack von dem durch Fallmerayer so glücklich benannten, so meisterlich beschriebenen »immergrünen Buschwalde von Kolchis«.

So zauberhafte Eindrücke hatte mir noch keine Reise geboten. Alles Ungemach des Weges wurde darüber vergessen, aller Aerger über die oft unsägliche Schwierigkeit des Fortkommens unterdrückt. Auf der letzten Station vor Quirilskaja (so benannt nach der Quirila) mußte ich drei Stunden warten, ehe es mir gelang, eine alte schwerfällige Araba mit zwei eben so schwerfälligen Ochsen zur Fortschaffung meines Gepäcks aufzutreiben. Das von einem dürren, hochgewachsenen Imerier geführte Ochsengespann zog voraus und ich folgte mit meinem Diener zu Pferde nach. Der Zug bewegte sich aber, Dank dem schwerfälligen Fuhrwerk, so langsam, daß wir volle zehn Stunden brauchten, um die nächste Station zu erreichen, während wir unter andern Umständen den Weg bequem in zwei bis drei Stunden zurückgelegt hätten.

Spät am Nachmittage, kurz vor einbrechender Dämmerung, waren wir ausgezogen und hatten so die ganze Nacht zu durchwandern. Ich hätte die Reise lieber am Tage gemacht,

durfte aber keine Zeit verlieren, um das Schiff nicht zu verfehlen, welches mich von Redut-Kalé weiter führen sollte. Anfangs war ich sehr mißgestimmt darüber, diesen mit Naturschönheiten so gesegneten Theil des kolchischen Wunderlandes in nächtlicher Weile durchziehen zu müssen. Und wie jede Mißstimmung immer ganze Schwärme trüber Gedanken nach sich zieht, so drängte sich in Kopf und Herzen Alles zusammen, was ich in den letzten Monaten Bitteres erfahren und Thörichtes gethan hatte. Kaum vernarbte Wunden brachen wieder auf, qualvolle Erinnerungen stürmten auf mich ein. Ich ließ den Kopf hängen und war sehr traurig. Plötzlich schien es mir, als würde es helle um mich. Ich hob die Augen empor: Aus den Bergen war der Mond aufgestiegen, anfangs leicht von zerrissenen Wölkchen umschleiert, dann in seiner ganzen Glorie strahlend. Die Wellen der Tschcherimella schimmerten wie Diamanten, die Felsen und Bäume warfen lange Schatten in's Thal. Wem würde es gelingen, die Zauber einer kolchischen Mondnacht zu malen! Ein Blick auf diese weichen Licht- und Schattenbilder um mich her, und mein Herz war so leicht und meine Stirne so klar, als wäre nie ein Wölkchen darüber hingezogen.

Die feierliche Stille der Nacht wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Rauschen der schimmernden Wellen zu unserer Rechten und das Murmeln und Plätschern der links von den hohen Felswänden stürzenden Quellen. Ich grollte dem Führer nicht mehr, daß er seine Ochsen so langsam trieb; ich war selig im Genusse des Schönen um mich her und hätte dieser Nacht die Dauer eines Jahres geben mögen. Alle trüben Erinnerungen waren verschwunden und nur heitere Bilder dafür an die Stelle getreten.

Aber schnell wie es hell geworden war, wurde es auch wieder dunkel. Dicke Regentropfen scheuchten mich auf aus meinen Träumereien, und bald strömte es so heftig vom

Himmel herab, daß das Wasser durch Kleider und Koffer drang. Fünf volle Stunden hatten wir den Regen (der noch den ganzen folgenden Tag hindurch anhielt) zu ertragen, ehe wir ein schützendes, wenn auch schmutziges Obdach erreichten. Sobald wir unsere Kleider getrocknet hatten und die Straße wieder einigermaßen fahrbar geworden war, setzten wir unsere Reise fort und erreichten nach drei Stunden Kutaïs, die Hauptstadt des alten Königreichs Imerien (Imerethi).

* * *

Kutaïs, an beiden Seiten des Rion (Phasis) gelegen, zeichnet sich durch sein herrliches Klima, sein gutes Wasser und seine anmuthige Lage aus. Rosen, Krokus, Azaleen blühen im Winter unter freiem Himmel. Die Umgegend ist aller Naturreize voll, welche Wasser, Wälder und Berge zu erzeugen vermögen.

Die Einwohner von Kutaïs, deren Zahl sich ohne die Garnison auf 2—3000 beläuft, sind ein Gemisch von Imeriern, Armeniern, Juden und Russen; hin und wieder sieht man auch einige Türken und Griechen. Die Haupterwerbsquelle der Stadt ist Handel.

Die imerischen Häuser unterscheiden sich durchaus von den würfelförmig gebauten Steinhütten der Georgier und nähern sich in ihrer Bauart mehr unserm Geschmack. Sie sind klein, von Holz, mit breiten, oben spitz zulaufenden Dächern.

Seit der letzte König von Imerien: Salomon II. im Jahre 1810 dem Andrange der Russen erlag und aus seinem Lande flüchten mußte, ist dieses kleine Königreich zu einer russischen Provinz geworden und Kutaïs der Sitz eines russischen Landhauptmanns, der von hieraus zugleich Gurien, Mingrelien und Abchasien verwaltet.

Die Hauptzierden der Stadt sind: der von uralten riesigen Linden beschattete Boulevard und der weite Marktplatz, an welchem die umfangreichen Gebäude der russischen Behörden und des Gymnasiums stehen.

Kutaïs ist reich an malerischen Ruinen aus der alten Zeit. Doch wird bald nichts mehr davon übrig sein, da die Trümmer der alten Kirchen und Klöster von den Russen als Material zu neuen Bauten benutzt werden. Einen besonders großartigen Anblick gewähren die Ruinen der seit Alters berühmten Burg von Kutaïs, welche einen am andern Ufer des Rion steilansteigenden, die Stadt beherrschenden Berg krönen. Dubois hat in seinem trefflichen Reisewerke eine in's Einzelne gehende Beschreibung all' dieser Alterthümer gegeben.

In seiner Gesammtheit macht Kutaïs einen ziemlich modernen Eindruck und bietet (abgesehen von den Naturschönheiten, welche den Rahmen der Stadt bilden) keinen so großartigen Anblick, wie Gori, wo Alles jenen grauen, alterthümlichen Anstrich trägt, der gefällt, ohne zu blenden, der zum Nachdenken anregt und unwillkürlich Auge und Geist zurückruft in das Dunkel vergangener Jahrhunderte.

Nach der Angabe des Kreishauptmanns zählt Imerethi heute 200,000 Einwohner, worunter sich 5000 Fürsten und ungefähr 11,000 Edelleute befinden! Diese Zahlen mögen genügen, eine Idee von der heutigen imerischen Aristokratie zu geben, und besonders die hiesige Bedeutung des Titels »Fürst« etwas anschaulicher zu machen.

Die Adeligen dieses Landes sind, mit wenigen Ausnahmen, nicht reich, sondern nur etwas weniger arm als die übrigen. Wie ich mehrfach auf der Herreise von Beamten und Offizieren gehört habe, soll die Volksarmuth in den letzten Jahren noch bedeutend zugenommen haben, besonders in Folge von Ueberschwemmungen und daraus entspringenden Mißernten. Im Dezember vorigen Jahres trat die Quirila aus ihren Ufern

und überströmte das ganze umliegende Land, wodurch eine förmliche Hungersnoth erzeugt wurde. Man zeigte mir noch auf den letzten Stationen vor Kutaïs die Spuren der Verwüstung, welche sich nicht allein in verödeten Aeckern und Gärten, in umgerissenen Zäunen und Häusern, sondern auch in schrecklichen Zügen auf dem Angesicht der Menschen kundthat.

Die Folgen so unglücklicher Ereignisse müssen um so dauernder und furchtbarer sein in einem Lande, wo der Ackerbau noch auf einer so niedrigen Stufe steht wie hier. Die Einwohner Imerethi's wissen so wenig Vortheil aus dem reichen und fruchtbaren Boden ihres Landes zu ziehen, daß selbst in günstigen Jahren der Ertrag ihrer Aecker kaum zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse ausreicht. Schon seit langen Jahren halten sich eine Menge Imerier in Tiflis auf, wo sie als Lastträger ihren Unterhalt verdienen. Der Imerier lebt, wie die meisten Völker des Orients, nur für den Augenblick, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Bei alledem ist er gut, ehrlich und gastfrei. Diebstahl und Räubereien sind etwas Unerhörtes in diesem Lande, wo man mit der vollkommensten Sicherheit reist. Friedlich zu Hause, ist der Imerier furchtbar im Kriege, und die Miliz dieses Volkes hat sich immer durch ihre Tapferkeit in den Feldzügen der Russen gegen die Bergvölker ausgezeichnet. Bei allen Sitten- und Charakterschilderungen übrigens muß man immer eine Ausnahme mit den Leuten machen, welche in großen Städten, oder an der großen Heerstraße wohnen, denn dort findet man überall Spitzbuben und gewissenloses Gesindel.

Die Haupt- und Lieblingsspeise der Imerier wie auch der Mingrelier und Abchasen ist das Gomi, eine Art Hirsebrot, für europäische Zungen fast ungenießbar. Sonstige Lieblingsgenüsse des Volks sind Wein und Taback, welche das Land im Ueberfluß hervorbringt. Den Taback finde ich gut, aber der Wein ist schlecht; wahrscheinlich weil ihn die Leute nicht

zu behandeln wissen. Uebrigens wird hier, wie in allen christlichen Ländern des Kaukasus allgemein so viel Wein und so wenig Wasser getrunken, daß ich mehr als einmal den Ausruf der Verwunderung gehört habe: »Er trinkt Wasser wie Wein!« Gerade wie man bei uns umgekehrt sagt: »Er trinkt Wein wie Wasser!«

Nichts ist schwieriger, unsicherer und undankbarer, als die Würdigung eines solchen in der Uebergangsperiode stehenden Volkes. Alles ist hier unstät, flüchtig, stets wechselnd; nirgends findet man allgemeine, farbenbestimmte Umrisse, auf welche man bei Darstellung des Einzelnen fußen könnte, und das Urtheil des Reisenden, welcher bei seinen Betrachtungen den ersten Eindrücken folgt, ohne die Geschichte zur Basis zu nehmen, muß ein sehr ungünstiges und schwankendes werden. Am schwierigsten wird die Betrachtung bei allen fremden, dem russischen Scepter unterworfenen Völkern, deren Civilisation Rußland unternommen hat, denn hier drängt sich dem unbefangenen Beobachter unwillkürlich die Frage auf: »Sind die Russen, welche selbst noch auf einer so wenig Anerkennnung findenden Stufe der Bildung stehen, auch schon befugt und berufen, andere Völker zu civilisiren?«

Bis jetzt haben die Georgier durch ihre Berührung mit den Russen nichts gelernt, als eine für ihr Land unzweckmäßige Kleidung zu tragen, statt der bloßen Finger Messer und Gabeln beim Essen zu gebrauchen, auf Stühlen und Bänken zu sitzen, ohne die Beine unterzuschlagen &c. Trotz allen von der Regierung angelegten Schulen und Anstalten wird noch ein ganzes Jahrhundert vergehen, ehe wahre Bildung in diesem Lande Wurzel schlagen und dem Volke eine höhere Richtung geben kann. Alle auf einer niedern Culturstufe stehenden Völker sind wie Kinder, und nehmen von den sich ihnen zu Lehrern aufdringenden Völkern erst alles Sonderbare, Auffallende an, ehe wahrhaft Nützliches bei ihnen Eingang findet;

sie müssen gleichsam erst alles Schlechte durchmachen, um zum Guten zu gelangen. Und eine solche Culturschule kann erst nach Jahrhunderten zu erfreulichen Resultaten führen; in der ersten Zeit werden die Lernenden immer scheinbar verlieren, da ihnen anfänglich unmöglich Ersatz für die Opfer, welche sie bringen, geboten werden kann, denn die größte Einfachheit kann nur durch die größte Feinheit der Sitten aufgewogen werden; alles Dazwischenliegende, einen Uebergang Bildende, steht weder dem einen noch dem andern gleich.

Vierzigstes Kapitel.

IV.

Von Imerien nach Mingrelien.

**Der Phasis. Die Chopi.
Wasserfahrt durch den kolchischen Urwald nach Redut-Kalé.**

April 1845.

Wir beschleunigten unsere Abreise von Kutaïs und ritten die Nacht durch, um Redut-Kalé, den nächsten Hafen am Schwarzen Meere, möglichst schnell zu erreichen, von wo uns der russische Kriegsdampfer »Kolchis« die Tscherkessenküste entlang nach Anapa und von dort nach Kertsch führen sollte. (Zu jener Zeit bestand noch keine regelmäßige Verbindung zwischen der Küste von Kolchis und den übrigen Küsten des Schwarzen Meeres. Nur einmal monatlich umfuhr ein von Kertsch kommender Kriegsdampfer das von russischen Forts beherrschte Gebiet der Ostküste bis zur türkischen Grenze, d. h bis zur Festung St. Nikolaus, wo der Tscholok mündet und von hier aus die Scheidelinie zwischen dem türkischen und russischen Kolchis zieht. Mit Empfehlungen versehene Reisende wurden auf diesem Dampfer weiter befördert, wenn sie das Glück hatten, ihn gerade vor Redut-Kalé, wo er nur wenige Stunden, höchstens einen halben Tag anlegte, zu treffen. Andernfalls mußten sie vier Wochen auf die Wiederkehr des

Dampfers warten oder sich der Gnade griechischer Barkenführer anvertrauen, die sich ihre Dienste immer mit Gold aufwägen ließen.)

Von Kutaïs bis zur nächsten Station kamen wir leidlich schnell vorwärts. Bald aber stellten sich uns, außer den durch Ueberschwemmungen unterwühlten und gänzlich verdorbenen Wegen, noch andere Schwierigkeiten des Fortkommens entgegen. Es fehlte in den Dörfern sowohl an Fuhrwerk wie an Lastthieren um unser Gepäck weiterzuschaffen. Nach unsäglichen Mühen gelang es uns endlich, einen elenden Karren und ein paar schwerfällige Ochsen aufzutreiben, deren bloßer Anblick mir alle peinlichen Gefühle wieder vergegenwärtigte, die frühere Ochsenfahrten in mir erzeugt hatten. Wer einmal in den Ländern des Kaukasus mit Ochsen gefahren ist, wird es gewiß nicht zum Zweitenmale versuchen, wenn sich irgend eine andere Möglichkeit des Weiterkommens findet; und wer diese entsetzliche Geduldsprobe nie durchgemacht, kann sich keinen Begriff bilden von der Langsamkeit und Schwerfälligkeit, mit welcher ein kaukasisches Ochsengespann sich von der Stelle bewegt, und von der ermüdenden Langeweile, die den Reisenden dabei überschleicht. Die trägen, halsstarrigen Ochsen müssen von ihrem rauhstimmigen Führer durch Hiebe und wunderliche Kehllaute zu jedem Schritte aufgestachelt und ermuntert werden; sobald das Schreien und Prügeln aufhört, bleiben sie wie angewurzelt stehen.

Da uns aber keine Wahl gelassen war, so mußten wir uns schon zu dem Ochsenfuhrwerk, als dem einzigen Transportmittel für unser Gepäck, bequemen und unsern guten Pferden Gewalt anthun, um mit dem schwerfälligen Gespann gleichen Schritt zu halten. Das war noch schwerer, als ich gedacht hatte. Es ist herrlich, auf schnellfüßigem Roß die Steppe zu durchfliegen, gleichsam mit den Wolken um die Wette zu jagen; aber entsetzlich ist es, auf schnellfüßigem Rosse

mit schwerfälligen Ochsen in Langsamkeit wetteifern zu müssen. Ich hielt es nicht lange aus und zog vor, abzusteigen und mein Pferd am Zügel führen zu lassen. Bei mäßigem Schritt gewann ich bald einen bedeutenden Vorsprung, und konnte mich so allein an den durch Hügel, Wald und Wasser gebildeten, reichen Naturschönheiten um mich her mehr erfreuen, als in der Nähe des knarrenden Ochsengespanns mit seinem unaufhörlich schreienden Führer möglich war. Aber auch dieser Genuß sollte mir bald verleidet werden. Von der Seite her, wo der Phasis (Rion) bei Kutaïs aus den, von der Gewalt des Stromes zerrissenen Jurakalkfelsen in schmalem Bette hervorbraust, zog dunkles Sturmgewölk über unsern Köpfen zusammen, so daß es Nacht wurde, noch ehe die Tageszeit zu Ende war.

Immer schwärzer und größer ballten sich die Wolken über uns, bis sie sich endlich in einem furchtbaren Gewitter entluden. Der Donner rollte, als wäre die Erde aus ihren Fugen gegangen, die Blitze schossen bald in wunderlichem Zickzack, bald wie riesige Feuerschlangen vom Himmel herab und zeigten uns auf Augenblicke das schönheitsreiche Land um uns her in blendendem Farbenspiele. Dann aber stürzte ein Wolkenbruch-ähnlicher Regen herab, der etwa eine halbe Stunde lang mit solcher Heftigkeit anhielt, daß wir, trotz aller Kleidungsvorsicht, Alle bis auf die Haut durchnäßt wurden, und auf dem überschwemmten Wege weder vor- noch rückwärts konnten.

Zum Glück verlief sich das Wasser bald wieder weit genug, um die Fortsetzung unserer schwierigen Reise zu ermöglichen. Da weder ein Unterkommen zu finden, noch an Kleidungswechsel zu denken war, so schlugen wir uns durch, so gut es gehen wollte, bis wir mit Tagesanbruch ein im Waldesdickicht liegendes mingrelisches Dorf am Ufer des Phasis erreichten. Hier ruheten wir etwas aus und beschlossen, die Reise zu Wasser fortzusetzen.

Eine Barke war bald gemiethet; zwei junge, schöne Mingrelier dienten als Ruderer und ein hagerer Imerier führte das Steuer.

Das Wetter hatte sich vollständig ausgetobt, und der ruhige, warme, sonnenhelle Tag erschien uns nach der kalten, stürmischen Nacht um so erquicklicher und wonniger. Hatte sich in der Nacht wieder unwillkürlich in der Erinnerung Alles zusammengedrängt, was ich je Trübes im Leben erfahren, so riefen jetzt, als ich behaglich ausgestreckt, von der Sonne durchwärmt in der Barke lag, meinem Tschibuq den wohlriechenden Rauch des feinen mingrelischen Tabacks entlockend, die unbeschreiblich schönen Bilder um mich her auch nur Schönes und Herrliches in meiner Erinnerung hervor.

Schon der bloße Gedanke beseligte mich, auf dem Phasis zu fahren, dem sagengeheiligten Strome, der auch Phryxus, Jason und die Dioskuren getragen, — im Lande des goldenen Vließes zu weilen, das die Fürsten von Mingrelien noch heute im Wappen tragen, — das kolchische Wunderland zu durchziehen, wo der Palast des Aëtes und der Tempel der Leukothea gestanden, wo Kirke gehaust und ihre kräuterkundige Nichte Medea.

Doch genug der alten Erinnerungen! Ich weiß nicht mehr, und Euch kann es auch gleichgültig sein zu wissen, welche wundersame Gedanken meinen Kopf durchschwärmten, als ich in behaglicher Ruhe, auf schnell dahingleitendem Kahne durch die Wälder von Kolchis den Phasis hinabfuhr, dem Schwarzen Meere zu.

Nur das weiß ich noch, daß dieser Tag einer der schönsten meines Lebens war. In buntem, bezauberndem Farbenspiel zogen an uns vorüber die frühlingsgrünen Hügel und die immergrünen Wälder von Kolchis, in einer Vegetationsfülle von solcher Kraft und üppigen Mannigfaltigkeit, daß mir Alles, was ich bis dahin von Busch- und Baumwuchs gesehen hatte,

dürftig dagegen erschien. Die Natur hat hier nirgends eine Lücke gelassen; Alles ist dicht verwachsen und ausgefüllt. Das hohe saftige Gras und die würzigen Kräuter und Blumen verhüllen vollständig den untern Theil des hohen Gebüsches, dessen rings ineinander verschlungenes Laubwerk wieder bis in das Laub der höchsten Bäume hinaufragt, so daß Alles von unten bis oben eine einzige, undurchdringliche grüne Wand bildet, und selbst wo vereinzelte Riesenbäume aus dem Dickicht hervortreten, sind sie von der Wurzel bis zur Krone ganz von Schlingpflanzen umwunden und eingehüllt.

Hin und wieder lugte, wenn wir in der Nähe mingrelischer Dörfer vorüberfuhren, (die aus leichtgebauten, einstöckigen, durch Bäume getrennten, hölzernen Häusern bestehen,) ein schwarzäugiges, neugieriges Mädchengesicht durch das dichte Gebüsch, zog sich aber schnell zurück, sobald es sich von uns bemerkt sah.

Vor uns auf ragten himmelhoch und durchsichtig die im reinsten Sonnenglanze schimmernden Schneekuppen des Kaukasus. Hier der Frühling in reicher, warmer, Alles verhüllender Blüthenpracht; dort der Winter in nackter Schöne und kalter Majestät.

Das trunkene Auge wußte nicht, ob es vor=, rück= oder seitwärts schauen sollte, so wetteiferten von allen Seiten die Bilder an Schönheit und Farbenglanz. Mir zur Seite kauerte mein georgischer Diener und sang mit zitternder Stimme ein Lied aus der alten Zeit: wie der alte König Wamek eine junge A b c h a s i e r i n geliebt, die er von einem Kriegszuge mit heimgebracht, und wie sie ihm untreu geworden und er sie ertränken ließ im Schwarzen Meer.

* * *

Um nach Redut-Kalé zu gelangen, mußten wir vom Phasis (der seine Quellen in den südlichen Ausläufern des Elborus hat, Imerien und Mingrelien durchzieht und bei der Festung Poti in's Schwarze Meer fällt) in die, durch einen Flußarm damit zusammenhängende Chopi einbiegen, (die auf den südlichen Abhängen der Gebirge entspringt, welche Suanethi von Mingrelien scheiden, und bei Redut-Kalé mündet).

Redut-Kalé, seit 1820 von den Russen gegründet, ist der elendeste aller Hafenplätze, die ich im Leben gesehen. Die Stadt — wenn anders der armselige, schlecht befestigte Ort diesen Namen verdient — besteht aus drei Häuserreihen, welche durch die Chopi und eine lange, beinahe fußdick mit Kieselsteinen überworfene Straße von einander getrennt werden. Die Häuser sind alle von Holz gebaut und größtentheils in schlechtem Zustande, unansehnlich von Innen und Außen.

Die Einwohner, ungefähr 1500 an der Zahl, bilden ein Gemisch von Griechen, Türken, wenigen Russen und Armeniern.

So lange Redut-Kalé ein Freihafen war (bis 1832), galt es für den belebtesten aller Häfen an der Ostküste des Pontus; jetzt aber sieht hier Alles wie abgestorben aus. Zwischen den Wundern der Tiefe des Schwarzen Meeres und den immergrünen Wäldern von Kolchis liegt die aschgraue, einförmige Häusermasse mit ihrer kahlen Umgebung, wie der Gegensatz zu einer Oasis in der Wüste.

Trotzdem hat es nicht an phantasiereichen Reisenden gefehlt, welche Redut-Kalé mit Venedig verglichen haben, weil, wie oben geschildert, die Chopi zwischen zweien der drei Häuserreihen eine Wasserstraße bildet. Der Vergleich paßt etwa ebenso, als ob man irgend ein Krähwinkel, welches eine gepflasterte Straße hat, mit Nürnberg vergleichen wollte, weil — hier ebenfalls gepflasterte Straßen zu finden sind.

Nach den örtlichen Verhältnissen zu urtheilen, muß dem Beobachter nichts natürlicher erscheinen, als der gegenwärtige traurige Zustand von Redut-Kalé. Die Lage ist unfreundlich, die Gegend — wegen der vielen Sümpfe in der Nähe — ungesund, und der Hafen im höchsten Grade gefährlich und unbequem. Nur ganz kleine Schiffe können hier einlaufen, und auch diese haben oft in bedenklicher Weise mit der Strömung der hier mündenden Chopi zu kämpfen, während größere Fahrzeuge in stundenweiter Entfernung von der Stadt im offenen Meere anlegen und, bei stürmischem Wetter — im Hafen der benachbarten Festung Poti Schutz suchen müssen.

Und doch war Redut-Kalé lange Jahre hindurch der Mittelpunkt der Handelsoperationen zwischen Persien und Europa! Aber seit die Vortheile der Handelsfreiheit verschwunden, haben alle größeren Kaufleute die Stadt schnell wieder verlassen, und die Bevölkerung besteht jetzt vorwiegend aus Krämern und Schiffern, die, soviel ich davon kennen gelernt habe, in jeder Beziehung den schlechten Ruf verdienen, in welchem sie stehen. Dazu herrscht hier eine Theuerung und eine Unsolidität des Handels, die alle Begriffe übersteigen.

Einundvierzigstes Kapitel.

V.

Der kolchische Urwald und Guria.

April 1845.

Das Erste, was wir bei unserer Ankunft in Redut-Kalé erfuhren, war die niederschlagende Nachricht: das Dampfschiff »Kolchis«, auf welchem wir unsere Reise über das Schwarze Meer machen sollten, sei schon am vergangenen Tage in See gegangen!

So hatten wir denn unsere Abreise von Tiflis vergebens beschleunigt, hatten vergebens unsern Aufenthalt überall abgekürzt, waren vergebens Tag und Nacht mit der Schnelligkeit von Kurieren gereist.

Einige griechische Schiffer, welche sich alsbald eingefunden hatten, um mit uns wegen der Ueberfahrt zu unterhandeln, machten so unverschämt hohe Forderungen, daß ich ihnen die Thüre wies, ohne sie einer Antwort zu würdigen.

Ich suchte mich so gut wie möglich in mein Schicksal zu finden, nahm Seebäder, schrieb Gedichte, las im Homer die Stellen nach, welche auf die Küste von Kolchis Bezug haben, und suchte aus meinem Koffer auch die Argonautenfahrt von Orpheus hervor, (der in dem geographisch unauflösbaren Knäuel seiner poetischen Erzählung die Argonauten durch den

Mäotischen See in den Tanaïs, und auf diesem Strome in den nördlichen Ocean fahren läßt).

Aber was ich auch that, um mich gesund und bei guter Laune zu erhalten: kaum hatte ich drei Tage in Redut-Kalé zugebracht, als das ungesunde Klima schon anfing verderblich auf meinen Körper zu wirken, so daß ich mich kurz entschloß, einen kleinen Ausflug, die Meeresküste entlang, in das benachbarte Gurien zu unternehmen. Vergebens suchte mein Wirth, ein habsüchtiger Grieche, mich von meinem Entschlusse abzubringen, indem er seinen Witz in tausend Gründen erschöpfte, um mir wahrscheinlich zu machen, daß in den nächsten Tagen ein Schiff eintreffen werde, mich zu erlösen aus meiner unfreiwilligen Gefangenschaft.

Es ging mir — insofern ich die Ankunft eines mich erlösenden Schiffes als ein Glück betrachten mußte — ähnlich wie jenem Unglücklichen, dem man sagte: »Habe Geduld, das Glück wird schon kommen!« Worauf er erwiederte: »Das ist möglich, aber ich fürchte, daß es mich nicht mehr antreffen wird!«

Obgleich ich wieder ein Gallenfieber im Anzuge fühlte — eine Krankheit, wovon ich schon in den vorhergehenden Jahren viel zu leiden gehabt — machte ich mich doch unverzüglich auf den Weg, in der Hoffnung, daß der Schatten der Wälder, die ich zu durchpilgern hatte, das durch die Sonnenglut von Redut-Kalé erzeugte Uebel im Keime ersticken würde. Und nach wenigen Stunden befand ich mich wieder mitten in der Blüthenpracht des schon im vorigen Kapitel flüchtig geschilderten »immergrünen Buschwaldes von Kolchis«, dieser majestätischen Pflanzenwelt, zu deren Veranschaulichung ich vergebens nach einem passenden Vergleiche suche, denn weder vor- noch nachher habe ich eine ähnliche Größe, Fülle und Frische vegetabilischer Gestaltungen gesehen.

Riesige Eichen, Buchen und Erlen rauschen heimatliche

Erinnerungen in uns wach, wie grüne Moscheenkuppeln wölben sich über uns die großblättrigen Kastanienbäume, und wie Kirchthürme steigen die glänzenden Silberpappeln aus dem Waldheiligthume hervor. Der Kirschlorbeer, die Myrthe und förmliche Wände von Buchsbaum und Mispelgesträuch drängen sich bis dicht an's Meer. Bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume klettert die wilde Rebe empor und läßt ihre Ranken lang herabhängen, wie losgerissene Maschen des grünen Netzes, welches den ganzen Urwald umspannt. Lianen, Hopfen, Epheu — kurz Schling- und Schmarotzerpflanzen aller Art, die Diplomaten des Waldes, kriechen von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig, den Boden seiner besten Kräfte beraubend, blos um alles zu verwirren und zu umstricken. Weder die starke Eiche noch die mächtige Hagebuche, weder der ernste Lorbeer noch die keusche Myrthe kann sich den Umarmungen dieser üppigen Parasiten entwinden.

Es herrscht hier ein wirres Durcheinander, ein gegenseitiges Drängen und Unterdrücken, ein nutzloses Vergeuden der edelsten Kräfte, daß, wie Naturforscher behaupten, viele Bäume schon vor der Zeit hinsterben, getödtet durch ihre schmarotzende Umgebung.

Nur selten betritt eines Menschen Fuß das Innere dieser unwegsamen Waldungen, wo man am Tage nichts hört als das Zwitschern und Singen der Vögel, während zur Nachtzeit eine zahllose Menge von Schakalen ihr unheimliches Gewimmer erhebt.

Die Natur ist hier zur Verschwenderin geworden, aber Keiner zieht Nutzen davon und nur Wenige haben Freude daran. Nirgends mehr als hier finden die sinnigen Verse Young's ihre Bestätigung, wo er von der Natur sagt:

»In distant wilds, by human eye unseen,
She rears her flowers and spreads her velvet green;
Pure gurgling rills the lonely desert trace
And waste their music on the savage race.« [22])

Lebendig gedachte ich oft inmitten dieser strotzenden Pflanzenwelt des fernen Nordens, wo man in verkrüppelten Exemplaren mühsam zieht, was hier, ungepflegt durch Menschenhand, in so übermüthiger Fülle gedeiht.

Und doch preise ich glücklicher jene Länder, wo der Mensch im Schweiße seines Angesichts der Natur mühsam abringt, was ihm Nutzen und Freude bringt, als dieses kolchische Wunderland mit seinen immergrünen Hainen, wo keiner des Segens genießt, den die Erde ihm bietet. Denn dieses Land ist, trotz seiner Naturwunder, eine Wüste — und die Menschen, die hier hausen, sind, trotz ihrer Körperschöne, ein verkommenes Geschlecht.

*   *
*

Dort wo die kolchische Vegetation sich in wildester Pracht und Fülle entfaltet, zwischen dem Rion und Tscholok, liegt Guria, ein mit allen Reizen der Natur geschmücktes Ländchen, dessen Bewohner seit Alters als der schönste Stamm kartwel'scher Race[23]) gelten.

Die Geschichte dieses Ländchens knüpft sich nur an die Namen der fremden Eroberer, denen es, soweit unsere Kunde zurückreicht, immer unterworfen gewesen. Daher konnte die Bevölkerung, trotz der glücklichsten Naturanlagen, nie zu einer selbständigen Kraftentwickelung kommen. Denn wo die politische Selbstständigkeit und die Sicherheit des Eigenthums fehlt, ist Kultur und Wohlstand unmöglich.

Die jetzt unter Türken und Russen getheilte Ländermasse, welcher Gurien ursprünglich angehört, war im grauen Alterthume bekannt unter dem Namen Aethiopia, wurde später nach der dort herrschenden Priesterkaste Kolchis und zuletzt nach dem lasischen Volksstamme Lazia oder Lazica genannt.[24])

Lange Zeit wahrten die Herrscher des Landes, welche, zu ohnmächtig Guria vor fremden Einfällen zu schützen, nur dazu dienten, das Volk mit aussaugen zu helfen, eine gewisse Schein-Souverainität, bis im Jahre 1810 der letzte Guriel,[25]) Mamia, nothgedrungen sich den Russen unterwarf. Seine ehrgeizige Gemahlin Sophie machte später einige fruchtlose Versuche, mit Hülfe der Türken wieder in den unabhängigen Besitz ihres Ländchens zu gelangen. Diese Bestrebungen dienten jedoch nur dazu, die russische Herrschaft zu befestigen. Durch den für die Türken so unglücklichen Ausgang des Krieges zwischen Rußland und der Pforte wurde Guria dauernd dem Zaren unterworfen.

Das ganze Land zählt, auf einem Flächen-Inhalte von 1800 □ Werst nur 18,000 männliche Einwohner; die Gesammtzahl seiner Bevölkerung (d. h. Frauen und Kinder eingerechnet, welche bei den russischen Zählungen bekanntlich nicht mitbegriffen werden), würde also die Einwohnerzahl einer Stadt wie Braunschweig nicht übersteigen.

Die im Lande zerstreuten Ruinen aus der Perser- und Römerzeit bieten dem Archäologen mannichfaltigen Stoff zu interessanten Forschungen, welche jedoch, bei längerm Aufenthalte, immer mit Lebensgefahr verbunden sind, da in keinem Theile des Kaukasus tödtliche Fieber und Leberkrankheiten in solcher Furchtbarkeit hausen, wie hier.

Der treffliche Dubois de Montpéreux hat das Verdienst, den ausführlichsten Bericht über die Alterthümer von Guria gegeben zu haben. Dieser, von allen Ausländern den Russen am meisten freundlich gesinnte Reisende, kann sich doch nicht enthalten, der Regierung bittere Vorwürfe darüber zu machen, daß sie hier alljährlich so viele Menschen den klimatischen Zerstörungen zum Opfer bringt. »Nie, sagt Dubois, indem er von der Besatzung von Poti spricht — hatte eine Garnison ein so höllenmäßiges Klima zu bekämpfen.

Die Soldaten, in das feuchte Delta zwischen dem Rion und dem stagnirenden See Paleastom eingeschlossen, in der Nähe des verpesteten Kanals Nadorta, und der noch mehr verpesteten Wälder, die sich zwischen dem Meere und dem See ausbreiten, auf allen Seiten von den stehenden Morästen der Nabada und Pitschora-Moltawska umringt, durch eine fiebererzeugende, verdorbene Luft, von welcher Seite der Wind immer wehete, angesteckt, fielen wie die Blätter, welche der Winterwind mit sich fortweht. Typhische Fieber rissen mit erschreckender Schnelligkeit große Lücken in die Reihen dieser unglücklichen Menschen. Trotzdem hat man den Muth gehabt, eine Kompagnie verheiratheter Soldaten als Kolonie gerade längs des aus dem See Paleastom kommenden Kanals anzusiedeln — längs jenes Kanals, dessen Wasser so faul und stinkend ist, daß Alles, was sich in ihm befindet, Fische wie Krebse, darin sterben und die Ufer bedecken. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den jene Militairkolonie auf mich hervorbrachte, als ich um die Mitte Oktober durch dieselbe kam. Ich und mein Diener wendeten die Augen hinweg, um jene Grabgestalten, jene blassen, bleichen Weiber und Kinder nicht zu sehen, so sehr preßte uns dieser Anblick das Herz zusammen.« . . . .

Mein Aufenthalt in Guria war von sehr kurzer Dauer, aber nach Allem, was ich von den Zerstörungen des Klimas gesehen und gehört habe, kann ich Dubois' Bericht nur bestätigen, der eben so gut auf die übrigen Ortschaften des Landes paßte.

Wenn die russische Regierung eine gleiche Anzahl von Menschen, wie alljährlich durch den nutzlosen Krieg in den Schluchten des Kaukasus ihren Tod finden, dazu verwenden wollte, diese Sümpfe und Moräste zu entwässern, diese Wälder zu lichten und die überall hier verborgenen Naturschätze auszubeuten, so könnten in wenigen Jahren diese Küstenländer

in ein Paradies umgewandelt und die Bewohner dem Moskowiterlande enger und dauernder verbündet werden, als das Schwert und die rohe Gewalt es je zu erzwingen vermögen.

Den größten Theil meines Aufenthalts in Osurgethi (der Hauptstadt des Ländchens, einem kleinen, ärmlichen Orte) verbrachte ich im Verkehr mit einem seit 13 Jahren in der Verbannung lebenden Polen, den das Schicksal, in der Gestalt eines russischen Obersten, damals auf kurze Zeit in Dienstangelegenheit nach Guria geführt hatte.

Unsere Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um die russischen Zustände, und L. wußte mir aus seiner reichen Erfahrung eine Menge Züge zu erzählen, die mir manche neue Aufschlüsse über das riesige Land gaben, das ich selbst vor Jahren von einem Ende bis zum andern durchstreift hatte.

Ich machte bei meinem neuen polnischen Bekannten wiederholt eine Bemerkung, die sich mir schon häufig in früherem Verkehr mit seinen Landsleuten aufgedrungen hatte: daß die Polen, selbst solche, die in Rußland nichts als Unglück und Elend gefunden hatten, immer mit einer gewissen Sympathie und Anerkennung von der Masse des russischen Volkes sprachen, während die Ausdrücke ihres Hasses und ihrer Rache nur dem Kaiser und seinen Rathgebern galten.

Und als meine feste Ueberzeugung muß ich es aussprechen — eine Ueberzeugung, die sich auf langjährige Beobachtungen gründet — daß, wenn es einmal zum Kampfe zwischen Rußland und Deutschland kommen sollte, die Polen, selbst bei voller Freiheit der Wahl, unbedingt mit Rußland und gegen Deutschland kämpfen würden . . .

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Eine linguistische Abschweifung.

Wie die Mitglieder des berüchtigten Prager Slavenkongresses (1848) nach vielen vergeblichen Versuchen, ein slavisches Medium der Verständigung zu finden, zuletzt sich genöthigt sahen, ihre Zuflucht zur deutschen Sprache zu nehmen, der Sprache desselben Volkes, dessen geistiger Ueberlegenheit jenes mittelalterliche Fastnachtsturnier gelten sollte, — so unterhielten wir (der Pole und ich) uns in der russischen Sprache, der Sprache desselben Volkes, dem unsere kritischen Bemerkungen galten.

L. hatte während seiner langen Verbannung das Deutsche und Französische so ziemlich vergessen, und die Sprache seiner Erbfeinde war ihm zur geläufigsten Sprache geworden; ich meinerseits benutzte gern die Gelegenheit, das Russische, dessen Erlernung mir so viel Mühe gemacht, einmal wieder zu üben.

Je länger ich in fremden Ländern gelebt, desto tiefer habe ich einsehen gelernt, daß die Eigenthümlichkeiten der Sprache überall mit den Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters im genauesten Zusammenhange stehen, und daß die Kenntniß des Einen ohne die Kenntniß des Andern immer mangelhaft bleibt.

Ein gründlicher Nachweis dieser Behauptung würde ein Buch für sich in Anspruch nehmen; für diese kleinen Er-

zählungen, welche mehr anregend als erschöpfend sein sollen, mögen wenige Beispiele genügen.

Trotz seiner oft übertriebenen Höflichkeit hat der Franzose, und trotz seines aristokratischen Hanges hat der Engländer meist nur eine gemeinsame Bezeichnung für jedes der verschiedenen Bedürfnisse des menschlichen Körpers, während die unterthänige Ausdrucksweise des Deutschen — und noch mehr die des Russen — genau unterscheidet zwischen Herrn und Diener, zwischen vornehm und gering.

Es würde z. B. einem russischen Kammerdiener als ein arger Verstoß angerechnet werden, wenn er sagte: »mein Herr schläft«; er bedient sich dafür des Wortes: »potschiwatj«, welches ungefähr unserm deutschen »ruhen« entspricht. In ähnlicher Weise wird das Essen, Trinken u. s. w. als zu gemein für vornehme Leute, bildlich umgangen. Für die genaue Bezeichnung dieser russischen Ausdrücke fehlen bei uns die entsprechenden Wörter, doch ist der Kontrast nicht weniger schroff als im Russischen, wenn man bei uns sagt: der Diener ißt — der Herr speisen; der Diener schläft — der Herr schlafen 2c.

Einer andern sprachlichen Unsitte, welche Russen und Deutschen ausschließlich gemein ist, sei hier tadelnd Erwähnung gethan. Ich meine die nicht genug zu rügende Unsitte des unnützen Gebrauchs von Fremdwörtern.

Bekanntlich pflegen gerade diejenigen Leute, welche am wenigsten von fremden Sprachen verstehen, ihre eigene Sprache am meisten durch Fremdwörter zu verunstalten. In Bezug auf Deutschland genügt diese kurze Andeutung zu allgemeiner Verständlichkeit; in Bezug auf Rußland hingegen dürfte die Anführung einiger Beispiele eben so neu wie unterhaltend sein.

Ich traute oft meinen Ohren nicht, wenn ich an den Ufern des Don oder der Wolga, im Gespräche mit Leuten, welche eine Mittelstellung einnehmen zwischen dem Salon des

Bojaren und der Isba (Hütte) des Leibeigenen, bald deutsche, bald französische Wörter hörte, die sich in russischer Vermummung eben so seltsam ausnehmen, wie ein Sandalenbekleideter russischer Bauer im Frack. — Früschtikatj: frühstücken; — wojashirowatj: reisen (voyager); — marschirowatj: marschiren; — buntowatj, buntowatsse: sich verbünden, u. s. f.

Nun denke man sich diese Wörter in russischer Weise konjugirt! wie z. B. Ja budu früschtikatj: ich werde frühstücken; — ja wojashirowall: ich bin gereist . . .

Diese und ähnliche Ausdrücke klingen für gebildete Ohren im Russischen eben so komisch, als wenn man bei uns von »recherchirten Expressionen«, »malheureusen Evénements«, »espèce von Dings da« und dergleichen spricht.

Ein Anderes ist es mit solchen Wörtern, welche dadurch das Bürgerrecht erlangt haben, daß sie mit den Gegenständen selbst eingewandert sind, — oder mit solchen, für welche sich kein entsprechender Ausdruck im Russischen findet. So hat z. B. gegen Wörter wie Exercirgaus: Exercirhaus; Schlachba-um (Schlagbaum); — ssablja: Säbel; — Kruschtall: Kristall; wohl der verstockteste Russe nichts einzuwenden.

In der Kosakensprache kann man aus den Volksliedern und Annalen chronologisch nachweisen, wann gewisse Fremdwörter ihren Weg über Polen in die Ukraine gefunden haben.

Während die Großrussen, oder Moskowiter, das ihrer Sprache fehlende »h« regelmäßig in ein »g« umwandeln (gaus: Haus), geht bei den Kleinrussen, oder Ukrainern, unser »w« immer in ein »m« über. So ist z. B. aus dem deutschen Worte »wandern« das ukrainische »mandrowati« geworden. Andere Wörter finden sich fast ganz unverändert wieder, wie: spiss: Spieß; — papir: Papier; — rjatowati: retten; u. s. f.

Veranlassung zu dieser linguistischen Abschweifung gab

die erste Frage, welche der Pole an mich richtete: »Wo haben Sie russisch gelernt?« Ich warf damals in mein Tagebuch eine Bemerkung, welche ich schon früher in Rußland häufig gemacht hatte, über die eigenthümliche Weise, in welcher der Russe das »lernen« ausdrückt. Er hat dafür das Wort wuyutschitj, welches buchstäblich übersetzt »auslernen« (vollständig lernen) bedeutet. Der Vater läßt seine Kinder englisch, französisch, deutsch u. s. f. auslernen, der Gymnasiast, der Seminarist lernt Geschichte, Theologie, Philosophie u. s. w. aus.

Dieser eigenthümliche Ausdruck steht weder zufällig noch vereinzelt da, er entspricht einer eben so eigenthümlichen russischen Anschauungsweise von der Wissenschaft.

Ein mir früher in Moskau bekannter russischer Fürst und Senator wußte gar nicht, was er sagen sollte, als er erfuhr, daß ich immer noch Geschichte studirte; auch seine Gemahlin konnte sich nicht darüber zufrieden geben. Wozu lernt man Geschichte, als um sein Examen zu machen? Das hatten die Kinder des Fürsten bis zum sechszehnten Jahre abgemacht, und somit war die Geschichte wie alles Uebrige »ausgelernt«. Was aber denken von einem ernsten Manne, der über das erste Vierteljahrhundert seines Lebens hinaus ist und immer noch Geschichte studirt!

(Ueber diesen Satz machte mir ein Russe später die Bemerkung: »Wir machen Geschichte und ihr studirt Geschichte — das ist der ganze Unterschied.«)

Ein hochwohlgeborner junger Russe macht seine Unterrichtszeit ab, nicht um etwas zu lernen, sondern um die erste Sprosse zu erklimmen auf der Leiter staatlicher Ehren. Aus dem Fegfeuer der Schule gelangt er in das Paradies des »Regierens«. —

Solche und ähnliche zwischen dem Verbannten und mir gewechselte Bemerkungen hatte dem Gespräche eine heitere Wendung gegeben und uns Beide in gute Laune versetzt.

»Weiß der Himmel — sagte der Pole — wie es zugeht, daß ich jetzt lachen kann über einen Vorfall, der zu den unglücklichsten Ereignissen meines Lebens gehört und meinem früher schon hinlänglich schlimmen Geschicke eine noch schlimmere Wendung gab.

»Sie wissen, daß ich nach eilfjährigem gemeinen Soldatendienst, durch Vermittelung des Oberst G. als Lehrer an der Kantonnistenschule zu E. angestellt wurde.

»Bot diese Thätigkeit mir auch sonst wenig Erfreuliches, so wirkte sie doch vortheilhaft auf meine Gesundheit ein, denn der Umgang mit der Jugend hat immer etwas Erfrischendes. Nach und nach gewann ich meine Stellung ganz lieb. Doch es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich nirgend eine bleibende Stätte finden sollte.

»Kurz nachdem General Schramm als Chef des Unterrichtswesens für die transkaukasischen Länder nach Tiflis geschickt wurde, besuchte er auf seiner ersten Inspektionsreise auch meine Schule, und aus der hochfahrenden Weise, in welcher er mich und meine Jungens anschnauzte, merkte ich bald, daß sein Besuch nichts Angenehmes zur Folge haben werde.

»Ich hatte schon zuviel Schlimmes im Leben erfahren, um über das barsche Auftreten des Generals übermäßig betroffen zu sein, selbst die Grimassen, welche er beim Hören meines polnischen Namens schnitt, brachten mich nicht sehr aus der Fassung.

»Trotzdem wurde er bei jedem Worte ärgerlicher und barscher, nach der alten Regel, daß Hitzköpfe immer toller aufbrausen, je mehr Ruhe man ihnen entgegenstellt, und daß der tölpelhafte Hochmuth eines Menschen immer auf gleicher Stufe steht mit seiner Unwissenheit.

— »»Nun, was lernen denn die Jungens bei Ihnen?«« begann der Stellvertreter des »Ministers der Volksaufklärung« sein Examen, nachdem er mit wahrhaft bissigem Gesichte be-

merkt hatte, daß es an der Kleidung der Schüler und der Einrichtung der Schulstube nichts zu tadeln gab.

»Ich gab auf diese altherkömmliche Frage die altherkömmliche Antwort; er ließ mich jedoch nicht aussprechen, sondern fiel mit wichtiger Miene ein: — »»Russisch ist die Hauptsache! Darauf muß vor Allem gesehen werden! Bringt mir einem Jungen ordentlich russisch bei, dann lernt sich alles Uebrige von selbst!«« —

»Ich durfte dem natürlich nicht widersprechen, und entgegnete, daß ich es an nichts fehlen ließe, um den Jungens ordentlich russisch beizubringen . . .

— »»Das wollen wir sehen!«« — rief der General — »»zeigen Sie mir einmal Ihren besten Schüler!«« —

»Ich that wie mir geheißen; aber leider war mein bester Schüler kein Russe, sondern ein Armenier, Namens Akimijan.

»Dieser zufällige Umstand gab dem General einen erwünschten Anlaß, sich in eine Flut von Schimpfwörtern darüber zu ergießen, daß ich die Russen zurücksetze und die Vertreter der unterworfenen Völkerschaften bevorzuge.

»Sie können leicht denken, daß das Benehmen des stellvertretenden »Ministers der Volksaufklärung« eben nicht ermuthigend auf die armen Schüler einwirkte.

»Zitternd und schüchtern trat Akimijan vor.

— »»Nun, lassen Sie ihn einmal was an die Tafel schreiben!«« — herrschte mich Se. Excellenz an.

»Akimijan nahm auf mein Zureden die Kreide und schrieb: »Das Auge ist ein Glied des menschlichen Körpers.« —

»Der Satz war richtig geschrieben; es ließ sich nichts dagegen einwenden.

— »»Na, nun machen Sie weiter!«« bedeutete mich Se. Excellenz.

»Was ist oko (das Auge) für ein Wort?« fragte ich den Schüler.

— »Ein Hauptwort!« — schluchzte der arme Junge.

»Richtig, mein Sohn, sei nicht so furchtsam! Se. Excellenz (zu russisch: Jewo Wuyssokoprewosschoditelstwo) thun Dir nichts zu Leide. Nun sage mir: welchen Geschlechtes ist oko?« —

— »Sächlichen Geschlechtes!« —

»Ganz richtig! nun . . .

— »»Was? ganz richtig? Sächlichen Geschlechtes? Sslawnuij schtuk! Schöne Geschichten!«« unterbrach uns heftig der General. »»Was bringen Sie den Jungen da für Unsinn bei? Das Auge sächlichen Geschlechtes? . . . Hab' ich nicht so gut Augen wie meine Frau? Ist das Auge nicht so gut männlich wie weiblich? Woher ist das Auge sächlichen Geschlechts?«« —

»Die Augen des stellvertretenden »Ministers der Volksaufklärung« verfinsterten sich auf die bedenklichste Weise, und es ergoß sich über mich wieder eine Flut von Schimpfwörtern, wie sie nur dem Munde eines Russen dieses Schlages entströmen kann.

»Das Ende der Geschichte war, daß ich von der Schulstube aus wieder in Reih' und Glied treten mußte. Es wurde auf das Unumstößlichste nachgewiesen, daß ich die Köpfe der jungen Leute verwirre und zu nichts Anderem als zum Felddienst zu gebrauchen sei.«

Der deutsche Erzähler muß hier ergänzend hinzufügen, daß russische Generäle und Volksaufklärer dieser Art allerdings noch vorhanden sind, daß ihre Zahl aber sich von Tage zu Tage vermindert.

Unter den russischen Linienoffizieren, niederen und mittleren Ranges, ist freilich im Durchschnitt Bildung eben so selten, wie Redlichkeit unter den Beamten; die große Mehrzahl der russischen Stabsoffiziere hingegen steht weder in Bildung noch in geselligen Formen den Stabsoffizieren anderer Länder nach.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Giorgi, und das Christenthum in Rußland.

Da mein unfreiwilliger Aufenthalt im kolchischen Küstenlande bei der hier herrschenden Theuerung mir einen großen Querstrich durch die Rechnung machte, so hatte ich meinen Diener, unter dessen Hand die Rechnungen immer merkwürdig anschwollen, wiederholt ermahnt, vorsichtig und sparsam zu sein, um mich nicht in Geldverlegenheit zu bringen, indem ich erst bei meiner Ankunft in Odessa wieder Geld aufnehmen könne.

Giorgi war ganz außer sich vor Erstaunen, daß es mit meinen Dukaten auf die Neige gehe. Meine Börse hatte er für so unerschöpflich gehalten wie seinen Witz. »Wo ist nur all das Geld geblieben?« fragte er kopfschüttelnd.

»Das mußt Du am besten wissen, — entgegnete ich — denn Dir ist es alle durch die Finger gegangen! Wer dachte daran, daß in diesen armseligen Ländern solche Theuerung sein würde? Hast Du mir nicht bei Deinem Kopfe geschworen, als wir zum letzten Mal Abrechnung hielten, und ich mich wunderte über die hohen Preise, Du hättest in Redut-Kalé den griechischen Kaufleuten jedes Huhn mit einem Dukaten bezahlen müssen, wegen des Osterfestes? Statt mir das vorherzusagen, um eine andere Einrichtung möglich zu machen, kommst Du mit Deinen Klageliedern lange nachdem die theuren Hühner alle verzehrt sind! Hast Du mir nicht zwei Abbas[26])

auf die Rechnung gesetzt für jedes Hemde zu waschen, und sind nicht alle meine Hemden, nach dieser Rechnung, öfter gewaschen als ich sie getragen habe? Ist es da ein Wunder, wenn das Geld durch die Finger läuft, wie das Wasser durch's Sieb?«

Giorgi sah mich verblüfft an, ohne ein Wort zu erwiedern, und verließ dann, rückwärts gehend und die Blicke abwechselnd auf den Boden und auf mich heftend, langsamen Schrittes das Zimmer.

* * *

Es war am Vorabend meiner Abreise von Osurgethi. Giorgi packte meine Sachen ein, während ich Anstalt traf, mir Thee zu bereiten, ein Geschäft, das ich immer selbst verrichtete, seit es sich einmal ereignet hatte, daß mir Giorgi, auf unserer Wanderung durch's Paschalik Achalzich, aus Versehen persisches Insektenpulver statt des Thee's in den Topf geschüttet, und den schönen Thee dafür in's Bett gestreut hatte, um das Ungeziefer des Hauses dadurch fern zu halten.

Verfehlte der Thee seine Wirkung auf das Ungeziefer, so wirkte das ursprünglich für dieses bestimmte Pulver auf mich desto stärker, und geplagt von Innen und Außen brachte ich eine schreckliche Nacht zu.

Ich hatte natürlich gleich beim Trinken gemerkt, daß etwas Absonderliches mit dem Thee vorgefallen sein mußte, aber schrieb es Anfangs der starken Beimischung von Rum zu, bis ich zufällig der Sache auf den Grund kam.

Doch kehren wir von dieser kleinen Abweichung zurück zu unserer Geschichte!

Giorgi zeigte sich bei dem Einpacken so zerstreut und schnitt so demuthsvoll-verlegene Mienen, wie ich Aehnliches früher nie an ihm bemerkt. Alle Augenblicke machte er sich

um meine Person zu schaffen und sah mich dann immer so verlegen an, als ob er etwas Schweres auf dem Herzen habe und doch nicht wage, damit herauszurücken.

Ich hatte die Kanne vom Roste genommen, um mir Thee einzuschenken, wobei ich mich statt einer Tasse meines großen Reisebechers bediente, und eben wollte ich den Trank an die Lippen bringen, nachdem ich den überheißen Topf auf den Tisch gestellt, als Giorgi auf den Kohlenbehälter zustürzte und mit ängstlicher Hast die Kanne wieder auf den Rost setzte. »Aga! Aga! was haben Sie gemacht!« — rief er in klagendem Tone — »Wie viele arme Kinderseelen mag der Teufel (scheitan) jetzt schon auf dem Roste verbrannt haben!«

War mir der Mensch schon den ganzen Tag hindurch räthselhaft vorgekommen, so wußte ich doch in jenem Augenblicke am allerwenigsten, was ich aus ihm machen sollte.

»Giorgi, bist Du nicht recht bei Sinnen?« fuhr ich ihn an, »was hast Du mit der Theekanne zu thun, warum bleibst Du nicht beim Einpacken?«

Statt aller Antwort schüttelte er ernst den Kopf und hielt die Kanne mit der Hand auf dem Roste fest.

Nach vielen Fragen kam ich endlich der Sache auf den Grund und erfuhr (was nach Giorgi's Voraussetzung jedes Kind wissen müßte), daß nach dem Aberglauben der Armenier niemals ein Eisen über das Feuer gelegt werden dürfe, ohne daß etwas darauf gestellt werde, weil sonst der Teufel das Recht habe, die Seelen der Kinder darauf zu verbrennen!

»Woher weißt Du das denn?« fragte ich ihn weiter, begierig, den Ursprung dieses seltsamen Aberglaubens zu erforschen.

»Verlassen Sie sich darauf! Verlassen Sie sich darauf!« rief er, in sichtbarer Verlegenheit, wie er den Respekt vor mir mit meiner Unwissenheit in Einklang bringen solle. »Warum

erzeugt der Hasenschwanz Schlaf, wenn er unter das Kissen eines Kindes gelegt wird? Warum giebt das Wolfsauge Muth, Jedem der es trägt? Wer kann den Schleier heben vom Buche der Geheimnisse? Reibt eine Frau mit Wolfsfett ein und sie wird unfruchtbar werden und ihr Mann wird nie wieder den Arm des Verlangens nach ihr ausstrecken — reibt sie mit der Galle des Wolfes ein und sie wird gesegnet werden und ihr Mann wird ihr nie untreu werden. Wir wissen, daß dem so ist, aber wir wissen nicht, warum?«

»Ich frage Dich auch nicht, warum dem so ist, ich frage Dich nur, woher Du es weißt?«

»Das lernt sich wie essen und trinken! Was man von Vater und Mutter gehört, vergißt sich nicht leicht wieder und wenn man auch noch so weit umher kommt in der Welt, wie es mein Schicksal gewesen. Die alten Frauen sind nicht mundfaul in Armenien, und wenn ich Ihnen Alles erzählen wollte, was mir aus der Kindheit im Gedächtniß geblieben, die Geduld würde Ihnen bald ausgehen, es anzuhören. Ich sollte ja eigentlich auch ein Wartabed (Gottesgelehrter) werden, aber es kam etwas dazwischen und da ging ich auf Reisen, und bin auf Reisen geblieben bis auf den heutigen Tag. Gute Herren habe ich immer gefunden und Essen und Trinken, und auch wohl einen Sparpfennig für meine alten Tage; aber wenn ich das gewußt hätte, Aga! es wäre nicht so gekommen . . . nein Aga! ich hätt's wahrhaftig nicht gethan, wenn ich gewußt hätte« —

»Wenn Du was gewußt hättest?« fragte ich neugierig.

»Daß — seien Sie nicht böse! — daß — Sie kein reicher Mann sind!« . . . .

Das Eis war gebrochen und in viel freierem Tone fuhr er mit gewohnter Geschwätzigkeit fort:

»Ich will Ihnen Alles gern wiedergeben! es kommt mir nicht darauf an. Ich weiß auch nicht, wie ich bei Ihnen

dazu gekommen bin, aber es war mir so in der Gewohnheit aus früherer Zeit, wo es immer flott herging, wenn ich nach Teheran, Tauris, Moskau oder zur Messe nach Makariew (Nischny-Nowgorod) kam. Meine Herren waren reiche Kaufleute, die viel draufgehen ließen, und besonders der letzte, der alte Tomamschew von Tauris, nahm es nie sehr genau, wenn er ein gutes Geschäft gemacht hatte. Bei dem alten Herrn habe ich einmal in Einem Winter dreihundert Silberrubel verdient« . . .

»Dreihundert Silberrubel in Einem Winter?« unterbrach ich ihn, etwas ungläubig.

»Ja Herr! in Einem Winter, und zwar in einer einzigen Woche!« — fuhr er in sehr sicherem Tone fort. »Es war in der Masslenitza [27]) in Moskau. Mein Herr hatte in dem großen Traktir [28]) auf der Maraseka [29]) mit andern Kaufleuten bis spät in die Nacht hinein gezecht und mehr getrunken, als nöthig war.

»Skurjätin, ein alter Kaufmann, der die Zeche bezahlen mußte, war so benebelt, daß er kaum auf den Beinen stehen konnte und daß mein Herr sich veranlaßt fühlte, ihm einen Platz in unserm Schlitten anzubieten, um ihn vor den großen Unannehmlichkeiten zu wahren, denen Trunkene in russischen Städten durch die Polizei ausgesetzt sind.

»Der Iswoschtschik (Kutscher), der während des langen Wartens unten auch wohl ein Glas zuviel getrunken haben mochte, setzte seine Pferde so in Tritt, daß wir gleich am Anfange unserer Fahrt, beim Einbiegen in die Straße neben der Börse umschlugen und allesammt in den Schnee stürzten, wie das so oft bei den Moskowiter Schlittenfahrten vorkommt.

»Dem alten Skurjätin fiel bei der Gelegenheit seine dicke Brieftasche aus dem Kaftan; ich hob sie auf und überreichte sie ihm. Anstatt mir jedoch dafür zu danken, überschüttete er mich mit Schimpfworten und warf mir die Brief-

tasche an den Kopf. Ich wollte sie nun selbst einstecken, aber mein Herr, der trotz aller Trunkenheit für dergleichen immer ein scharfes Auge hatte, befahl mir, ihm die Brieftasche zu geben, er wolle sie aufbewahren bis morgen. Darauf steckte er sie in seinen Pelz. Kaum waren die beiden Alten unter großen Anstrengungen wieder in den Schlitten gestiegen, als sie einer nach dem andern einschliefen. Der Weg, den wir zu fahren hatten, war weit. Ich konnte dem Drange der Neugier nicht widerstehen, einen Versuch zu machen, die Brieftasche noch einmal in meine Hand zu bekommen, um zu sehen, was darin war. Der Versuch gelang. Und da ich einmal einen Blick hineingeworfen und eine Menge Banknoten darin entdeckte, so nahm ich einige davon heraus, verbarg sie in meinem Kaftan und steckte darauf die Brieftasche wieder in den Pelz meines Herrn.

»Ich fühlte wohl, daß ich Unrecht gethan, aber es freute mich, dem alten reichen Skurjätin, der mich immer so derb anfuhr, einen Possen zu spielen, und dann wäre ja auch ohne mich seine Brieftasche ganz verloren gegangen; ich hatte sie ihm gerettet, und glaubte eine Belohnung dafür zu verdienen, die ich mir gleich selbst nahm, um ihrer gewiß zu sein.

»Vor Skurjätin's Hause machten wir Halt. Ich weckte den Alten und sorgte dafür, daß er in sichere Obhut kam. Als wir eine Viertelstunde später in unserer Wohnung anlangten, war mein Herr durch den Schlaf, die Kälte und die lange Fahrt wieder ganz frisch geworden. Ich selbst machte ihn aufmerksam, die beigesteckte Brieftasche nicht zu vergessen. Er nahm sie aus dem Pelze und legte sie sammt seiner eigenen Brieftasche in ein vor seinem Bette stehendes Kästchen, worin er sein Geld zu verschließen pflegte.

»Kaum waren wir am folgenden Tage aufgestanden, als Skurjätin ganz außer sich zu meinem Herrn in's Zimmer stürzte (wo ich eben mit den Vorbereitungen zum Frühstück

beschäftigt war), und sich erkundigte, ob wir seine Brieftasche nicht gefunden hätten, die er bei der nächtlichen Fahrt verloren haben müsse. Es seien eine Menge werthvoller Papiere, Wechsel und Banknoten darin enthalten.

— »Ich habe sie selbst zu mir genommen und der Vorsicht wegen verschlossen« — sagte mein Herr, indem er die Brieftasche aus dem Kästchen nahm und sie Skurjätin überreichte.

»Unter tausend freudigen Danksagungen nahm dieser den geretteten Schatz entgegen, überzählte schnell den Inhalt, und sein Gesicht umdüsterte sich ein wenig, als er mit dem Durchblicken der Papiere fertig war. Ich hörte, wie er vor sich hin murmelte: — »Sollte ich das Geld wo anders hingelegt haben?« — Darauf empfahl er sich, ohne weiter etwas zu sagen.

»Ich war den ganzen Tag über mit Gängen und Besorgungen in der Stadt beschäftigt und als ich Abends nach Hause kam, fand ich meinen Herrn in sehr übler Stimmung. Ich erfuhr bald die Ursache seiner Gemüthsbewegung. Skurjätin war wieder bei ihm gewesen, um über die fehlenden Banknoten Rücksprache zu nehmen. Tomamschew, der seiner Meinung nach die Brieftasche bis zum letzten Augenblick ungeöffnet in Verwahrung gehabt hatte, fühlte sich durch die Aeußerungen Skurjätin's beleidigt, und wies nach einem heftigen Wortwechsel seinem Geschäftsfreunde die Thüre.

»So standen die Sachen, als ich nach Hause kam. Mir war sehr angst bei der Geschichte; ich fand jedoch einigen Trost darin, daß kein Verdacht auf mich gefallen war und daß bei einem Bruche zwischen den Beiden der Schaden immer auf Seite Skurjätin's blieb, der von meinem Herrn viel Geld verdiente und deshalb Alles daran setzen mußte, um wieder anzuknüpfen.

»Ich begegnete ihm am folgenden Tage auf dem Bazar

in der Kitaïsky Gorod.[30]) An der ganz besonderen Freundlichkeit, womit er mich begrüßte, merkte ich bald, daß er etwas im Schilde mit mir führte. Er reichte mir die Hand, bat mich, ihn in's Traktir zu begleiten, um einen kleinen Imbiß zu nehmen und war des Lobes voll über meine vortrefflichen Eigenschaften.

»Nachdem wir ein gutes Glas Wein zusammen getrunken hatten und ihm die Zunge geläufig geworden war, rückte er mit der Sprache heraus. Erst sagte er, wie leid es ihm thue, daß ein so unglückliches Mißverständniß zwischen ihm und meinem Herrn entstanden sei; das unerklärliche Verschwinden der fehlenden Banknoten habe ihn zwar sehr geschmerzt und augenblicklich in schlechte Laune versetzt, aber am Ende sei doch der Gegenstand nicht so erheblich, um einen Bruch zwischen alten Geschäftsfreunden zu rechtfertigen; er (Skurjätin) wollte gern das Doppelte verlieren, wenn er seine alte Verbindung mit Tomamschew wieder herstellen könnte. Und nun machte er mir gradezu den Antrag, ich sollte mich stellen, als hätte ich das Geld heimlich beseitigt; für diesen Freundschaftsdienst bot er mir eine erkleckliche Summe, und für den Fall, daß ich den Dienst darüber verlieren sollte, wollte er mir eine andere, noch einträglichere Stelle verschaffen.

»Erst stellte ich mich entrüstet über den Antrag, ging aber bald darauf ein, als ich sah, daß es ihm Ernst damit war. Den scheinbar leichteren Ausweg, zu sagen, er habe das Geld nachträglich gefunden, wollte er um jeden Preis vermeiden, denn er kannte die große Genauigkeit meines Herrn, der eine solche Unordnung schon an und für sich als Grund zum Bruche angesehen haben würde . . .

»Ich warf mich dem alten Tomamschew zu Füßen, und machte ihm ein so rührendes Geständniß meiner Sünde, daß der gute Herr mir Alles verzieh. Bald war auch die Freundschaft mit Skurjätin wieder hergestellt und nach

Abzug der Unkosten für die Absolution beim Priester blieben mir gerade dreihundert Silberrubel übrig als Gewinn bei dem Geschäfte.«

»Du bist mir ein schöner Spitzbube!« — rief ich, als Giorgi seine Geschichte geendet. — »Aber hattest Du denn gar keine Gewissensbisse mehr, nachdem der Priester Dir die Absolution ertheilt?«

»Nein,« — entgegnete er sehr gelassen — »wozu hätte ich sonst das schwere Geld ausgegeben?«

Ich machte ihm noch einige andere in's Gewissen redende Bemerkungen, aber er antwortete sehr kurz darauf. Der einzige Zweck seiner Erzählung war gewesen, mir zu beweisen, daß er Gelegenheit genug gehabt habe, sich ein Stück Geld zu verdienen, und daß es ihm kein zu großes Opfer sei, mir Das zurückzuerstatten, was er, in dem Wahne, ich sei ein reicher Mann, mir zuviel auf die Rechnung geschrieben.

Natürlich ließ ich mich nicht darauf ein, so sehr er auch bat und flehete; aber von jenem Tage an reiste ich beispiellos wohlfeil und hatte eben so oft Gelegenheit, mich über die Billigkeit der Lebensmittel u. s. w. zu wundern, wie früher über das Gegentheil.

* * *

Ich habe diese Geschichte mit einiger Ausführlichkeit wiedergegeben, da sie einen Blick thun läßt in die Gefühls- und Gedankenwelt einer ganzen Menschenklasse, deren Kenntniß mindestens eben so wichtig ist, als die Kenntniß seltener Steine, Vögel und Pflanzen.

Man kann Giorgi als Repräsentanten derjenigen Armenier seiner Bildungsstufe betrachten, welche mit den Russen in längeren und näheren Beziehungen gestanden haben.

Die landesthümlichen Sitten und Gebräuche, welche seit Jahrhunderten die Stelle der Gesetze vertraten, verschwinden vor den fremden Eindringlingen, ohne daß etwas Besseres dafür geboten würde. Die Unterschiede im Guten werden verwischt und das Schlechte wird verallgemeinert, wie das Unkraut überall leicht fortwuchert, während die Blumen und Fruchtbäume sorgfältiger Pflege bedürfen.

Diese Pflege können die Russen nicht ausüben, weil sie ihnen selbst nie zu Theil geworden ist. Sie können die ureinwüchsigen Uebel und Laster der Völker nur vermehren, ohne ihnen ein sittliches Gegengewicht zu geben.

Das Einzige, was sie mitbringen in die eroberten Länder, sind neue Zwangsmittel des alten Zwangsstaates, neue Formen des Betruges, der Lüge und des Mißbrauchs der Kirche zu polizeilichen Zwecken.

Veranschaulichen wir kurz das Gesagte an den beiden uns hier zunächst liegenden Ländern: Georgien und Armenien, denen der Kaiser bisher für alle ihnen abgedrungenen Opfer nichts Anderes hat bieten können, als einen französischen Frack und die russische Sprache.

Was ist diesen Leuten damit gedient, daß sie, um nach dem herrschenden Vorurtheil einen Anstrich von Bildung zu erlangen, in Kleider und Handschuhe von französischem Zuschnitt hineingezwängt werden auf Kosten ihres malerischen National-Kostüms?

Was ist ihnen ferner damit gedient, sich ihrer eigenen Sprache und Sitte zu entäußern, um russische Sprache und Sitte dafür anzunehmen?

Sowohl die georgische wie die armenische Literatur kann sich der russischen so ziemlich gleichstellen. Was die Russen hier Neues zu bieten haben, gehört (außer ihrer Poesie) ursprünglich nicht ihnen selbst an, sondern ist den Deutschen, Engländern und Franzosen entlehnt.

Soll russische Gelehrsamkeit etwa die Vermittlerin zwischen diesen Ländern und dem klassischen Alterthum spielen? Ein einziger Blick in den Katalog der alten Bibliothek von Etschmiadsyn genügt, um zu zeigen, daß dies unnöthig ist.

Wie die Armenier eine vortreffliche Bibelübersetzung hatten, ein halbes Jahrtausend bevor die Russen etwas vom Christenthum wußten, so hatten sie auch Uebersetzungen und Nachbildungen der alten Klassiker, lange bevor das Zarenthum aus den Trümmern der Republik Nowgorod emporwuchs, ein Grab der Kultur der alten, und eine Geißel der neuen Welt.

Oder meint Ihr etwa, Rußland habe den Ackerbau, den Handel, die Gewerbe, die Industrie Georgiens und Armeniens gefördert?

Nur wenige der Landeskinder finden in Werkstätten ihr Brot, aber viele finden auf dem Schlachtfelde ihren Tod.

Der Ackerbau erinnert noch an die Urzustände menschlicher Thätigkeit und wurde nur hin und wieder von solchen Statthaltern gefördert, welche, wie Fürst Woronzoff, eine Privatliebhaberei daraus machten.

Von den Gewerben blühen nur diejenigen, welche die Werkzeuge des Krieges, Waffen und Rüstungen liefern.

Und wie kann dem anders sein in Ländern, wo seit mehr als einem halben Jahrhunderte alle menschliche Thätigkeit im Großen nur auf Kampf und Zerstörung gerichtet war, und die Verdienste der Menschen nur berechnet werden nach der Zahl ihrer Mitmenschen, die sie getödtet.

Die Künste des Friedens lieben den Lärm des Krieges nicht und fliehen verscheucht zurück vor Kanonendonner, Schlachtdrommeten und Roßhufgestampf.

Was bleibt, nach dem Gesagten, den Eroberern noch übrig, zum Heil dieser Länder zu thun?

Wer aufmerksamen Blickes und Ohres das weite Zarenreich, das drei Welttheile umstrickende, durchwandert, und dann

die Summe seiner Betrachtungen zieht, dem schaudert bei dem Gedanken an die Geschicke, welche dieser Länderkoloß noch zu erfüllen hat.

Wer an der bevorstehenden Erfüllung dieser Geschicke zweifelt, kennt die Geschichte und kennt Rußland nicht.

So unterschieden von Ursprung und Interessen die bunt-zusammengewürfelten Horden auch sein mögen, welche dieses Riesenreich bilden, es giebt Ein gewaltiges Band, das sie Alle zusammenhält: die byzantinische Kirche! Wer nicht hineingehört, wird hineingezwängt und ehe das kommende Jahrhundert beginnt, werden alle Bewohner Rußlands Eines Glaubens sein.

Schon jetzt umschließt jenes große Netz, dessen Maschen die Newa und die Wolga, der Don und der Dnjepr, der Kyros und der Araxes bilden, eine vorwiegend christliche Bevölkerung, in deren Mitte die zerstreuten islamitischen Stämme, die Nachkommen der goldenen Horde, sich wie Tropfen im Ozean verlieren.

Welch eine wundersame Fügung des Schicksals, daß Rußland, dessen Regierungsprinzip den diametralen Gegensatz christlicher Satzung bildet, gerade das Christenthum zum Eck- und Schlußstein seiner Macht gestalten muß! Und eine nicht minder wundersame Fügung des Schicksals ist es, daß der Zar überall, wohin er seine weitausgreifenden Arme streckt, christliche Anhaltspunkte findet, an welche er die Schicksalsfäden der von ihm künstlich zerstreuten Bekenner des Islam knüpfen kann: Armenien zu den Füßen des Ararat, und Georgien zu den Füßen des Kaukasus!

Welcher Art aber ist dieses Christenthum, das so viele Millionen Menschen zu einem großen Ganzen zusammenschmilzt und ihnen als Triebfeder dient zu Kraftäußerungen, welche über kurz oder lang der alten Welt eine neue Gestaltung geben werden?

Folgt mir einen Moment in das russische Mutterland, um einen flüchtigen Blick auf die dort herrschenden religiösen Zustände zu werfen!

Seht jenen armen Soldaten, der müde und hungrig vom langen Marsche, erst sein Gebet verrichtet, bevor er Speise zu sich nimmt und die Ruhe sucht.

Er zieht ein kleines Heiligenbild aus der Tasche, spuckt darauf und wischt es ab mit dem Aermel seines Rockes; dann setzt er es nieder auf die Erde, kniet hin davor und bekreuzigt sich, und küßt es in frommer Andacht.

Oder tretet Sonntags mit mir in eine der düstern, bildergeschmückten russischen Kirchen. Wenn nicht schon die Kleidung der Anwesenden die Standesunterschiede bezeichnete, Ihr würdet diese Unterschiede erkennen an der Art und Weise, wie ein Jeder sein Kreuz schlägt.

Betrachtet zunächst jenen vornehmen Herrn, der vor dem wunderthätigen Kasan'schen Muttergottesbilde stehen bleibt, sich leicht verbeugt und andeutungsweise bekreuzigt. In's Deutsche übersetzt, würde die Mienensprache dieses Herrn etwa folgendermaßen lauten: »Ich weiß, daß dies Alles nur ein frommer Wahn ist, aber man darf den Leuten kein Aergerniß geben, sonst geht alles Ansehen verloren. Würde das Volk sich länger für uns plagen, wenn es den Anweisungen nicht mehr traute, die wir ihm auf die Freuden des Himmels ausstellen lassen?«

Nun sehet jenen kaftanbekleideten, feisten Kaufmann, der verschmitzten Blickes und sichern Schrittes auf den Priester losgeht, um seine Seele von den Schachersünden der vergangenen Woche befreien zu lassen.

Er kennt den Priester und weiß, daß ein gutes Stück Geld bei diesem eine gute Stätte findet; darum geht er so sicher, in dem Bewußtsein, die ganze Sündenrechnung in Bausch und Bogen abmachen zu können. Und wie die Absolution vorüber ist, stellt er sich vor das wunderthätige Heiligenbild

hin und schlägt so gewaltige Kreuze, daß vor dieser Arbeit auch die letzten Skrupel seiner Seele verschwinden müssen.

Betrachtet jetzt jenen armen Bauern, der demüthig zur Pforte hereinschleicht und sich scheu umsieht in den Weihrauch-durchwölkten Hallen. Es ist des Glanzes, der Pracht zuviel für den armen Schelm.

»Gott! — denkt er — was ist der Kaiser doch für ein gnädiger Herr, daß er so schöne Kirchen bauen läßt für uns arme Teufel! Gott segne den Kaiser!«

Und dann schleicht er schüchtern auf irgend ein Heiligenbild los, wo der goldene Grund und die braunen Farben am grellsten kontrastiren und wirft sich nieder davor und schlägt mit der Stirn die Erde, daß die langen Haare ihm weit über's Gesicht fallen, und er mühet sich so ab im Körperverbeugen und riesigen Kreuzschlagen, bis er nicht mehr kann vor Erschöpfung. Denn je ärmer der Mensch in Rußland, desto größer das Kreuz, das er schlägt und trägt.

* * *

Wir verlassen Osurgethi bei Sonnenaufgang und werfen einen letzten Rückblick auf das blühende Land und dessen Gebirgsketten, die es durchziehen und umragen.

Der Morgen ist ruhig und frisch. Ueber dem dunklen Grün um uns her schweben weiße, weithin verschwimmende Streifen, die immer lichter und durchsichtiger werden, je weiter der Tag herabsteigt. Im Norden die schneebedeckten Kuppen des wildzerklüfteten Kaukasus! Schon ergießt es sich über die Höhen des Elborus wie ein Feuermeer, und immer weiter steigt's herab und springt in blendendem Farbenspiel von Berg zu Berg, von Fels zu Fels. Wir wenden das staunende Auge nach Süden, den adsharischen Bergen zu, welche Gurien von Anatolien scheiden und uns im frischesten Morgenglanze

entgegenschimmern. Von dort lassen wir die Blicke nach Westen schweifen, wo sich das Schwarze Meer in unabsehbarer Weite vor uns aufthut, blitzend und leuchtend wie die Sonne selbst. Dahin führt unser Weg.

Aus dem reizenden, mit Mais und Hirse und rebenumschlungenen Bäumen bedeckten Thale, wo Osurgethi liegt, wenden wir uns, dem Laufe der Natanebi folgend, nach St. Nikolaus, einem elenden, hart an der türkischen Grenze auf einer Sanddüne gelegenen Küstenfort, durch nichts bemerkenswerth, als durch seine schlechte Luft und Lage. Von dort kehren wir über Poti nach Redut-Kalé zurück.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Meerfahrt an der Küste von Abchasien.

In Redut-Kalé wurde mir gleich nach meiner Rückkehr eine Nachricht, welche mich deshalb freudig stimmte, weil sie mir Gelegenheit bot, der ungastlichen Stadt, an welche sich auch nicht eine angenehme Erinnerung für mich knüpft, den Rücken zuzukehren und auf den stürmischen Wellen des Schwarzen Meeres — statt auf einem langwierigen Krankenlager — Erholung von meinem hartnäckigen Unwohlsein zu suchen.

Der Kommandant von Redut-Kalé hatte nämlich einen Barkaß, (d. i. ein unverdecktes Kriegsboot mit einer Kanone), bemannt mit vierzehn Kosaken unter Anführung eines Chorundshi (Kosakenoffizier untersten Grades) nach der Festung Ardiller an der Küste des Landes der Dshigethen auszurüsten und ertheilte mir, nebst zwei Leidensgefährten, bestehend aus einem jungen russischen Gardekapitain und dem tapfern Tatarenhauptmann Gjül-Bassar, gern die Erlaubniß, die im Monat April etwas gefährliche Fahrt mitzumachen. Die Zwecke, welche das Reisekleeblatt verfolgte, waren eben so verschieden, wie die Persönlichkeiten, aus welchen es zusammengesetzt war. Der Gardekapitain — ein parfümirter Salonheld — hatte dem die Militairlinie an der Ostküste des Schwarzen Meeres kommandirenden General von Budberg Depeschen vom Oberbefehlshaber zu überbringen.

Gjül-Bassar — jedenfalls die interessanteste Persönlichkeit von uns dreien — ein auf dem Wege der russischen Civilisation begriffener Tatar, hatte sich, gelockt durch Titel und Orden, dem in Warschau stehenden, muselmännischen Reiterregiment zukommandiren lassen, um im fremden Lande, im Glanze friedlicher Straßenparaden, Auszeichnungen zu finden, deren Erringung ihm im Schooße der kriegbedrohten Heimat zu schwer geschienen.

Gjül-Bassar (zu deutsch: Rosenhaupt), stand mit seinem blumigen Namen in auffallend wunderbarem Einklange. Sein mit ebenso starken wie zahlreichen Pockennarben übersäetes Antlitz sah aus wie eine Sammlung verwetterter Rosenknospen, und seine etwas lang gerathene, schwammige Nase glänzte darüber hin, wie ein durchsichtiger Behälter, dem alles Blut der abgestorbenen Rosenknospen zugeflossen. Als einzige Waffe trug der Rosenköpfige einen dagheſtanschen Dolch im Gürtel; die übrigen Mordwerkzeuge: ein Gewehr mit doppeltem Lauf, ein paar gewichtige, persische Pistolen und einen langen Tscherkessensäbel hatte er seinem kleinen Diener Jussuff aufgebürdet, dessen winziger, schmaler Körper die Waffenlast mit Mühe zu tragen schien. Das Ergötzlichste an Gjül-Bassar war seine fixe Idee: Warschau liege irgendwo am Schwarzen Meere. Wir ließen ihn ruhig gewähren, nachdem wir vergeblich auf alle Weise versucht hatten, ihn von seinem Irrthume abzubringen, zu welchem ein ihm befreundeter Mullah aus dem Karabagh Veranlassung gegeben hatte.

Es war 8 Uhr Morgens am 19. April, als wir bei immer noch umwölktem Himmel Redut-Kalé verließen. Der Barkaß war flott gemacht, unsere Sachen waren bereits aufgepackt, und die Kosaken standen am Ufer und harrten ihres Führers, sich nach ihrer Gewohnheit die Zeit mit Singen heimatlicher Lieder vertreibend.

Zwölf Kosaken hatten einen Kreis gebildet, der dreizehnte

stand in der Mitte und sang mit lauter, gewandter Stimme ein lustiges Lied, dessen letzte Verse jeder Strophe die Umstehenden immer halb schreiend, halb singend wiederholten.

Lied der Kosaken vom Schwarzen Meere:

„Was hängst Du das Köpfchen so traurig und schwer?"
— „Was ziehst, mein Kosak, fort zum Schwarzen Meer?" —
So sprach ich zum Mädel, so sprach sie zu mir —
Just war ich beim Mädel, und jetzt bin ich hier!
Chor: So sprach ich zum Mädel ꝛc.

Und weine nicht, Mädchen, hell' auf Deinen Blick!
Wohl muß ich davon, doch bald kehr' ich zurück —
Der Kosak liebt das Meer und er liebt die Gefahr,
Doch er liebt auch, was Süßes beim Mädel ihm war!
Chor: Der Kosak liebt das Meer ꝛc.

Der Priester der spricht: Das ist Sünde, mein Sohn!
Doch beicht' ich die Sünd', da verzeiht er sie schon.
Ein Griff in die Tasch', ein geschmeidiger Mund,
Das macht uns beim Priester von Sünden gesund!
Chor: Ein Griff in die Tasch' ꝛc.

Es donnert zum Kampfe — da zagen wir nicht,
Ob zu Meer, ob zu Lande, das fragen wir nicht;
Ob nah oder ferne, das messen wir nicht,
Und das Liebchen, das treue, vergessen wir nicht!
Chor: Ob nah oder ferne ꝛc.

Drum frisch, ihr Kosaken, das Segel gespannt!
Die Schaschka [31]) zur Seite, den Kinshal zur Hand!
Und weine nicht, Mädchen, hell' auf Deinen Blick:
Der Kosak muß davon, doch bald kehrt er zurück!
Chor: Und weine nicht, Mädchen ꝛc.

Wer hat das hübsche Lied gedichtet? fragte ich, auf die Sänger zugehend. Die Kosaken blieben mir die Antwort

schuldig, denn in diesem Augenblick kam ihr Führer eiligen Schrittes herbeigegangen, und im Nu saßen Alle bei ihren Rudern im Fahrzeug. Eine halbe Stunde später hatten wir schon die heftige Strömung passirt, welche die Chopi bei ihrer Mündung im Schwarzen Meere bildet.

Wir saßen mit dem Offizier und einem alten Urjädnik (Unteroffizier), welcher als Steuermann fungirte, im Hintertheile des Barkaß, der gerade groß genug war, die Mannschaft, welche, uns und unsere Leute mitgerechnet, aus zweiundzwanzig Personen bestand, zu fassen.

»Wo habt ihr Türkisch gelernt?« — fragte ich einen Kosaken, welcher sich eifrig in dieser Sprache mit Gjül-Bassar's Diener unterhielt. »Was sollten wir nicht Türkisch sprechen können?« entgegnete der Gefragte, »wir sind ja in der Türkei groß geworden.« Durch weiteres Fragen gelangte ich zu der Gewißheit, daß unsere Kosaken zu den Resten der tapferen Saparoschzen[32]) gehörten, welche, vermehrt durch eine Menge Ueberläufer und Vagabunden, unter der Regierung Peters I. zu den Türken übergingen, und seit der Zeit hartnäckige Feinde der Russen wurden. Nach der Einnahme von Varna (1828) unterwarf sich ein Theil dieser Krieger, welche im fremden Lande ihre Sprache, Religion und Sitten treu bewahrt hatten, auf's Neue dem russischen Scepter, unter Anführung ihres Atamans Gladkoi.[33])

Die Kosaken, von welchen die meisten mit bei Varna gewesen waren, erzählten mir in Bezug auf die oben angedeutete Begebenheit eine Menge Geschichten zur Verherrlichung ihres neuen Herrschers, unter anderm, wie er sich, nur von seinem Adjutanten Orlow begleitet, auf einem Kriegsboote den ihm bis dahin feindlichen Kriegern anvertraute, ohne, trotz aller Warnungen seiner Umgebung, die mindeste Besorgniß noch Furcht zu äußern; sechsundzwanzig Saparoschzen saßen am Ruder, und der Ataman selbst fungirte als Steuermann.

Persönlicher Muth wird dem Kaiser von Niemand abgesprochen; aber als Feldherr hat sowohl er, wie sein verstorbener Bruder, der Großfürst Michael, während des Türkenkrieges sehr geringe Beweise von höherer Befähigung gegeben. So erzählten mir wenigstens hochgestellte Offiziere, welche den Türkenkrieg mitgemacht und Gelegenheit hatten, den Kaiser in der Nähe zu beobachten . . .

Die geschwätzigen Kosaken vertrieben uns durch ihre Lieder und Sagen die Zeit ganz angenehm; wir ergötzten unsere Blicke an den das Fahrzeug oft schaarenweise umspielenden Delphinen, und langten gegen zwei Uhr Nachmittags glücklich in der Festung Anaklea an.

Dieser, jetzt nur von wenigen Türken, Juden und Kosaken bewohnte Ort (muthmaßlich das alte Heraklea der Griechen) am linken Ufer des Ingur, welcher sich hier in's Schwarze Meer ergießt, gelegen, bezeichnet an der Küste den Gränzpunkt zwischen Mingrelien und dem Gebiete von Samursachan.[34])

Wir waren gezwungen, hier einige Stunden Rast zu halten, damit die ermüdeten Kosaken, welche bei den ungünstigen, unser Segel unnütz machenden Winden den ganzen Tag das Ruder schwingen mußten, neue Kräfte sammeln konnten.

Um sechs Uhr begaben wir uns wieder auf unser Fahrzeug, und liefen bei einbrechender Nacht, die hier immer ohne die süße Zwischenzeit der Dämmerung dem Tage folgt, in eine kleine Bucht an der Küste von Samursachan ein.

Ein paar kleine, hinter Bäumen hervorlugende Bretterhäuschen hatten uns zu der Meinung verleitet, es befinde sich hier ein Dorf, wo wir Obdach für die Nacht finden könnten; allein wir sahen uns bei näherem Recognosciren nicht nur in unserer Erwartung getäuscht, sondern hatten noch obendrein ein kleines Zusammentreffen mit türkischen Kontre-

banditen, welche sich mit ihren in den oben erwähnten Häuschen versteckten Waaren im Dunkel der Nacht wieder auf den Weg machten, wahrscheinlich um einem andern Schlupfwinkel an der Küste von Abchasien oder Dshighethistan zuzusteuern. Wir brachten die Nacht unter freiem Himmel zu, zündeten Wachtfeuer an, stellten Wachen aus und ließen uns von nahem Wellengemurmel und fernem Schakalgeheul in Schlaf singen.

Trotz unsers unbequemen Lagers schliefen wir vortrefflich, ausgenommen Gjül-Bassar, welcher, die Pistole in der Hand, mit gekreuzten Beinen auf seinem Teppich kauernd, die ganze Nacht vor Unruhe und Besorgniß kein Auge schließen konnte. Diese, sich bei der kleinsten Gefahr äußernde Besorgniß hatte keineswegs in angeborner Feigherzigkeit ihren Grund. Ein gläubiger Muselmann, wie unser Tatar, fürchtet den Tod nicht; auch bin ich überzeugt, daß sich Gjül-Bassar zu jeder andern Zeit, ohne zu zittern, jeglicher Gefahr ausgesetzt haben würde; für den Augenblick jedoch war ihm sein Leben lieb, denn er hatte gehört, der Kaiser werde am 15. Mai in Warschau eine Musterung der muselmännischen Regimenter halten, bei welcher Gelegenheit jeder anwesende Offizier einen Orden zu erwarten hätte.

Dieser zu erwartende Orden nun war der Anfang und das Ende aller Wünsche Gjül-Bassar's. Seit unserer Abreise von Redut-Kalé hatte er von nichts weiter gesprochen; das Meer mit seinen tausend Wundern, die stets wechselnden, großartigen Naturschönheiten, welche uns umgaben, Alles ließ ihn ungerührt; er dachte nur an seinen Orden.

Von einem mehrstündigen Regen durchnäßt, verließen wir bei Tagesanbruch unser romantisches Lager und langten nach etwa siebenstündiger Fahrt im Hafen von Utschamtschuri an.

Ich unterlasse es, mich in nichtssagenden Schilderungen der herrlichen Naturschauspiele zu ergehen, welche die Küste,

vom Meere aus gesehen, in üppiger Fülle darbietet: die schäumende Brandung, das steinige Ufer, die sich in endlose Ferne verlierenden, undurchdringlichen Wälder, die baumgekrönten, bunten Hügelreihen und dahinter die große Gebirgskette mit ihrem nimmer beständigen Farbenspiel. Hier ist Alles in stetem Wechsel begriffen, wenn nicht ein vollkommen heiterer Tag, wie der April ihrer nur wenige bietet, einen sicheren, klaren Anblick gewährt.

Oft zieht sich eine Alles verhüllende, dichte Nebelmauer vor den spähenden Blicken hin, und vergebens sucht dann das Auge einen erquickenden Anhaltspunkt, bis plötzlich ein Sonnenblick den aschgrauen Schleier zerreißt, und ein leuchtender Strahl, wie ein goldener Zauberstab, Wald, Hügel und Gletscher in neuem Glanze erschimmern läßt.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Utschamtschuri und Suchum-Kalé.

Utschamtschuri ist ein aus einer Straße und mehreren dahinter zerstreut liegenden Häusern bestehender abchasischer Hafenplatz mit etwa fünfhundert Einwohnern, deren Hauptnahrungsquelle der Handel mit eingeschmuggelten Waaren ist.

Ich fand auf dem, den größten Theil des Ortes einnehmenden Bazar eine mannichfaltige, obschon weder reiche noch gesuchte Auswahl von Stoffen und Fabrikaten aus dem Abend- und Morgenlande. Viele, hier wohl selten oder nie gekaufte Waaren liegen da aufgespeichert, denen man es gleichsam ansehen kann, daß sie nicht Spekulationsgeist, sondern bloßer Zufall an Abchasiens ungastliche Küste geschleudert.

Diese Muthmaßung wird zur Gewißheit, wenn man sich bei den Kaufleuten nach den Preisen der betreffenden Waaren erkundigt, welcher selten oder nie im Verhältniß mit ihrem Werthe steht. So wurde mir z. B. ein Stück feines englisches Scharlachtuch zu einem Preise angeboten, für welchen ich dasselbe in England nicht hätte kaufen können.

Die Kaufleute sind ein Gemisch von Türken aus Trapezunt, Griechen, Armeniern und Abchasen; der Handel der letztern erstreckt sich lediglich auf Waffen und einheimische Produkte, worunter besonders das treffliche, dem lesghischen an Stärke

fast gleichkommende Tuch und das äußerst zierlich und fein gearbeitete Schuhwerk bemerkenswerth ist.

Der Bazar von Utschamtschuri trägt ein ganz eigenthümliches, kriegerisches Gepräge. In jeder Bude, welche sich alle offen vor den Augen des Zuschauers ausdehnen, steht ein geladenes Gewehr; häufig findet man auch noch sonstige Waffen, wie Dolche, Pistolen rc. Die Käufer, welche theils zu Fuß, theils zu Pferde den Bazar durchziehen (größtentheils Abchasen aus den umliegenden Dörfern), sind alle vollständig bewaffnet, die Flinte auf dem Rücken, Dolch und Pistolen im Gürtel. Unter den Männern erregten viele durch ihre schlanke und regelmäßige Körperform und ihr ausdrucksvolles Gesicht unsere Bewunderung. Was uns vom schönen Geschlechte zu Augen kam, war Alles alt und häßlich.

Um keine von den Merkwürdigkeiten Utschamtschuri's ungesehen zu lassen, besuchten wir, nachdem wir auf dem Bazar verschiedene Einkäufe gemacht, das hier befindliche kleine Kaffeehaus, ein luftiges, zeltartig aufgeschlagenes Gebäude, dessen einziger Schmuck aus einer Art Kochofen zur Bereitung des Kaffee's und einigen zur Bequemlichkeit der Gäste auf dem Boden ausgebreiteten Matten besteht.

Wir ergötzten uns eine Weile an der herrlichen Aussicht, welche man vom Balkon des Kaffeehauses nach dem Hafen zu hat, sahen dem Treiben der Gäste zu, wovon die einen Schach spielten und die andern Keef[35]) machten, und kehrten darauf nach unserm Barkaß zurück, in der Hoffnung, noch vor der Nacht die nächste russische Festung zu erreichen. Dem sollte jedoch nicht so sein. Nachdem wir ein paar Stunden lang auf die unbarmherzigste Weise in unserm zerbrechlichen Fahrzeug von den tobenden Winden umhergeschleudert waren, mußten wir uns bei der heftigen Brandung noch glücklich schätzen, vor Anbruch der Dunkelheit einen einigermaßen günstigen Landungsplatz zu erreichen.

Wir schlugen unser Lager am Eingange eines dichten die Küste begränzenden Waldes auf, dasselbe Verfahren, wie das erstemal, dabei beobachtend.

Ueber die üppige Vegetation der Küste von Abchasien habe ich schon oben andeutend gesprochen; man findet hier wildes Stein= und Kernobst aller Art, Zwerglorbeer, Buchsbaum, Nußbäume, Weinstöcke sieht man hier in großer Menge, besonders letztere von bedeutender Dicke und Höhe. Anmuthig schlingt sich der Weinstock um die hohen Bäume, deren Gipfel seine hochaufstrebenden Ranken nicht erreichen. Welch ein Nutzen, welche Schätze könnten bei gehöriger Kultur diesem gesegneten Boden entlockt werden! Aber die Natur arbeitet hier für sich allein, ohne daß der Mensch fördernd dabei mitwirkte. Kein Auge ergötzt sich an den Blumen, die hier wachsen, keine Hand pflückt die Früchte, die hier reifen, und kein Ohr hört hier freudig dem Gemurmel der Quellen, dem Rauschen des Gießbachs und dem walddurchjubelnden Gesange der Vögel zu.

Das von den Türken erbaute Suchum=Kalé, am Ausflusse der Gumista gelegen, gehört zu den bedeutenderen Festungen der Russen an der Ostküste des Schwarzen Meeres. Die Garnison besteht aus einer kleinen Abtheilung asowischer Kosaken und einem Bataillon Infanterie unter den Befehlen eines russischen Obersten.

Der Hafen von Suchum=Kalé ist seiner günstigen Lage und seines großen Umfanges wegen ausgezeichnet. Gerade dem Landungsplatze gegenüber liegt das Haus des die Aufsicht über den Hafen führenden Kapitains; daneben breiten sich die Häuser der verheiratheten Soldaten aus, welche eine ziemlich bedeutende Militairkolonie bilden. Bei jedem Hause befindet sich ein kleiner Garten, wodurch das Ganze einen recht hübschen Anblick gewährt. Hat man die Kolonie passirt, so gelangt man auf den ziemlich großen aber wenig belebten Bazar, hinter welchem sich die Mauern der Festung ausdehnen, wo der Kommandant seine Wohnung hat.

Interessant war es uns, auf dem Bazar unter den größtentheils in Tscherkessenröcke und graue Soldatenkittel gehüllten Käufern auch einige elegant gekleidete, schleiergeschmückte Damen, Frauen der hiesigen Offiziere, zu sehen.

Wir schlugen das Anerbieten des Kommandanten, in der Festung zu wohnen, aus und suchten ein Obdach in der Militairkolonie, um das Leben und Treiben der Soldaten, ihre häusliche Einrichtung 2c. besser beobachten zu können. Die Häuser der Soldaten sind, Dank der Sorgfalt der handfesten Weiber, reinlich von außen und innen, das schwer zu vertilgende Ungeziefer abgerechnet, welches den Reisenden in Rußland überall plagend verfolgt, ob er an den Ufern der Newa, der Moskwa oder der Wolga weile.

Der russische Soldat trägt, möge er auch noch so weit dem Schooße seiner Heimat entrissen und in fremde Welttheile geschleudert werden, gleichsam immer sein Vaterland mit sich, bewahrt treu seinen Glauben, seine Lebensweise, seine Sitten, und überall, wo er sich ansiedelt, glaubt man ein Stück von Altrußland zu sehen.

Durch Ausflüge, welche ich in das Innere der Gebirgsländer unternahm, durch Bekanntschaft mit einigen der hervorragendsten Häuptlinge der Ubychen und Dshigethen, durch heftige Anfälle des Wechselfiebers und Umstände anderer Art, wurde mein Aufenthalt an der Ostküste des Schwarzen Meeres um einige Zeit verlängert.

Das Wichtigste der Erfahrungen, welche ich während meines halb unfreiwilligen Aufenthalts an der Ostküste des Pontus sammelte, ist in meinem Werke »über die Völker des Kaukasus« niedergelegt, und da ich einerseits alle Wiederholungen vermeiden, und andrerseits auch bei Mittheilung des Neuen mich möglichst kurz fassen möchte, so werde ich hier nur einzelne Tagebuchblätter in gedrängter Zusammenstellung folgen lassen.

Denn das Leben in jenen entlegenen Festungen ist so einförmiger Natur, daß die Schilderung einer einzigen im Wesentlichen auf alle Uebrigen paßt.

Es war mein Schicksal, sie alle, der Reihe nach, und die meisten zu wiederholten Malen zu besuchen, und meine Tagebücher aus jener Zeit wären allein genügend, mehrere Bände zu füllen. Ob aber der Leser viel dabei gewinnen würde, unter den Beschränkungen, welche das Erscheinen vor der Oeffentlichkeit mir auferlegt, — ist eine andere Frage.

Wenn ich z. B. die Schicksale eines einzigen Mannes, wie ihrer Viele hier in der Verbannung leben, erzählen wollte, so würde das für den Leser allerdings von großem Interesse, für den Helden der Erzählung aber von unglücklichen Folgen sein, denn selbst des Kaisers größte Anhänger sagen: L'empereur sait tout, mais il ne sait pas pardonner!

Enthüllungen aus Rußland, welche sich an hervorragende Personen knüpfen, kann ein Reisender, der die Gastfreundschaft heilig hält, nur nach dem Tode der betreffenden Personen machen.

Von diesem Standpunkte aus wünsche ich die folgenden Aufzeichnungen, welche in treuen Auszügen aus meinen Tagebüchern ein buntes Allerlei über das Leben und Treiben in den russischen Festungen an der Ostküste des Pontus enthalten, beurtheilt zu sehen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Pitzunda und seine Ruinen.

In großen Städten, auf den Tummelplätzen des Lebens, wo Tempel und Paläste zu Hunderten stehen, wo sich Straßen auf Straßen, Häuser auf Häuser und Menschen auf Menschen drängen, als ob Eines dem Andern keinen Platz gönne, gehen wir oft mit übersättigtem Blicke an den großartigsten Gebäuden, an den herrlichsten Denkmälern der Kunst gleichgültig vorüber, denn wo die Eindrücke so schnell auf einander folgen, verwischt oder vermindert einer den andern, und es ist unmöglich, alle klar in uns aufzunehmen und ordnend festzuhalten.

Begegnen wir aber einem solchen Palaste, einem solchen Tempel oder Denkmale in der Wildniß, oder in einer Umgebung, welche nicht verkleinernd noch störend darauf einwirkt, vielmehr das Große noch größer, das Schöne noch schöner erscheinen läßt, so ist die Freude, welche wir fühlen, unbeschreiblich, und der Genuß ein doppelt hoher.

Wir lassen alsdann dem Kunstwerke nicht nur gerechte Anerkennung widerfahren, sondern sind in der günstigen Stimmung des Augenblicks noch geneigt, den Gegenstand unserer Betrachtung zu überschätzen.

Nichts von dem Prosaischen des Lebens, das ähnliche Genüsse in den Hauptstädten Europa's oft verleidet, stört uns hier in unserm Anschauen. Kein Wagengerassel und Zurufen

der Kutscher zwingt uns hier, auf die Seite zu springen, um nicht überfahren zu werden; kein Schwarm vorübereilender Fußgänger erinnert uns durch unsanftes Stoßen und Drängen, daß wir nicht allein sind; kein zudringlicher Führer langweilt uns durch seine Tausende von Malen abgeleierten Geschichten — wir können uns ruhig und ungestört dem Genusse hingeben, der uns erwartet, und während das Auge sich weidet an dem Anblick der Hallen und Säulen, die sich vor uns aufthürmen, steigt der forschende Geist zurück in das Dunkel vergangener Jahrhunderte und findet Stoff zu großen und lehrreichen Betrachtungen, und wo die Blätter der Geschichte unausgefüllt geblieben, ergänzt die Phantasie das Fehlende, erfüllt das Leere und ruft das Todte in's Leben zurück, daß wir die Menschen, die einst hier gehaust, wieder von Geschlecht zu Geschlecht den Blicken vorüberwandeln sehen. Alle unsere Aufmerksamkeit, all' unsere Gedanken werden so dem einen Gegenstande zugewandt; daher kommt es denn wohl, daß solche vereinzelte Bilder meist lebendiger im Gedächtniß bleiben und angenehmere Erinnerungen zurücklassen, als wenn sie sich in Masse und in gemischter Umgebung dem Auge darbieten.

Mir wenigstens ist es immer so ergangen; aber unter allen Denkmälern der Vergangenheit, die ich auf meinen asiatischen Wanderungen besucht, hat mir keines einen so dauernden und großartigen Eindruck zurückgelassen, als die alte Kirche von Pitzunda.

Nachdem wir unter unsäglichen Anstrengungen unsere Landung bewerkstelligt und den in den letztverflossenen Jahren sehr licht gewordenen Hain durchschritten hatten, welcher sich zwischen dem Meeresgestade und Pitzunda hinzieht (frühere Reisende sprechen von einem dichten Walde, wovon seitdem wohl ein großer Theil der Axt des Zimmermanns hat weichen müssen), und wo riesige Fichten, herrliche Nußbäume, wahrhaft kolossale Ulmen und Buchen mit einander abwechseln, gelangten

wir zu den Baracken der Militairkolonie, welche den früher beschriebenen in jeder Beziehung gleicht. Nach Beseitigung der Pflichtbesuche und kleinen Plackereien, welche die jedesmalige Ankunft und Abfahrt von einer Festung bedingt, machten wir uns unverzüglich auf den Weg zur Kirche, deren etwas beschädigte Kuppel wir schon von ferne durch das dunkle Laubwerk hervorragen sahen.

Die Kirche liegt nur ein paar hundert Schritte von den Häusern der Militairkolonie, und der Weg dahin führt über einen großen, üppig bewachsenen, von alten, ehrwürdigen Bäumen überschatteten Rasenplatz, welcher einem Garten gleich von reingehaltenen Fußpfaden durchschnitten und an der einen Seite mit Bänken und Lauben geschmückt ist. An der andern Seite befinden sich Schaukeln und Anstalten anderer Art zur Belustigung und Leibesübung der Soldaten der Garnison. Hinter diesem Platze dehnen sich die halbzerfallenen Mauern aus, in deren Mitte die herrliche Kirche liegt, ein Edelstein in kolossalem Ringe.[36]) Ebenfalls im Bereiche der Mauern und gerade der Kirche gegenüber, ziehen sich die unansehnlichen hölzernen Gebäude der Kasernen hin.

Lange stand ich in stummer Bewunderung verloren, als ich die am Eingange stehenden Wachen passirt, das Thor durchschritten hatte und plötzlich den herrlichen, in einfachem aber edlem Style erbauten Tempel, diese Perle im Schlamme der Wildniß, vor mir aufsteigen sah. Die Sonne war bereits ihrem Untergange nahe, als ich des ersten Anblicks dieses Prachtgebäudes theilhaftig wurde, und ich mußte daher meine Zeichnungen und nähern Untersuchungen des Innern bis auf den folgenden Tag verschieben, aber auch der erste Anblick schon war ein wahrhaft erhebender. Fernher, durch einige lichte Stellen der Feigenbäume, Ulmen, Granatbäume und Hainbuchen erschimmerte im Glanze der untergehenden Sonne die große Kette des Kaukasus, und der ehrwürdige Tempel

selbst, mit seinem alle Mauern und Dächer umrankenden und übersteigenden Laubwerke und Blüthenschmucke, kam mir vor wie ein riesiges Grabmal, auf welches liebevolle Hände in andächtiger Erinnerung Blumen und Epheu gepflanzt.

Auf der großen, etwas beschädigten Kuppel und dem zerrissenen Dache der Façade haben sich mit der Zeit förmlich hängende Gärten gebildet, deren dunkles Grün mit den alten aus grauen Kalksteinen und rothen Backsteinen seltsam gemischten Mauern wunderlieblich kontrastirt. Sogar unser sonst nicht leicht zu rührende Gjül-Bassar war von den großartigen Formen der schönen Ruine ergriffen, und meinte, das müsse eine herrliche Moschee abgeben. Bei dem immer noch streitigen und unsichern Besitze dieses Küstenstriches ist es schwer, die Zukunft des herrlichen Gebäudes, das dreizehn Jahrhunderte[37]) den Verwüstungen der Zeit und der Menschen getrotzt hat, zu entscheiden.

Schon seit vielen Jahren gehen die Russen mit dem Plane um, die Kirche neu herzustellen und Gottesdienst darin halten zu lassen, was nach meinem Dafürhalten sehr leicht thunlich wäre. Bis jetzt sind noch keine ernsten Anstalten getroffen; der General von Wrangel sagte mir jedoch, daß der Kaiser, welcher sich aus guten Gründen immer großartig bei dergleichen Unternehmungen zeigt, bereits 200,000 Rubel zur Restauration des Gebäudes bewilligt habe.

Zu interessanten Betrachtungen über die Stabilität der griechischen Kirche giebt der Gedanke Anlaß, daß, bei Wiederbelebung des Tempels von Pitzunda durch die Russen, der Gottesdienst hier heute genau auf dieselbe Weise, unter denselben Formen gehalten werden würde, wie vor 1300 Jahren geschehen; ja ich glaube, die Priester, welche heute die Messe hier lesen, würden mit ihren weiten, patriarchalischen Gewändern, mit ihrem langen, ehrwürdigen, nie von einer Scheere berührten Barte und Haupthaar, den Priestern, welche zur

Zeit der Einweihung des Tempels die Messe an diesen Altären gelesen, zum Verwechseln ähnlich sehen; und wie viel Geschlechter sind nicht seit jener Zeit Angesichts dieser Mauern in's Grab gesunken!

Im Innern der Kirche findet man, außer dem zertrümmerten, marmorüberkleideten Altare und vielen sehr mittelmäßigen, aber meist gut erhaltenen Freskomalereien, keinen andern Schmuck, als die Schönheit und das Großartige der Verhältnisse des Baues.

Die majestätische, von buntverzierten Fenstern mit runden Scheiben durchleuchtete Kuppel wird von vier riesigen, über sechzig Fuß hohen Säulen getragen. Hiermit stehen die vier Haupttheile des Gebäudes in Verbindung, solchergestalt, daß der von kolossalen Fenstern erleuchtete Chor gegen Morgen, und das große Schiff gegen Abend liegt. Mit vieler Mühe erstieg ich die von den engen Seitenwänden getragene Gallerie, von wo ich mich nach allen Seiten hin einer herrlichen Aussicht erfreute. In der Mitte der Kirche fanden wir eine Menge Rüstungen, Metallstücke, Flintenläufe, Panzerhemden und Waffen aller Art sorgfältig aufgeschichtet; es sind dieses — wie der uns begleitende Offizier mich belehrte — Weihgeschenke aus frühern Zeiten, welche die kriegerischen Abchasen, wenn sie von ihren Streifzügen glücklich heimkehrten und reiche Beute mitbrachten, der Gottheit opferten. Hart an die Halle stößt eine mit merkwürdigen griechischen Schriften gezierte kleine Kapelle, deren Bau augenscheinlich einer späteren Zeit angehört.

* *
*

Wenn man an einem schönen Frühlingsmorgen die blühenden Umgebungen von Pitzunda (oder Bitschwinda, wie es die Eingebornen nennen) durchwandelt, und das Auge an den mannichfaltigen Naturschönheiten weidet, die uns hier

in üppigster Fülle entgegenlachen, so fällt es schwer, zu glauben, daß diese scheinbar so gesegnete Küste ein Aufenthalt des Elends und des Jammers sein soll. Aber leider ist dem so; die krankhafte Gesichtsfarbe der Soldaten, ihre falben, eingefallenen Wangen tragen schreckliches Zeugniß davon. Die Kugeln der Feinde sind hier weniger zu fürchten, als die Wechsel- und gelben Fieber, Leber- und sonstigen Krankheiten, welche in Pitzunda wie fast an der ganzen Ostküste des Pontus ihre Wohnung aufgeschlagen haben, und Verheerungen anstiften, denen wenige der hier Wohnenden entgehen. Wohl ist das Loos derer zu bemitleiden, welche ein feindseliges Verhängniß auf längere Zeit in diese Wildniß geschleudert.

Man darf im Allgemeinen annehmen, daß von den hieher geschickten Soldaten keiner den Boden seiner Heimat wiedersieht. Wenn ich alle Nachrichten vergleiche, welche mir aus verschiedenen Quellen über diesen Gegenstand zugegangen sind, so stellt sich als Resultat heraus, daß die Besatzung der Festungen dieser Küste durchschnittlich alle drei Jahre erneuert werden muß. Zu den hier dienenden untergeordneten Offizieren nimmt man gewöhnlich solche, welche sich irgend eines Vergehens schuldig oder verdächtig gemacht haben; unruhige Köpfe, die das Herz auf der Zunge tragen, liberal gesinnte Leute, welche nicht gelernt haben leise zu denken, und mit der bestehenden Ordnung — oder damaligen Unordnung — der Dinge in Rußland nicht zufrieden waren; junge und alte Polen der verschiedensten Stände und Ansichten finden hier ein zweites Vaterland. Es leuchtet ein, daß man unter diesen Verbannten oft die interessantesten Persönlichkeiten findet, und keineswegs das Herz der armen Leute nach ihrem unglücklichen Schicksale beurtheilen darf.

Hier hat schon mancher hoffnungsvolle Jüngling, der in den Palästen der Hauptstadt aufgewachsen, einsam seinen fernbeweinten Tod gefunden; wohl mancher Jammerlaut hoffnungs-

todter Herzen mischte sich im Grauen der Nacht mit dem Geheul der unaufhörlich die Küste peitschenden Winde, und schon mancher lebensmüde Verbannte suchte und fand seinen Tod in den weißen Wellen des Schwarzen Meeres. Hinsichtlich der höhern, gewalthabenden Offiziere muß, da so viel von ihnen abhängt, die Regierung äußerst vorsichtig zu Werke gehen; auch habe ich unter diesen Herren sehr humane und tüchtige Leute gefunden.

Bei dem gastfreien Kommandanten von Pitzunda, einem Imerier von Geburt, fanden wir eine äußerst freundliche Aufnahme und verfehlten nicht, unsern in letzter Zeit sehr vernachlässigten Magen an seiner Tafel zu restauriren. Wir besuchten in Gesellschaft des Kommandanten die in Berücksichtigung der ungünstigen Verhältnisse trefflich eingerichtete Kaserne, so wie mehrere Häuser der schon erwähnten Militairkolonie, welche hier eben so wie in Suchum-Kalé nach Möglichkeit sauber gehalten sind.

Eine interessante Bekanntschaft machten wir in der Person der Madame Pépin, oder Frau Hauptmännin Pépin, wie man in dem titelgesegneten Deutschland sagen muß. Diese Dame verdiente ihren militairischen Titel eher, als die meisten ihrer Schwestern; sie ist eine moderne russische Jeanne d'Arc, deren Name an der ganzen Ostküste des Schwarzen Meeres mit Respekt genannt wird. Schon zu verschiedenen Malen hat sie sich durch ihre Geistesgegenwart und Unerschrockenheit in Augenblicken großer Gefahr so rühmlich hervorgethan, daß der Ruhm ihrer Thaten bis zu den Ohren des Kaisers gedrungen ist, welcher auch nicht unterlassen hat, ihr durch Uebersendung eines ehrenvollen Schreibens und kostbarer Geschenke seine Zufriedenheit und Anerkennung auszudrücken. Madame Pépin war früher an den Kommandanten der Festung Sotscha verheirathet, welcher bei einem nächtlichen Ueberfalle der Tscherkessen das Leben verlor; eben bei Ge-

legenheit dieses Ueberfalls soll die Dame die unläugbarsten Beweise ihres Heldenmuthes gegeben haben und die Retterin der Festung gewesen sein, indem sie durch Wort und That die schon wankenden Soldaten zur Ausdauer anfeuerte, ihren erkalteten Muth wieder belebte, dem Einen beschämend drohend, dem Andern freundlich zuredend, und sich selbst inmitten des Donners der Geschütze unerschrocken den Kugeln der Feinde aussetzend. Eine derselben war ungalant genug, der Heldenfrau eine Wunde im Arme beizubringen; Madame ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, sondern beharrte ausdauernd im Kampfe, bis der Sieg für die Belagerten entschieden war. Ich muß hier noch ergänzend bemerken, daß ich obige Details nicht der Madame Pépin selbst, sondern verschiedenen Offizieren zu verdanken habe, welche bei der Belagerung zugegen gewesen sind. Obgleich ich das Vergnügen hatte, mich längere Zeit mit Madame Pépin zu unterhalten, so konnte ich doch nur wenig von ihr in Bezug auf die oben erwähnte Begebenheit erfahren. Sie sprach davon, als ob es etwas ganz Gewöhnliches wäre, und lenkte sofort das Gespräch auf andere Gegenstände. Ich hatte geglaubt, eine stämmige, handfeste Frau zu sehen, ein Mannweib, wie man sie häufig in Rußland, besonders unter den Steppenbewohnern findet, und war daher nicht wenig erstaunt, eine geschmackvoll gekleidete, sehr präsentable Person vor mir zu sehen, schlank von Wuchs, mit sehr feiner Taille, augenscheinlich von etwas delikater Gesundheit, den Ausdruck ächter Weiblichkeit in dem blassen Gesichte, gefällig von Manieren und mit einem Paar durchaus aristokratischer Händchen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Gagra und der Fels des Prometheus.

Wir benützten einen frischen Südostwind, um dem blühenden und doch so gefährlichen Pitzunda — einem herrlichen Blumenbeete mit verborgenen Giftschlangen vergleichbar — Lebewohl zu sagen, und liefen nach vierstündiger glücklicher Fahrt in die große, schöne Bucht von Gagra ein. Unsere Reise war um so angenehmer, da uns ein zweiter Barkaß, bestimmt, einige in besondern Aufträgen abgesandte Offiziere nach der Festung Ardiller zu führen, begleitete. Unter diesen Offizieren befand sich auch Kapitain Pépin, der Gemahl der oben erwähnten Dame. Um uns leichter unterhalten zu können, vertheilten wir unsere Mannschaft dergestalt, daß wir mit den Offizieren in einem Barkaß zu sitzen kamen. Die gewöhnlich mit asow'schen Kosaken bemannten Barkasse sind nicht allein bestimmt, die Kommunikation zwischen den russischen Festungen zu unterhalten, sondern müssen auch Jagd auf die sich häufig zeigenden, türkischen und griechischen Schiffe machen, welche den Sklaven- und sonstigen Handel zwischen Cirkassien und der Türkei unterhalten. [38])

Auf den Karten des russischen Generalstabs ist Pitzunda als der Grenzpunkt zwischen Abchasien und dem Lande der Dshigethen angegeben, obgleich eigentlich Gagra die von der Natur bezeichnete Gränze der beiden Länder bildet, da hier

das bis dahin ziemlich flache Gestade plötzlich von mächtigen Bergmauern, gebildet durch Ausläufer der großen Kette, unterbrochen wird.

Die Sage setzt des Dulders Prometheus Leidensstätte an Gagra's meerbeherrschendes Felsengestade. Uebrigens streiten sich, die Ostküste des Pontus entlang, sieben Felsen um die Ehre, an ihrer Brust die Qualen des Lichtbringers gesäugt zu haben. Kaiser Nikolaus, praktisch wie er ist, hat sich die klassischen Studien, welche jetzt so eifrig in seinem Lande getrieben werden, zu Nutze gemacht, und auf den Baum der Dichtung das Reis der Wirklichkeit gepfropft; die Felsengestade dieser Küste dienen heute noch als Verbannungsstätte aller Lichtbringer und Menschenbeglücker des Zarenreichs.

Gagra ist durch seine Lage und großartige Umgebung einer der schönsten Orte der Küste. Schade nur, daß alles oben zum Nachtheil von Pitzunda Gesagte hier in doppeltem Maße seine Anwendung findet. In den Thälern wächst der Weinstock, die riesige Silberpappel, der Mispelstrauch, die Brombeerstaude, gedeihen Feigen und Buchsbäume; aber durch das dichte Gebüsch her drohen verderbenbringende Feuerschlünde; — malerische Felsen, hohe, von der üppigsten Vegetation überwucherte Berge drängen sich bis dicht an's Meer, aber Keiner darf es wagen, auf den Bergen Hütten zu bauen, denn die Bäume, die sie tragen und die Höhlen, die sie bergen, dienen lauernden Feinden zum Verstecke, und was die Kugeln der Dshigethen verschonen, rafft der Sommer mit seiner die Thäler verpestenden Glut, mit seinen Fiebern und bösartigen Krankheiten dahin.

Mit der von Seiten der Tscherkessen drohenden Gefahr sieht es freilich heutzutage so schlimm nicht mehr aus wie früher, wo die Offiziere, trotz der sie schützen sollenden Festung, in ihren eigenen Wohnungen nicht sicher waren, und sich's oft gefallen lassen mußten, bei Tische die vor ihnen stehenden

Speisen von Tscherkessenkugeln gespickt zu sehen. Wie zweifelhaft übrigens auch jetzt noch die Sicherheit selbst in der nächsten Umgebung sein muß, geht aus dem Umstande hervor, daß der sonst so freundliche und zuvorkommende Kommandant mir Anfangs durchaus nicht erlauben wollte, einen steilen, die große Schlucht von Gagra nordwestlich begrenzenden Berg zu erklimmen, welcher, wie die Sage geht, große, einst von der berühmten Heiligen Hypata Gagrenskaja bewohnte Gemächer und Reliquien kostbarer Art in sich schließt.

Da der Kommandant sah, daß ich von meinem Vorhaben nicht gern abstehen wollte, so ließ er alle möglichen Sicherheitsmaßregeln treffen, und hatte die Güte, mich selbst mit noch mehrern andern Offizieren bis zu dem am Fuße des Berges stehenden, die Schlucht vertheidigenden Blockhause, welches etwa zwölf Kanonen in sich schließt, zu begleiten.

Schon von unten kann man die oben ziemlich regelmäßig in den Fels gehauenen Eingänge zu den heiligen Gemächern sehen. Der Tag war bereits zu weit vorgerückt, als ich meine mühsame Wanderung antrat, so daß ich kaum die Hälfte der steilen Bergwand erklommen hatte, als mich die plötzlich einbrechende Nacht zwang, wieder umzukehren. Der Rückzug ging schneller von statten, als ich wünschte; ein mir unter den Füßen wegrollender Stein brachte mich in's Fallen, und ich kam, eine lebendige Lawine, unten an, so zerrissen an Kleidern und Körper, daß mir alle Lust verging, am folgenden Tage meine Wanderung von Neuem zu beginnen.

Der Kommandant und die Offiziere von Gagra hatten, trotz der schwierigen Verhältnisse, unter welchen sie leben, alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zur Verschönerung ihres Aufenthalts auf eine Weise benutzt, die ihrem Geschmacke alle Ehre macht. Nicht allein fand ich die Wohnungen dieser Herren sehr sauber und nett eingerichtet, und mit allen kleinen Bequemlichkeiten des Lebens versehen — sogar zierliche Stickereien

fehlten nicht — sondern es erregte besonders ein im Gebiete der Festung liegender Garten meine Freude und Bewunderung. Das Nützliche ist hier auf die anmuthigste Weise mit dem Schönen gepaart; schwellende Rasenplätze, von laubdichten Fruchtbäumen überschattet, duftende Blumenbeete und große, von Küchengewächsen strotzende Felder wechseln mit einander ab. In der Mitte des Gartens steht ein allerliebst gebauter Pavillon, dessen hölzernes Fachwerk dicht von dunklen Reben und Epheuranken umschlungen ist, in deren Schatten die Offiziere ihre Siesta zu halten pflegen, so lange die im Sommer hier unausstehliche Hitze ihnen erlaubt, ihre Wohnungen zur Mittagszeit zu verlassen.

Es wurde damals thätig an der Verstärkung der Festungswerke und Verbesserung der Wohnungen gearbeitet; das hier befindliche Hospital ist — die Umstände in Betracht gezogen — trefflich eingerichtet.

Es muß wohl, seit Dubois de Montpéreux diese Gegenden bereiste, hier eine bedeutende Umwandlung stattgefunden haben, da seine damals gewiß richtige Beschreibung von Gagra diesem Orte heutzutage wenig mehr entspricht.

Die ehemals dichten Waldungen sind bedeutend gelichtet, der Boden bestmöglich angebaut, die engen dumpfen Hütten, deren böse Luft früher Krankheiten aller Art erzeugte, sind niedergerissen und über ihren Trümmern luftige, geräumige Wohnungen emporgewachsen, weshalb sich auch die Sterblichkeit der Soldaten in den letzten Jahren bedeutend vermindert hat. Es leuchtet ein, daß trotz meines gerechten Lobes der heutigen Zustände in Gagra der Aufenthalt an diesem Orte keineswegs beneidenswerth ist. »Wenn mir keine andere Wahl bliebe, so würde ich es vorziehen, nach Sibirien zu wandern, als lebenslänglich in eine Festung an der Ostküste des Pontus verbannt zu werden,« sagte ein alter Offizier zu mir. »In Sibirien wissen die Verbannten wenigstens, wie sie daran sind,

und können ohne große Mühe ihr Stück Brod verdienen, ohne einen andern als den natürlichen Tod fürchten zu müssen; hier am Gestade des Pontus lacht den Verbannten Sonne und Ruhm an, aber die heiße Sonne haucht hier Tod und Verderben, und der Ruhm, wenn er am Leben läßt, macht gewöhnlich um einen Arm oder ein Bein kürzer.«

Achtundvierzigstes Kapitel.

Tagebuchblätter von der Ostküste des Schwarzen Meeres.

Ardiller, im Frühsommer 1845.

Wir liegen nun schon seit einer Woche wie Kriegsgefangene in der Festung Ardiller, mit größerer Ungeduld als je die so lange ersehnte Ankunft eines uns erlösenden Schiffes erwartend. Obgleich uns der freundliche Kommandant sorgsam von einem Tage zum andern vertröstet, so wird doch vielleicht noch eine geraume Zeit verfließen, ehe unsere Wünsche in Erfüllung gehen.

Der Barkaß, auf welchem wir unsere abenteuerliche Fahrt begonnen, ist, nachdem er den Ort seiner Bestimmung erreicht, die nöthigen Papiere gewechselt und Proviant eingenommen, vor einigen Tagen mit günstigem Winde sammt unseren Kosaken wieder nach Redut-Kalé abgesegelt.

Der Kommandant glaubt es nicht verantworten zu können, uns wieder ein Fahrzeug mit Mannschaft anzuvertrauen, da bei der hier größeren Gefahr Barkasse wie Kosaken fast täglich zu Rekognoscirungen und Angriffen gebraucht werden müssen. So können wir denn weder vor- noch rückwärts, und es bleibt uns nichts übrig, als uns unseren einstweiligen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. In diesem Bestreben werden wir kräftig von unserm braven Kommandanten, so wie von dem würdigen General X. unterstützt, den seine Geschäfte auf eine Zeitlang in unsere Nähe bannen, um Unterhandlungen

mit einigen hierhergesandten Tscherkessenhäuptlingen zu pflegen. Außer den mir sehr interessanten Unterhaltungen mit General X. und Swan-Béy, dem Kommandanten, vertreibe ich mir die Zeit mit Zeichnen, Lesen, Schießen rc., wie es der Augenblick eben mit sich bringt. In der Festung wohnen einige friedliche Tscherkessen aus vornehmen Familien, Stammverwandte von Swan-Béy, mit welchen wir uns auf gastfreundschaftlichen Fuß gestellt, und in deren Begleitung wir kleine Ausflüge in die Umgegend unternehmen, wobei wir vielfach Gelegenheit haben, die Geschicklichkeit dieser Leute im Schießen und im Tummeln der Rosse zu bewundern. Größere Ausflüge in's Innere dürfen wir nicht wagen, aus Furcht, das täglich erwartete Schiff, welches im Hafen von Ardiller gewöhnlich nur ein paar Stunden anlegt, zu verpassen. Abends bei Mondenschein wohnen wir dem Tanz, Spiel und Gesang der Soldaten bei, und stärken unsere oft erschlaffende Geduld durch den Anblick dieser armen Leute, welche, ihrer Heimat auf immer entrissen, nach mühsam vollbrachtem Tagewerk, das harte Arbeit und Entbehrungen aller Art in sich schließt, noch Lust und Geschmack an solch heitern Unterhaltungen finden.

Es giebt in der Welt kein drolligeres Geschöpf, als einen russischen Soldaten. Man kann sich, wenn ein Bauerbursch zum erstenmal den Graumantel überwirft und das Gewehr auf die Schulter nimmt, nicht Plumperes und Linkischeres denken, als ein solches Wesen. Aber dies scheinbar so ungefüge Geschöpf zeigt sich in erstaunlich kurzer Zeit nach jeder Richtung hin der größten Ausbildung fähig. Der Keim zu allem Edlen und Gemeinen, zu allem Guten und Schlechten liegt in diesem Volke versteckt. Er liegt freilich in allen Menschen, entwickelt sich aber nach den verschiedenartigsten Richtungen bei keinem Volke so leicht und so schnell, wie bei dem russischen. Der russische Soldat ist tapfer, feige; ehrlich, diebisch; menschlich, grausam; fleißig, faul — Alles

nach dem Vorbilde seines Chefs. Wer ihn gehörig zu leiten versteht, kann Alles aus ihm machen. Er selbst aber macht aus sich Nichts und würde ohne fremde Einwirkung alle seine Anlagen unausgebildet zu Grabe tragen, außer einer gewissen natürlichen Gutmüthigkeit und einer unverwüstlichen Heiterkeit. Es liegt einige Wahrheit in dem, was mir einst halb scherzhalb ernsthaft ein im kaukasischen Korps dienender deutscher Offizier sagte: »Wenn ich einem meiner Soldaten befehle, auf der Stelle ein Lied zu dichten, wird er keinen Augenblick zögern zu gehorchen, und das Lied kommt zu Stande;« wie gut oder schlecht, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls bildet dieser blinde Gehorsam — ein Kind der Furcht und des festen Glaubens an die Unfehlbarkeit des Führers — einen hervorstechenden, eigenthümlichen Zug im Charakter des russischen Soldaten, wie überhaupt des ganzen russischen Volkes.

Diese unbedingte Zuversicht, welche bei freiern Völkern nicht durch Rang und Stand, sondern nur durch das Uebergewicht des Geistes errungen werden kann, ist in Rußland schon häufig die Mutter großer Thaten gewesen. Wer erinnert sich hiebei nicht jener charakteristischen Anekdote aus dem letzten Türkenkriege, welche uns die bei Gelegenheit der Belagerung einer Festung zwischen einem Russen und einem Deutschen gewechselten Worte aufbewahrt? Der Deutsche betrachtet sich die Festung mit sachkundigem Blick, und giebt seine Meinung dahin ab: es sei unmöglich die Festung zu nehmen. »Wie so unmöglich?« ruft verwundert der Russe, »der Kaiser hat's ja befohlen.«

Ein Beweis, daß die Herzen, welche unter diesen russischen Grauröcken schlagen, doch wenigstens eben so viele gute als schlechte Eigenschaften bergen, glaube ich in der großen Zuneigung zu finden, welche die meisten hier dienenden deutschen Offiziere zu ihren Soldaten hegen. Was meine persönliche Erfahrung anbelangt, so waren mir die Soldaten im euro-

päischen Rußland in eben dem Grade peinlich, wie sie mir während meines Aufenthalts am Kaukasus lieb geworden sind. Der Krieg, dieses große Urübel der Menschheit, muß doch etwas Veredelndes haben. Dieser alte Gedanke hat sich oft in mir erneut bei meinen Zügen in den Ländern des Kaukasus, wo Blut die Aecker düngt und Menschenknochen aus der Erde wachsen.

Daß aber die Lichtseite des Krieges nicht in Anschlag zu bringen ist gegen die unberechenbaren Uebel, welche er immer in seinem Gefolge hat, wird kein ehrlicher Mensch läugnen.

Doch genug der allgemeinen Betrachtungen; kehren wir in unsere Festung Ardiller zurück! Der Kommandant, ein äußerst humaner Mann, sucht die Vergnügungen seiner Soldaten auf alle Weise zu befördern und den Reiz durch größere Mannichfaltigkeit zu erhöhen, so daß es mir wirklich Genuß gewährt, allabendlich den Nationaltänzen, den Spielen und dem Gesange der muntern Burschen beizuwohnen.

Die Lieder, welche sie singen, sind, außer einigen Kriegsliedern von dem berühmten Marlinsky, größtentheils von ihrer eigenen Komposition, und es findet sich unter diesem Liederschlamm da und dort eine Perle, welche ich mich bemühe, sammelnd herauszusuchen, wobei ich, nebenbei gesagt, zuweilen auf Schwierigkeiten sonderbarer Art stoße. So ließ ich z. B. heute Morgen ein paar Hauptsänger zu mir kommen, um mir einige von den Liedern, welche mich am meisten angesprochen hatten, diktiren zu lassen; es war jedoch unmöglich, die Kerle dahin zu bringen, mir ein Lied Wort für Wort herzusagen. Sie brummten und jodelten in Einem fort, und hatten gewöhnlich schon das ganze Lied zu Ende gesummt, ehe ich noch mit dem Niederschreiben der ersten Strophe fertig war. Ich gab ihnen zu verstehen, daß mir für den Augenblick am Gesange nichts gelegen sei, sie sollten die Lieder Wort für Wort hersagen.

Sie versuchten nach Kräften, meinem Wunsche Folge zu leisten, aber es war ihnen unmöglich, auf diese Weise einen Vers herauszubringen. »Herr, hub endlich der Eine an, die Hand an die Mütze legend und sich zu mir wendend, Herr, solche Sachen kann man nicht hersagen, die müssen gesungen werden.« So war ich denn genöthigt, mir jedes Lied erst achtmal vorsummen zu lassen, ehe es mir gelang, den Inhalt desselben zu Papier zu bringen. Möge wenigstens Eins von den vielen Liedern, welche ich an der Ostküste des Pontus gesammelt, hier in der Uebersetzung Platz finden:

Wie der Nebel herabsank auf's blaue Meer,
Sank drückende Wehmuth auf's wogende Herz —
Wie das Meer nicht den Nebel zu scheuchen vermag,
Scheucht das Herz auch die drückende Wehmuth nicht.
Wohl in fernem Lande, auf wüstem Feld
Brennt ein Feuer, schon bald dem Verlöschen nah —
Und zuneben dem Feuer eine Matte liegt,
Auf der Matte liegt sterbend ein Reitersmann —
In der rechten Hand hält er den straffen Bogen,
In der linken Hand einen gestählten Pfeil,
Zu den schnellen Füßen steht ihm sein gutes Roß,
Wühlt die Erde, die feuchte, mit scharrendem Huf,
Und es wühlt und spricht zu dem Reitersmann:
Du steh auf, steh auf, braver Reitersmann!
Und setz' Dich auf mich, auf Dein gutes Roß,
Will Dich tragen zu Vater und Mutter hin,
Zu Deinem jungen Weib, zu Deinen Kinderchen! —
Allda spricht zur Antwort der Reitersmann:
Du, mein gutes Roß, treuer Diener du,
Kehr' allein heim zum heiligen Russenland,
Kehre heim, grüße Vater und Mutter von mir,
Bring' dem jungen Weibe meinen Abschiedskuß,
Den lieben Kindern aber meinen Segen bring'!
Und sprich, gieb zu wissen meinem jungen Weib,
Das ich gefreit in der Fremde ein anderes Weib,

Habe zur Mitgift bekommen das wüste Feld,
Dazu noch die Wiese, die grünende;
Unser Freier war gut — war ein breites Schwert,
Und es freite einen gestählten Pfeil,
Eine Bleikugel führte zum Hochzeitsbett.
Rausche, Eichwald! Eichwald, du grünender!
Liege still, liege stille, du breites Thal!
Wie du, breites Thal, blühend und lächelnd daliegst!
Nur Eins trägst du auf dir, was traurig macht,
In deiner Mitte wölbt sich ein Grabhügel hoch —
Auf dem Grabhügel liegt eine Matte von Stroh —
Auf der Matte aber liegt ein Reitersmann,
Ganz zerschlagen, zerschossen, von Wunden entstellt! —

Die Wohnungen der Dshigethen gleichen ganz denen der Abchasen. Es sind kleine, einstöckige, von Schilf oder Holz aufgeführte Häuser, mit gelöschtem Kalk überstrichen, wodurch ihr Aeußeres inmitten der dunkelbelaubten Bäume, von denen sie immer umgeben sind, einen recht hübschen Anblick gewährt. Die Dörfer bestehen hier nicht wie bei uns aus Straßen oder Häuserreihen, sondern aus einer Menge einzelner, weit von einander abstehender Wohnungen, deren jede mit einem Hofraume, einer Umzäunung u. s. w. den Anblick einer kleinen Festung gewährt. Die innere Einrichtung ist ebenso mangelhaft, und die wenigen Geräthschaften sind ebenso ärmlich, wie ich's bei den Georgiern und Armeniern beschrieben habe. Der Ackerbau steht in diesem Lande auf einer so niedrigen Stufe, daß durch den Fleiß der Menschen fast nichts als Hirse und Mais gewonnen wird.

Aus der Hirse bereiten sie ihr Brod, der Mais wird theils roh gegessen, theils zuvor in Wasser gekocht. Die ganze Industrie dieser Leute beschränkt sich auf die Verfertigung ihrer Kleidungsstücke und Waffen, in welcher Beziehung sie, durch die Noth getrieben und durch natürliche Fähigkeiten unterstützt,

es zu einiger Vollkommenheit gebracht haben. Der Genuß des Weins ist ihnen versagt; statt dessen trinken sie bei Spielen, Hochzeiten und sonstigen festlichen Gelegenheiten ein süßes, angenehm berauschendes Getränk, genannt die Busa, aus einer Mischung von in siedendem Wasser aufgelöstem Honig und Hirsemehl bereitet. Außer dem hier Angeführten beschränkt sich alles Wissen dieses Volkes auf das Tummeln der Rosse und die Führung der Waffen.

In diesem Punkt aber bringen sie es gewöhnlich zu einer ausgezeichneten Fertigkeit, welche ich selbst oft bei Knaben von acht bis zehn Jahren zu bewundern Gelegenheit gehabt habe. Der Werth des Mannes wird hier blos geschätzt nach seiner Tapferkeit, nach der Stärke und Gewandtheit seines Arms, nach der Anzahl von Russen, die er um's Leben gebracht.

Ein Knabe, der sich schon in zarten Jahren solcher Thaten rühmen kann, ist die Freude und der Stolz seiner Eltern. Die Blutrache herrscht hier noch in ihrer ganzen Furchtbarkeit und fordert fast täglich ihre Opfer.

Der Plan des Herzogs von Richelieu, des bekannten ehemaligen Gouverneurs von Südrußland, die Tscherkessen mit den Russen durch Handelsverbindungen zu befreunden, und auf diese Weise besonders die Küstenvölker nach und nach ihrer Unterwerfung entgegenzuführen, ist, obwohl durch Herrn von Crassi (eines früher in russischen Diensten eine bedeutende Rolle spielenden Italieners) eine geraume Zeit hindurch vereitelt, in den letzten Jahren wieder mit Eifer aufgenommen, und es herrscht in der That gegenwärtig ein lebhafter Verkehr zwischen Russen und Tscherkessen.

Schauplätze dieses Verkehrs sind die bei den Festungen befindlichen Bazars, welche immer im Bereich der russischen Kanonen liegen. Hier darf jeder Tscherkesse, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, ungehindert aus- und eingehen. Der Verkehr

jedoch mit den Leuten innerhalb der Festungsmauern ist nur bei vorheriger Ablieferung der Waffen an die den Eingang hütenden Wachen erlaubt. Eine Ausnahme von dieser Regel machen die Kunaks (Gastfreunde) der Russen, so wie die bekannten Häuptlinge und Fürsten, von welchen man keinen Mißbrauch der ihnen gestatteten Freiheit erwartet.

Der oben angeführte Verkehr besteht hauptsächlich in Tauschhandel; Geld spielt dabei eine unbedeutende Rolle.

Die Tscherkessen bringen die Erzeugnisse ihrer Hände, und je nach den Umständen ihrer Aecker, zu Markte und tauschen dafür ihnen nöthige Sachen ein. In diesem Jahr, wo in Folge der Mißernte des vorigen, eine Hungersnoth über die Aoule der Tscherkessen zu kommen droht und bei einigen Stämmen wirklich schon ausgebrochen ist, sind Mehl und Salz diejenigen Artikel, welche in den Bazars am besten im Preise stehen, und wofür man, nach Geldwerth berechnet, um einen Spottpreis die kostbarsten Waffen und Gewänder eintauscht.

Man kann sich denken, welch' einen merkwürdigen Eindruck es macht, die tapfern Söhne des Gebirges, deren kleine Häuflein so lange Jahre hindurch der Macht des gewaltigen Zaren trotzten und die jetzt noch unbezwungen dastehen, hier das Geschäft von Krämern und Hökern treiben zu sehen. Der Eine zieht einen Hammel neben sich her, der Andere trägt Knoblauch und Zwiebeln unterm Arme, der Dritte bringt ein Stück Zeug zu Markte u. s. f. All' diese Sachen aber können nicht immer für Geld eingehandelt werden; der Preis dafür richtet sich nach den jedesmaligen Bedürfnissen der Verkäufer. So sah ich z. B. einen jungen Dshigethen, welcher einen Hammel zu Markte trieb, so lange mit seinem feisten Thiere halten, bis er ein altes Hemd dafür erzielt hatte. Kaum war aber das Hemd in Sicherheit gebracht, so peitschte er sein kleines, knöcheriges Pferd zur Eile an und jagte wie der Sturmwind davon.

Ein Anderer tauschte ein Gefäß voll Milch gegen einen Laib Schwarzbrod aus: er brach zum sofortigen Genuß einen Bissen davon ab, packte das Uebrige sorgfältig in das zur Seite des Pferdes hängende Säckchen und begab sich ohne Verzug wieder auf den Rückweg, vielleicht um zu Hause angekommen, sein Brod mit einer ganzen Familie zu theilen.

Wie unbeugsam muß dieses Volk sein, daß es sich bei dem bittersten Mangel, bei Entbehrungen aller Art, nicht entschließen kann, seine Unabhängigkeit für ein sicheres, bequemeres Leben zu opfern . . .

Ich wollte solchergestalt in meinen Betrachtungen fortfahren, als mich plötzlich ein vom Wachthause aus gefeuerter und von den Mauern rings wiederhallender Kanonenschuß aus dem Konzepte brachte und meine Neugier erregte. Ein paar vorübereilende Offiziere klopften an's Fenster und riefen mir zu, schnell nach dem Hafen zu kommen. Ich hing meinen Säbel um, und machte mich ohne Verzug auf den Weg, hatte aber Mühe, als ich mich außerhalb der Festung befand, den von allen Seiten schreiend und lärmend heransprengenden Tscherkessen auszuweichen, welche gleich mir dem Hafen zueilten. Im Hafen war ein großer Volksauflauf. Man hatte in der Ferne ein anscheinend feindliches Schiff entdeckt, vom Wachthause den üblichen Signalschuß gefeuert, und da derselbe unerwiedert geblieben, so wurde auf Befehl des Kommandanten sogleich ein Fahrzeug ausgerüstet, um Jagd auf das mit vollen Segeln dahingleitende Schiff zu machen.

Die in großer Anzahl auf dem Bazar befindlichen Tscherkessen hatten sich, als sie den Schuß gehört, sogleich Beute witternd auf ihre Rosse geschwungen und kamen in buntem Wirrwarr dem Hafen zugesprengt, um Theil an der Expedition zu nehmen. Ein zu einem türkischen Küstenfahrer gehöriges Boot war in einem Augenblick so mit Leuten überfüllt, daß es umschlug und die ganze Mannschaft in's Wasser stürzte.

Dadurch ließen sie sich aber nicht abschrecken; das Boot wurde flugs wieder flott gemacht, und es entspann sich nun ein Streit unter den Leuten über die Wahl und Anzahl derer, die mitfahren sollten. Es wurden tüchtige Stöße und Hiebe gewechselt, und es herrschte dabei ein Geschrei und ein Lärm, daß mir die Ohren gellten. Aehnliche Scenen wiederholten sich überall, wohin das Auge blickte.

Die russischen Offiziere versuchten vergebens, durch ihre Soldaten und Dolmetscher die wilden Krieger zur Ordnung zu bringen. Selbst dem unerschrockenen Kommandanten, ihrem civilisirten Landsmann, der sonst bei ihnen in großer Achtung steht, wollte es nicht gleich gelingen die Ruhe herzustellen. Ein Kosak, welcher das Pferd eines die Menge anfeuernden hochgewachsenen Tscherkessen zur Seite treiben wollte, versetzte aus Versehen dem Tscherkessen mit der Knute einen Schlag auf's Bein; zornig schwang dieser den Säbel aus der Scheide und führte einen wüthenden Hieb auf den Kosaken, der um einen Kopf kürzer geworden wäre, wenn er sich nicht durch schleuniges Niederwerfen zur Erde gerettet hätte.

Einer unserer Gastfreunde aus der Festung fiel dem Pferde in die Zügel, und während er sich mit dem Reiter herumschimpfte, hatte der unbewaffnete Kosak Zeit, sich aus dem Staube zu machen. Es wäre gewiß zu heftigern Auftritten gekommen, wenn die Feuerschlünde der Festung, deren Wirkung sie früher schon oft erfahren haben, den Tscherkessen nicht zu sehr imponirt hätten.

Zudem gehören die Dshigethen zu den sogenannten friedlichen Tscherkessen, und dürfen es bei der gegenwärtig unter ihnen herrschenden Theuerung nicht verderben mit den Russen, auf welche sie für den Augenblick zur Erlangung ihrer nothwendigsten Lebensmittel angewiesen sind. Umgekehrt müssen aber auch die Russen dahin streben, mit den Dshigethen wenigstens scheinbar auf gutem Fuße zu stehen, theils des

günstigen Beispiels wegen für die andern Stämme, theils auch weil es wirklich schon ein bedeutender Fortschritt für sie ist, daß die Häuptlinge der wilden Bergsöhne wenigstens Ruhe — wenn auch noch nicht Unterwerfung gelobt haben. Möge der Himmel übrigens Jeden vor solcher Ruhe und solchen friedlichen Gesinnungen, wie die Dshigethen den Russen gegenüber zeigen, bewahren!

Von vielen Beispielen, welche geeignet wären, den Zustand der Dinge anschaulich zu machen, hier nur Eines: vor einigen Tagen hörte man auf dem Bazar — welcher außerhalb der Festung, aber dicht neben der Militairkolonie liegt — um Mitternacht mehrere Schüsse fallen. Eine kleine Anzahl Dshigethen waren, um zu plündern, in das Haus eines Kaufmanns eingebrochen, hatten bei dem Eigenthümer jedoch unerwarteten Widerstand gefunden und sich eiligst auf den Rückweg begeben, um nicht von den bei dem Geräusch herbeieilenden Soldaten gefangen zu werden. Bei Tagesanbruch ist der Kaufmann nicht wenig erstaunt, vor seiner Thür den Leichnam eines ihm sehr wohlbekannten Mannes zu finden; aber sein Erstaunen wird noch vermehrt, als kurze Zeit darauf der Bruder des Getödteten herbeigeritten kommt, um den Leichnam zu holen und denselben nach herkömmlicher Sitte bei seinem Dorfe zu bestatten. Sein Bruder — fügte er entschuldigend hinzu — hätte sich den Räubern nur beigesellt, um ein Stück Tuch zu erlangen, welches er zu einem neuen Rock brauchte. »Aber so hätte er zu mir kommen und mich darum bitten können, ich würde ihm gerne das Stück Tuch gegeben haben, ohne ihn todt zu schießen,« erwiederte der Kaufmann. — Ja, aber das ist nun zu spät — wandte der Andere ein — so gieb mir nun lieber das Zeug, ich habe auch einen neuen Rock nöthig, und gieb mir noch ein Leichentuch dazu, damit ich meinen Bruder begraben kann. — Solche und ähnliche Begebnisse sind nichts Seltenes hier, und würden noch viel

häufiger vorkommen, wenn Swan-Béy, der Kommandant von Ardiller, nicht in so großem Ansehen bei den Dshigethen stände.

Swan-Béy ist selbst ein Dshigeth von Geburt. Sein Vater war einer der angesehensten Häuptlinge des Landes und einer der erbittertsten Russenfeinde. In dem Hause, wo der junge Swan-Béy erzogen wurde, befand sich ein gefangener Georgier von guter Herkunft und einigen Kenntnissen, welcher den hübschen Knaben lieb gewann und ihm Unterricht in der georgischen und mingrelischen Sprache ertheilte.

Eben durch diesen Georgier wurde Swan-Béy in den Grundlehren des Christenthums unterrichtet und insgeheim getauft. Der wißbegierige Schüler, der in seinem Lande so wenig Gelegenheit und Mittel fand zu weiterer Ausbildung, hörte immer mit Begier den Erzählungen der russischen Gefangenen zu, von der Pracht und den schönen Einrichtungen der großen Städte des Reichs, von den herrlichen Tempeln und Palästen der neuen und der alten Zarenstadt, von den vielen großartigen Schulen, wo man sich alle Kenntnisse der Welt aneignen könne ꝛc. Durch Schilderungen der Art angeregt, entwickelte sich in dem lebhaften Knaben immer mehr der Vorsatz, das von den Gefangenen so gepriesene Land mit eigenen Augen zu sehen. Der junge Swan-Béy war etwa sechzehn Jahre alt, als sich ihm, bei Gelegenheit eines längeren Kriegszuges der Mannen seines Aouls, ein günstiger Augenblick darbot, in das russische Lager zu entfliehen.

Auf seinen Wunsch wurde er unter sicherer Obhut nach Petersburg geschickt, in einem dortigen Kadettenhause erzogen und nach abgelegter Prüfung der kaukasischen Armee eingereiht.

Hier zeichnete er sich durch Muth und Geschicklichkeit so vortheilhaft aus, daß er in wenigen Jahren zum Range eines Majors vorrückte und eine Menge Ehrenzeichen erhielt. Niemals war er zu bewegen, die Waffen gegen seine Landsleute

zu ergreifen. Er wußte jedoch das Vertrauen der Russen in einem solchen Grade zu verdienen, daß er zum Kommandanten der Festung Ardiller ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er gewissermaßen den Vermittler zwischen Russen und Dshigethen spielt. Es ist hier die Gewandtheit zu bewundern, mit welcher Swan-Béy seine schwierige Stellung den beiden Völkern gegenüber behauptet. Wie bei den Russen, so bei den Dshigethen hat er sich des unbedingtesten Vertrauens zu erfreuen, das bei den letzteren so weit geht, daß sie ihm erlaubt haben, eine Fürstin ihres Landes zu heirathen und sich wieder in den Besitz aller seiner Familie gehörigen Güter zu setzen. Seine junge und schöne Gattin, welche noch ganz der Tracht und den Sitten ihres Heimatlandes treu geblieben ist, lebt mit ihren Kindern in einem etwa dreißig Werst von Ardiller entfernten reizend gelegenen Aoul, wo sie ihr Gemahl, so oft es seine Geschäfte erlauben, in Tscherkessentracht besucht.

Die Achtung, welche Swan-Béy gegenwärtig bei seinen ihm anfangs feindlich gesinnten Landsleuten genießt, hat er vorzüglich den kräftigen Maßregeln zu verdanken, durch welche er versuchte, der in seinem Lande ausgebrochenen Theuerung Grenzen zu setzen.

Durch seinen Einfluß gelang es ihm, mehrere der angesehensten Häuptlinge für das Interesse der Russen zu gewinnen und sie zu bereden, ihre Söhne zur Erziehung nach Petersburg zu schicken. Viele junge Dshigethen sind sogar, nach dem Beispiel des Swan-Béy, ihren Eltern entlaufen und haben sich in die russischen Festungen geflüchtet, von wo sie dem hier schon mehrfach erwähnten General X. ausgeliefert wurden, welcher in Bambor eine förmliche Schule für die kleinen Flüchtlinge angelegt hat, wo dieselben sich mit unglaublichem Eifer die Elementarkenntnisse aneignen. Der General erzählte mir Wunder von dem Fleiß und der Aufmerksamkeit der unter seiner Obhut befindlichen kleinen Tscherkessen, welche

übrigens, wie er lächelnd bemerkte, noch immer besser zu Pferde sitzen, als auf der Schulbank, und die Pistole geschickter zu führen wissen als den Gänsekiel.

Neulich kommt ein solcher kleiner Räuber, ein bildhübscher Knabe von etwa dreizehn Jahren, angeritten, läßt sich zum General führen und redet ihn ohne die mindeste Befangenheit mit den Worten an: »Kannst Du mich nach Petersburg schicken?« O ja, erwiederte der General freundlich; was willst Du aber da machen, mein Sohn? »Ich habe gesehen, daß die Leute, welche von Euch in unser Land kommen, klüger sind und besser leben als wir; ich will eben so klug werden und eben so leben. Schicke mich nach Petersburg!«

— — Ich benutzte gestern eine höchst erfreuliche Gelegenheit, einer längern Unterhaltung des Generals mit verschiedenen Häuptlingen des Landes beizuwohnen, deren hauptsächlichster Wortführer Asslan-Béy, der vornehmste der Dshigethenfürsten, war. Asslan-Béy ist eine der herrlichsten Männergestalten, die mir je zu Gesicht gekommen. Ich konnte sein schönes, durchdringendes Auge, seine scharf ausgeprägten würdevollen Züge, seinen majestätischen Wuchs, seinen edlen Anstand nicht genug bewundern. Ganz hingerissen wurde ich von seinem beredten Mienenspiel, von seinen anmuthigen Bewegungen, wenn er sprach. Er schilderte dem General mit grellen Farben die jetzt im Lande herrschende Noth und Armuth und fügte hinzu: er, wie die meisten andern Fürsten seines Landes, würden unbedingt Ruhe geloben, wenn von russischer Seite schleunige Abhülfe des täglich mehr und mehr um sich greifenden Elends geschähe, welches nicht blos von der Mißernte des vorigen Jahres herrühre, sondern größtentheils eine Folge des Absperrungssystems der Russen sei. »Ihr habt uns so oft mit leeren Worten und Versprechungen hingehalten,« erwiederte der General, »daß wir uns hinfort unmöglich auf Eure Bitten einlassen können, bevor Ihr uns nicht überzeu-

gendere Beweise von der Aufrichtigkeit Eurer Gesinnungen gegeben. Ihr gelobt uns Ruhe, weil der Hunger Euch dazu zwingt; der Magen spricht aus Euch, und nicht das Herz. Versuchten wir's noch einmal, wie wir schon oft gethan, der bei Euch herrschenden Volksnoth zu steuern, Ihr würdet uns wenig Dank dafür wissen und bald auf's Neue unsere Festungen überfallen, aller Verträge und Gelübde vergessend.«

»Es ist Wahres in Deinen Worten,« wandte der Fürst ein, »so dachte und handelte mein Volk noch vor wenigen Jahren, aber so denkt und handelt es heute nicht mehr. Einige wohlwollende Züge Deines edlen Vorgängers Murawiew [39]) haben uns mehr zu Euren Gunsten gestimmt, als alle Drohungen Eures Herrschers. Ich war einst des tapfern Führers erbittertster Feind; soll ich Dir erzählen, bei welcher Gelegenheit ich Murawiew-Béy's [40]) Freund geworden bin? Eine Schlacht war geschlagen zwischen Euren und unsern Truppen; Eure Truppen blieben Sieger. Ich ritt zum Lager des Generals, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Wie viele, fragte er mich, sind von Eurer Seite gefallen? Dreihundert, erwiederte ich. Sind unter den Gefallenen, fragte er weiter, viele Fürsten und Edle des Volks gewesen? Nein, erwiederte ich. Er bezeugte laut seine lebhafte Freude darüber. Wie kannst Du Dich freuen, fragte ich erstaunt, wenn die Fürsten und Edlen meines Volkes, die mächtigsten Deiner Feinde, am Leben geblieben? Ich dachte, solche Botschaft müsse Dir mehr Besorgniß als Freude bereiten. »Du sprichst nicht weise, Asslan-Béy,« antwortete er, »der Tod eines Helden thut mir wehe, mir gilt's gleich, ob er auf Eurer oder auf unserer Seite gefallen.«

Die Unterhandlung wurde hier abgebrochen und auf einen andern Tag verschoben. Asslan-Béy [41]) blieb jedoch bis zum Abend in der Festung und aß mit uns zu Mittag. Obgleich ihm unsere Art und Weise zu essen etwas ganz Unge-

wöhnliches war, so benahm er sich doch dabei mit viel natürlichem Anstand und bediente sich des Messers und der Gabel, so gut es gehen wollte. Er lud uns ein, ihn auf ein paar Tage in seiner Behausung zu besuchen; er würde uns als Gastfreunde sicher hin und zurück geleiten. »Sehen Sie,« sagte der General lächelnd in deutscher Sprache zu mir, »es sieht heutzutage hier so schimm nicht mehr aus, da die Fürsten unserer Feinde mit uns zu Tische sitzen.«

Nach Tisch unterhielt ich mich ein Stündchen mit dem stattlichen Tscherkessenfürsten. Er erzählte mir ein Langes und Breites von dem bekannten Engländer Bell, der zwei Jahre in den Aoulen der Ubychen und Dshigethen zugebracht, und auch im Hause Afslan-Béy's eine geraume Zeit gewohnt hat.

Herr Bell hatte unter den Völkern der Küste das Gerücht verbreitet: die Engländer und Franzosen würden eine große Flotte schicken, mit Ueberfluß an Mannschaft, Lebensmitteln und Kriegsbedarf. Diese fabelhafte Flotte hat die armen Leute Jahre lang hingehalten und getäuscht; sie warten darauf wie die Juden auf den Messias; aber endlich ist ihnen das Warten ein bißchen langweilig geworden, und sie fangen nachgerade an zu glauben, daß die Hülfe der Engländer ganz ausbleiben könnte.

(Dieses wurde geschrieben im Jahre 1848. Seitdem ist bekanntlich die Prophezeihung des Herrn Bell doch in Erfüllung gegangen, und in dem Augenblicke, wo mein Werk in neuer Gestalt erscheint (1855), erscheinen die darin geschilderten Gegenden ebenfalls in neuer Gestalt. Eine englisch-französische Flotte beherrscht das Schwarze Meer und Engländer und Franzosen bekämpfen gemeinschaftlich mit den Tscherkessen die Russen: eine historische Metamorphose, merkwürdig genug, um diese eingeklammerte Hinweisung darauf zu rechtfertigen.) — Jetzt wissen wir freilich, daß es den Westmächten durchaus nicht um die Befreiung der Tscherkessen zu thun war, die seitdem bekanntlich nach der Türkei ausgewandert sind. — (Zusatz vom Jahre 1865.)

— — Ich hatte heute wieder Gelegenheit, zu bewundern, wie heilig die Tscherkessen das Andenken der Männer halten, welche sich einmal durch Edelmuth oder Tapferkeit ihre Achtung erworben haben, mögen es Freunde oder Feinde sein.

Heute Morgen kommt Jérynbük-Bersek-Béy, der vornehmste der Ubychenfürsten, in größter Hast auf die Festung zugeritten, um sich bei Swan-Béy zu erkundigen, ob es wahr sey, daß General Murawiew um's Leben gekommen? Er habe die Nachricht von seinem Tode in Sotscha gehört.

Swan-Béy erwiederte: die Kunde von seinem Tode müsse falsch sein; er habe erst vor wenigen Tagen Briefe von Murawiew erhalten, aus welchen hervorgehe, daß derselbe noch eben so munter und rüstig sei, wie früher; auch habe er Jérynbük-Bersek's in seinem Briefe mehrfache Erwähnung gethan, versichere ihn seiner Freundschaft und lasse ihn herzlich grüßen. Bei diesen Worten wirft sich der alte Ubychenfürst vor Freude Swan-Béy an den Hals, und herzt und drückt ihn, als ob er ihn zermalmen wollte.

Es sind jetzt erst drei Jahre her, als sich Jérynbük-Bersek und Murawiew noch als Todfeinde kämpfend gegenüberstanden. In der Nähe der Festung von Ardiller sollte eine Zusammenkunft der beiden Helden stattfinden; es war zur Bedingung gemacht, daß beide nur von ihren Dolmetschern begleitet, ohne sonstiges Gefolge und unbewaffnet erschienen. Murawiew war den Bedingungen getreu nachgekommen; der Ubychenfürst aber, den Russen wenig Zutrauen schenkend, erschien bewaffnet von Kopf bis zu Fuß, und hatte noch obendrein einen Haufen Tscherkessen im Hinterhalte versteckt. Murawiew, ohne sich im Mindesten dadurch einschüchtern zu lassen, wußte durch sein kühnes Auftreten dem Jérynbük-Bersek so zu imponiren, daß er seine ganze Achtung gewann, welche, wie wir aus dem oben angeführten Beispiel ersehen haben, noch jetzt ungeschwächt fortdauert. — In General X. hat

Murawiew einen würdigen Nachfolger gefunden, welcher während der kurzen Zeit seines Aufenthalts hier sich schon in hohem Grade das Ansehen und Zutrauen der Dshigethen erworben hat.

Das Streben des Generals geht vorzüglich dahin, die Dshigetben an regelmäßige Beschäftigung zu gewöhnen, wozu er ihnen, so viel es in seinen Kräften steht, Gelegenheit darbietet. Kommen hin und wieder Haufen von Hungerleidenden und bitten um Abhülfe ihrer Noth, so weist ihnen der General Festungs- oder Feldarbeiten an, wo sie bei Fleiß und gutem Willen leicht ihr tägliches Brod und noch etwas Geld dazu erschwingen können.

Hiezu verstehen sich jedoch die Tscherkessen, selbst die ärmsten unter ihnen, nicht so leicht wie man denken sollte, denn Arbeit ist ihnen eben so zuwider wie Schweinefleisch. Sogar der sonst so gewichtige Einfluß ihrer Fürsten, welche endlich selbst die Nothwendigkeit solcher Maßregeln zur Erhaltung ihrer Unterthanen einsahen, hat diese nicht bewegen können, sich den Russen zur Arbeit zu verdingen. Mehrere Dshigethen, welche durch Noth getrieben, eine Zeitlang Theil an den Festungsarbeiten der Soldaten genommen, und sich sehr wohl dabei befunden hatten, wurden bei ihrer Rückkehr mit Schimpf und Hohn von ihren Landsleuten empfangen.

Wie schwer ist es, ein solches Volk an regelmäßige Beschäftigung zu gewöhnen, das keine andere Arbeit kennt, als den Säbel zu schwingen und das Roß zu tummeln; und wie schwer ist es, ein solches Volk zur Ruhe zu gewöhnen, das keine andere Ruhe kennt, als die Rast nach blutigem Tagewerk!

* * *

Heute ist der General mit Swan-Béy unter Bedeckung nach Sotscha abgereist, wo einer der unbeugsamsten Ubychenfürsten, Hadshi-Béy, sie erwartet. Wir geleiteten die

beiden Herren bis zum Hafen, wo sich unsern Blicken ein trauriges Schauspiel darbot.

Ein Trupp Soldaten hatte sich um zwei, mehr thier- als menschenähnlich aussehende Wesen versammelt, welche Einige von den Umstehenden mit bedenklichem Kopfschütteln und Lächeln, die Meisten aber mit dem Ausdruck des tiefsten Mitleids betrachteten.

Es waren ein paar Unglückliche, welche nach langen Jahren harter Sklaverei bei den Tscherkessen endlich ihre Freiheit wieder erlangt hatten. Aber beide waren schon so vorgerückt im Alter und so abgestumpft an Geist und Körper, daß es schien, als könne weder das Leben noch die Freiheit ihnen Ersatz für die ausgestandenen Qualen bieten. Beiden war der Bart so struppig und lang gewachsen, daß man sehen konnte, es habe seit dem ersten Tage ihrer Gefangenschaft kein Messer das Kinn berührt. Die rauhen Tscherkessenmützen auf den haarigen, zusammengeschrumpften Gesichtern gaben ihnen ein grausenhaftes, wildes Ansehen. Die Unglücklichen gingen barfuß, und schienen überhaupt halb nackt den Händen ihrer Peiniger entronnen zu sein, denn die zerfetzten Filzmäntel, mit welchen sie beide den Obertheil ihres Körpers umhüllten, hatten sie erst von den russischen Soldaten erhalten.

Ich war neugierig, etwas Näheres über die Geschichte ihrer Gefangennehmung und Sklaverei zu erfahren, hatte indessen unsägliche Mühe, mich mit ihnen zu verständigen, da ihnen ihre Muttersprache fast ganz fremd geworden war, und ich nur nach oft wiederholten Fragen hin und wieder Sinn in ihr Gemisch von russischen, tscherkessischen und tatarischen Wörtern bringen konnte. Ihnen selbst wurde es schwer, sich mit einander zu verständigen, da sie sich erst seit ihrer Befreiung kennen gelernt, und bis dahin getrennt unter verschiedenen Stämmen gelebt hatten.

Der Jüngere, etwa ein Funfziger, hatte bei schmaler Kost und harter Arbeit drei und zwanzig Jahre im Lande

der Ubychen zugebracht, und es war ihm abwechselnd schlechter und besser ergangen, nach Maßgabe des Erfolges der Unternehmungen der Ubychen gegen die Russen. Kehrte Asamat-Béy, der Häuptling, dessen Sklave er war, von einem Siege heim, so gab es daheim Schmausereien und Feste, und es wurde dann auch das Loos des armen Sklaven merklich besser. Kehrten die Männer des Aoules aber geschlagen zurück, so bekam auch der arme Alexéi statt der berauschenden Busa gewöhnlich Prügel zu schmecken.

Vor einiger Zeit kam Asamat-Béy bei einem Angriff auf Sotscha um's Leben. Seine Verwandten fanden es für gut, Alexéi an einen türkischen Sklavenhändler zu verhandeln, welcher jedoch, auf der Heimkehr nach Stambul begriffen, das Unglück hatte, den Russen in die Hände zu fallen, bei welcher Gelegenheit Alexéi nebst mehreren anderen Gefangenen seine Freiheit wieder erhielt.

Pattap, der ältere von den beiden Unglücklichen, der schon hoch in den Sechzigern sein muß, war so lange in der Sklaverei beim Volke der Adighé, dem stolzesten aller Tscherkessenstämme, gewesen, daß er die Zahl der Jahre, die er daselbst zugebracht, nicht mehr im Stande war anzugeben. Ich konnte von ihm weiter nichts erfahren, als daß er in seiner Jugend auf einem Schiffe gedient habe, das Schiff sei bei einem Angriff in Brand gesteckt, Viele von der Mannschaft seien dabei um's Leben gekommen und die Uebrigen in die Gefangenschaft geschleppt. Er habe nach und nach wohl fünf verschiedene Herren gehabt. Der erste, ein alter ehrwürdiger Mann, bei welchem er eine Reihe von Jahren gedient, habe ihn immer sehr gelinde behandelt, bei den übrigen aber habe er viel auszustehen gehabt. Da er jetzt aus Altersschwäche zur Arbeit untauglich geworden und die Lebensmittel im Lande theuer seien, so habe man ihn vor Kurzem für einen großen Beutel voll Mehl in Sotscha an die Russen verkauft.

Erst heute Morgen sind die beiden Unglücklichen auf einem russischen Fahrzeuge von Sotscha hier angetroffen, um dem General zu weiterer Verfügung vorgestellt zu werden .... »Die können Gott danken, daß sie noch so mit heiler Haut davon gekommen sind,« sagte ein bejahrter Unteroffizier, der sich den Zuschauern beigesellt hatte, »da sollten Sie mal den alten Kosaken Iwan sehen, der bei den Schapssuch[42]) in Gefangenschaft gewesen; dem haben sie die Fußsohlen aufgeschlitzt und Pferdehaare durchgezogen, um ihm so das Entlaufen unmöglich zu machen. Der arme Teufel wird in seinem Leben nie wieder auf heilen Füßen stehen!« — Aber wie hat er denn unter solchen Umständen aus seiner Gefangenschaft entweichen können? fragte ich den Unteroffizier. — »Ein uns befreundeter Schapssuch hat ihn selbst auf seinem Pferde heimlich wieder zu uns gebracht. Sie wissen ja wohl, daß wir unter den wildesten Stämmen unsere Gastfreunde und Spione haben.« — Und auf welche Weise war Iwan in Gefangenschaft gerathen? — »Das will ich Ihnen erzählen. Wir lagen damals zusammen in der Festung Nowo-Troitzkoe, unweit des Flusses Pilao. Seit langer Zeit war zwischen uns und den Schapssuch Nichts vorgefallen, und wir hatten uns nach und nach daran gewöhnt, uns etwas weiter, als wir eigentlich durften, aus der Festung hinaus zu wagen. Iwan, der das Meerwasser nicht gut vertragen konnte, pflegte sich immer gegen Abend im Flusse zu baden. Er trieb das eine gute Weile, ohne daß ihm etwas Besonderes dabei aufgestoßen wäre; eines Tages aber, als er eben aus dem Wasser gestiegen kommt, wird er von ein paar im Gebüsch versteckten Schapssuch überfallen, nackt wie er war auf's Pferd gebunden und im Galopp davon geführt. Niemand in der Festung wußte, was aus dem armen Teufel geworden war, bis ihn unser Kunak wieder zu uns brachte.«

Neunundvierzigstes Kapitel.

Meerfahrt auf dem russischen Kriegsdampfer Mogutschy.

Gjül-Bassar war uns eine nie versiegende Quelle der Heiterkeit, besonders wenn er sich mit meinem schlauen Giorgi unterhielt, der aus den Schwächen der Menschen Vortheil zu ziehen wußte wie Wenige — oder mit H. v. L., einem in der Verbannung lebenden Polen, der dem Rosenköpfigen immer von den schönen Frauen in Warschau erzählen mußte und von ihrer Vorliebe zu den weißen Köpfen der Moslemin.

Hin und wieder ging Giorgi etwas zu weit in seinen Scherzen; dann griff Gjül-Bassar zornig nach dem Kinshal, aber der gewandte Armenier wußte immer gleich wieder einzulenken und den Tataren durch Schmeichelphrasen aller Art zu beruhigen: »Wie könnte ich es wagen, Dich beleidigen zu wollen? Ich der Knecht, Dich den Herrn! Was ist ein Staubkorn gegen die Wüste? Was bin ich gegen Dich?«

H. v. L. hatte nach zwölfjähriger Verbannung im Kaukasus vor Kurzem einen Posten in der Krim erhalten, und wartete gleich uns auf die Ankunft eines Schiffes, das ihn erlösen sollte aus der langen Haft.

Gjül-Bassar theilte seine Zeit ein in Rauchen und Schlafen.

Den größten Theil des Tages hindurch schlief er; sobald er aber die Augen öffnete, that er auch den Mund auf, um

seinen kleinen Diener zu rufen, der dann sofort mit einer Pfeife herbeigestürzt kam, dieselbe seinem Herrn zu überreichen.

Endlich kam das so lange erwartete Schiff. H. v. L. hatte es zuerst erspäht und war gleich nach Hause geeilt, um für das Einpacken seiner Sachen Sorge zu tragen.

Auf einem längern Spaziergange außerhalb der Festung und im ernsten Gespräch mit dem polnischen Kapitain begriffen, hatte ich gänzlich die drei Schüsse überhört, welche mein sonst etwas pulverscheuer Giorgi, angeregt durch die freudige Botschaft, abzufeuern den Muth gehabt hatte. Wir waren weiter als gewöhnlich die Meeresküste entlang geschlendert.

»Ich glaube, wir müssen umkehren,« sagte der Pole, »es geht schon stark auf den Abend zu, eine Menge vom Bazar heimkehrender Dshigethen haben uns gesehen, und wenn wir nicht vor Anbruch der Dunkelheit wieder in der Festung sind, so könnte es uns leicht begegnen, heute noch gewaltsam von den überall lauernden Räubern zu Gaste gebeten zu werden.«

»Was ist das?« fragte ich statt aller Antwort, als ich, den Blick auf's Meer gerichtet, in der Ferne eine gewaltige Rauchsäule weiß aufwirbeln sah.

Der Pole ließ seine Augen nach der bezeichneten Stelle hinschweifen. »Das scheint unser Dampfschiff zu sein, ja gewiß, so ist es,« rief er: »da haben wir keinen Augenblick zu verlieren.« Wie beflügelt eilten wir der Festung zu und wurden bald durch Giorgi, welcher uns auf halbem Wege entgegen kam, in unserer Vermuthung bestätigt. Halb athemlos kam ich im Zimmer an. Zu meiner Verwunderung sah ich unsern tapfern Gjül-Bassar noch auf seinem Teppiche liegen und schnarchen, als ob er einen neuen Orden dafür zu erwarten hätte.

»Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, ihn auf die Beine zu bringen« sagte H. v. R., »aber nichts will fruchten bei dem kahlköpfigen Siebenschläfer. Ihr Spitzbube

von Giorgi hat ihn schon so oft mit der falschen Nachricht von der Ankunft des Dampfschiffes getäuscht, daß er auch heute die wahre Nachricht für eine Erdichtung hält und beim Barte des Propheten schwört, sich in seiner Ruhe nicht stören zu lassen. Vergebens versicherte ich ihm, ich habe das Schiff mit eigenen Augen gesehen; er schwur, man solle ihn nicht wieder anführen, und wälzte sich schlaftrunken auf die andere Seite. Ich versuchte ihn mit Gewalt aufzurütteln, aber da griff er drohend nach seinem Dolche. Was ist mit dem Kerl zu machen? Ich werde ihn nicht wieder anrühren; wenn er nicht mitfahren will, kann er hier bleiben und bis zur Rückkehr des Schiffes Fortifikationskunst studiren.«

Inzwischen kam des schläfrigen Tatarenhauptmanns kleiner Schwertträger zurück, welchen H. v. N. abgeschickt hatte, sich selbst und seinen Herrn zu überzeugen, daß das Dampfschiff kein Hirngespinnst, sondern eine große sichtbare Arche mit Schornstein und Rädern sei.

Kaum war der Bursche in's Zimmer getreten, so erschien auch ein halb Dutzend Soldaten, um unsere Sachen abzuholen. Es war die höchste Zeit, aufzubrechen.

Aus Mitleid für Gjül-Bassar, dessen Gesellschaft auf unserer neuen Meerfahrt ich nicht gern entbehren wollte, wandte ich das letzte Mittel an, ihn aus dem Schlafe aufzuscheuchen, indem ich dicht über seinem Kopfe eine Pistole abfeuerte. Er sprang auf, rieb sich schlaftrunken die Augen und sah entsetzlich dumm und grimmig aus, wie die meisten Menschen aussehen bei plötzlichem Erwachen, ehe sie die trunkene Dämmerung, welche jedem langen Schlafe folgt, ganz durchbrochen haben. Er schien sich sehr zu wundern, das Zimmer mit Pulverdampf und Soldaten angefüllt zu sehen. Die aufgesperrte Thüre, durch welche unsere Bagage hinaus und frische Luft herein kam, brachte ihn bald zur Besinnung.

Eine halbe Stunde später befanden wir uns sämmtlich mit Sack und Pack auf dem Schiffe.

Für G j ü l - B a s s a r, welcher nie im Leben ein Damfschiff gesehen hatte, ging eine neue Welt auf; er war jetzt eben so trunken im Wachen, wie er früher im Schlafen gewesen. Er sah jetzt, daß es keine Fabel war, wenn wir ihm einst erzählten, daß das erwartete Schiff wie zu ebener Erde, auf Rädern über's Wasser laufe; er sah überhaupt jetzt so Manches, wovon ihm nie geträumt hatte, obgleich er über drei Viertheile seines Lebens unter Träumen und Schlafen zugebracht. Ich wich ihm aus so gut ich konnte, da er mich überall verfolgte und mich nach seiner alten Gewohnheit unabläßig durch freudige Rippenstöße auf Alles, was ihn Wunder nahm, aufmerksam zu machen suchte.

Die Sonne ging unter in so unbeschreiblicher Pracht, wie sie sich nur dem Schiffer auf dem Meere und dem Wanderer in der Wüste zeigt, als wollte sie beide für die Mühen und Irrsale, die ihre ungebahnten Pfade bergen, belohnen. Der Anker war gelichtet; der Abschiedsgruß, der nach gemeinem Brauche vom Schiffe gefeuert wurde, hallte donnernd wieder in den Bergen von Ardiller; die muntern Delphine, welche bis dahin in tollen Sprüngen das Schiff umspielt hatten, tauchten verscheucht zurück in die Tiefe; durch den Knall waren auch die vielen Vögel, welche sich auf Mast und Takelwerk niedergelassen hatten, vertrieben.

Nur einige jener wunderbaren Insekten umkreisten uns, denen die Natur nur e i n e n Tag als Lebensfrist zugemessen und die das bloße Auge erst gewahrt wenn sie sterben, da sie im Tode leuchtend, wie ein Fünkchen, zerstieben. Sie gaben uns gleichsam ein luftiges Vorspiel des herrlichen Meerleuchtens, welches mit einbrechender Dunkelheit unser Auge entzückte. Das majestätische Schiff zog so feurige Furchen, als ob alle Quallen- und Strahlenthiere des Pontus auf

seiner Bahn sich versammelt hätten, um ihr bald bläuliches, bald röthliches Licht auszusprühen.

In froher Stimmung über den Wechsel der Dinge und neu gekräftigt von dem frisch wehenden Abendwinde, steuerten wir heitern Muthes der Küste von Kolchis zu. Wir mußten nun auf dem prächtigen Kriegsschiffe Mogutschy (der Mächtige) den ganzen Weg wieder zurückfahren, welchen wir vor wenigen Wochen auf unserem bescheidenen Barkaß unter Sturm und Drangsal hergekommen waren. So leid es uns that, auf diese Weise nochmals ein gutes Theil Zeit zu verlieren, so angenehm war es uns auf der andern Seite, Gelegenheit zu haben, unsere Gastfreunde an der Küste noch einmal zu sehen.

Da der kommandirende General, Baron von Budberg, mit seinem Stabe selbst an Bord war und keine Festung unbesichtigt ließ, so liefen wir erst am dritten Tage wieder in den Hafen von Redut-Kalé ein.

Von herrlichem Wetter begünstigt, hatten wir uns in den ersten zwei Tagen nochmals all der bezaubernden Ansichten und großartigen Naturschauspiele zu erfreuen, welche die Küste von Abchasien in reicher Fülle bietet.

Am dritten Tage aber erhob sich gleich nach Mitternacht ein bedenklicher Sturm, welcher gegen Morgen immer stärker wurde und drohte unsern »Mächtigen« ganz ohnmächtig zu machen. Zum Glück habe ich einen sehr gesegneten Schlaf, und werde nur selten und unbedeutend von der Seekrankheit heimgesucht. Bis 4 Uhr Morgens hielt ich es aus auf meinem Lager, obgleich ich fortwährend hin und herrollte, wie ein Kind in der Wiege.

Da wurde es mir aber doch endlich in der Kajüte zu schwül und im Kopfe zu schwer; ich stand auf und versuchte in die Kleider zu fahren, bei welchem Versuche ich jedoch, trotz allem Widerstreben, dreimal wie ein gläubiger Türk zu

Boden sinken mußte. Bei dem immermehr überhand nehmenden Schaukeln und Stoßen hatte ich unendliche Mühe, die Treppe hinaufzuklettern, um auf dem Verdecke frische Luft zu schöpfen. Oben angelangt, kam mir die ganze Welt wie betrunken vor. Himmel, Erde, Meer und Menschen, Alles schien von allgemeinem Taumel ergriffen.

Ein ernster Oberst, welcher sonst immer gemessenen gravitätischen Schrittes einherging, schlotterte an mir vorüber, als ob er zwei Drittheile seiner Knochen verloren hätte.

Jeder schien seinen eigenthümlichen Gang zum Besten des allgemeinen Schwankens geopfert zu haben. Der ganze Körperinhalt sammt seiner Kraft und Schwere schien den Leuten in den übersprudelnden Kopf gefahren zu sein. Ein allgemeiner Thatendrang von Oben entwickelte sich; jeder Mund verhieß Großes. Meine Augen suchten den unglücklichen Gjül-Bassar, dem solch ein Schauspiel etwas ganz Neues sein mußte.

Endlich entdeckte ich ihn; er stand am Rande des Schiffes mit zitternden, stark eingeknickten Knieen, mit beiden Händen sich gewaltsam festklammernd, den Kopf über Bord gebeugt, mit den Augen nach Oben, mit dem Munde nach Unten starrend — so stand mein gläubiger Freund da, seine Seele den Göttern der Höhe und seinen Magen den Göttern der Tiefe empfehlend.

Endlich, gegen 10 Uhr Morgens, ließ der Sturm nach, wodurch der Wirrwarr und das Schaukeln jedoch keineswegs vermindert wurden; die in der Nacht aufgescheuchten Riesenwellen wollten sich immer noch nicht zur Ruhe begeben und die mächtige Wallung des Meeres dauerte unausgesetzt fort, so daß der Kapitain eine Landung für unmöglich erklärte. Der Hafen von Redut-Kalé ist, wie schon früher bemerkt, der schlechteste, unsicherste und unbequemste, den ich je gesehen. Große Schiffe müssen mehrere Werste von der Stadt liegen

bleiben und für kleinere Fahrzeuge ist bei etwas unruhigem Wetter die Passage sehr gefährlich, besonders an der Stelle, wo man die heftige Strömung der Chopi zu passiren hat. Wir waren daher nicht wenig erstaunt, ein paar griechische Fahrzeuge, trotz des empörten Meeres, unter unglaublicher Anstrengung auf uns zurudern zu sehen.

Ueber eine halbe Stunde hatten sie gegen den Andrang der Wellen zu kämpfen, ehe es ihnen gelang, die Strömung der Chopi zu durchbrechen. Die schwankenden Fahrzeuge wurden von den ungestümen Wellen wie Nußschalen hin- und hergeschleudert, aber die kühnen Griechen ließen sich dadurch nicht abschrecken, sondern arbeiteten unermüdlich vorwärts und kamen auch endlich glücklich durch.

Die griechischen Schiffer sind die thätigsten und unternehmendsten aller Seefahrer, vorausgesetzt, daß ihnen ihre Mühe mit Gold aufgewogen wird. Auch diesesmal hatten sich, wie ich später erfuhr, die Führer der Fahrzeuge nur durch eine bedeutende Summe bewegen lassen, die mühsame Ueberfahrt zu wagen. Die Passagiere, welche sie uns zuführten, bestanden aus den Familien des Generals von R., des Staatsraths S. und des Barons von T., größtentheils alte Bekannte aus Tiflis, wovon einige nach der Krim, Andere nach Deutschland zu reisen beabsichtigten. Wir freuten uns sehr über die unverhoffte Ankunft der neuen Gäste, deren feine Bildung und gesellschaftliche Annehmlichkeiten wir schon früher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten.

Bevor wir nun unsere Rückreise von Redut-Kalé antreten, halte ich es für nöthig, euch mit unserer Schiffsgesellschaft, welche aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengewürfelt ist, etwas genauer bekannt zu machen.

Wir sehen hier Russen, Deutsche, Engländer, Polen, Juden, Armenier, Türken, Griechen, Abchasen, Mingrelier,

Imerier und Tscherkessen, worunter einige Gefangene und andere aus Hungersnoth zu den Russen Geflüchtete.

Die Russen machen natürlich den größten Theil aus, da die eigentliche Mannschaft, mit Ausnahme weniger Offiziere, aus Russen besteht. Ein Offizier vom Generalstabe ist ein Deutscher, und der Kapitain des Schiffes, Mr. Martin, ist ein Engländer. Die Zahl der ganzen Schiffsgesellschaft, welche bei den verschiedenen Festungen, wo wir täglich anlegen, bald ab-, bald zunimmt, beläuft sich im Durchschnitt auf 1500 Köpfe.

Bald sind es Soldaten, bald Offiziere mit ihren Familien, bald Kranke oder Verwundete, bald Marketender und Handelsleute, welche aus einer Festung in die andere geführt werden, so daß ein großer Theil der Passagiere täglich wechselt, wodurch wir an Ruhe verlieren, was wir an Mannigfaltigkeit gewinnen.

Da außer den Offizieren, wegen Mangel an Raum, nur wenige Passagiere in den Kajüten ein Unterkommen gefunden haben, so sind die meisten gezwungen, unter freiem Himmel zu kampiren, wodurch das Verdeck in eine wahre Musterkarte von Völkern umgewandelt ist, wo man vom pyramidenförmigen Hute des hochmüthigen Persers herab bis zur platten Mütze des genügsamen Imeriers die seltsamsten malerischsten Trachten bunt unter einander sieht, und zugleich Gelegenheit hat, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker vom Morgen bis zum Abend zu studiren.

Unternehmen wir, um die Leute etwas genauer kennen zu lernen, einen kleinen Spaziergang über das Verdeck. Hier gleich zur Linken, hart am Borde des Schiffes, bemerken wir ein Kleeblatt wohlbeleibter, dickbeturbanter Türken. Sie sitzen da in ihre hellfarbigen Mäntel gehüllt, ernst, schweigsam, mit untergeschlagenen Beinen, unaufmerksam auf Alles, was um sie her vorgeht; sie sprechen nicht, sie sehen nicht, sie denken nicht,

sie hören nicht; zum einzigen ihrer würdigen Zeitvertreib rauchen sie langsam und feierlich ihren Tschibuq mit so hochwichtiger Miene, als ob von jedem Puff, den sie ausblasen, das Schicksal eines Reiches abhinge. Ich habe nie die Reisenden begreifen können, welche in diesem gleichgiltigen, Alles verachtenden Stolze der Türken etwas Großes, Beachtungswerthes finden. Beachtungswerth ist dieser Stolz allerdings, aber nicht in dem Sinne, wie man es gewöhnlich nimmt. Worauf hat denn wohl ein Türke Ursache stolz zu sein? Etwa auf seine Trägheit, Unwissenheit, auf seine unnatürlichen Gelüste? Seid Sultan Mahmud's Reformen hat man in Konstantinopel ein lebendiges Beispiel vor Augen, wie wenig — außer seiner Todesverachtung und Tüchtigkeit im Felde — an dem türkischen Volke zu bewundern übrig bleibt, wenn man ihm seine Waffen, seine bunten Gewänder und seinen Turban nimmt.

Etwas weiter finden wir ein kleines Häuflein Griechen gelagert. Sie tragen hohe rothe Mützen, elegant geschnittene, mit Stickerei verzierte blaue Jacken und weite kurze Schalwari von gleicher Farbe. Man sieht's ihren lebhaften, aber unzuverlässigen Augen, ihren verschmitzten, berechnenden Gesichtern gleich an, daß es Handelsleute sind. Dicht neben den Griechen kauern einige Armenier, mit den Fingern, ohne Beihülfe von Messern und Gabeln, ihr Mittagsmahl dem Munde zuführend. Sie haben ihr blaues Obergewand mit den aufgeschlitzten fliegenden Aermeln, um sich's bequem zu machen, bei Seite gelegt und sitzen da mit ihren hohen, stumpf zulaufenden Mützen aus schwarzem Schaffell, in engem, mit dem Gürtel umwundenen Archeluck [43]) und weiten, hellfarbigen Beinkleidern. Auch ihnen sieht's man auf der Stelle an, daß sie Kaufleute sind, und man weiß nicht, ob man bei Beobachtung ihres Gesichts ihnen oder den Griechen den Preis der Schlauheit zuerkennen soll. Man hat in Rußland, um die Schlauheit

und Kniffe der handeltreibenden Völker des Orients in ihren verschiedenen Graden zu bezeichnen, ein Sprichwort, welches also lautet: »Zwei Juden gegen Einen Russen — zwei Russen gegen Einen Perser — zwei Perser gegen Einen Armenier — zwei Armenier gegen Einen Griechen: so bleibt sich der Handel gleich.« Nach dem zu urtheilen, was mir darüber zu Augen und Ohren gekommen, wird dieses Sprichwort durch die Erfahrung vollkommen bestätigt.

Wenden wir uns weg von diesen Repräsentanten der Schlauheit und gehen wir einige Schritte weiter auf unserer völkermusternden Wanderung. Wir finden da vor uns, die Einen sitzend, die Andern stehend, sechs bis acht Imerier, vom Knaben- bis zum Mannesalter. Es sind einfache, harmlose, wohlgebaute, aber ärmlich gekleidete Leute. Man sieht, daß sie gekleidet sind, wie es der Zufall eben gewollt hat. Der eine trägt einen abgeschabten Tscherkessenrock, welchen der Schneider gewiß nicht für ihn bestimmt hat, der Andere eine Jacke, deren Aermel einen halben Fuß zu lang sind; Einige gehen mit, Andere ohne Schuh. Von ihrer hübschen Nationaltracht ist ihnen nichts übrig geblieben, als ihre seltsam geformte platte Mütze, ein kaum das Obertheil des Kopfes bedeckendes, steifes, dunkelgefärbtes, filzartiges Stück Zeug, von unter dem Kinn zugeknöpften Bändern gehalten. Die Imerier führen als Grund der Entstehung ihrer sonderbaren Kopfbedeckung an, es seien früher die Wälder ihres Landes so dicht und undurchdringlich gewesen, daß Niemand darin hätte gehen können, ohne seine Mütze zu verlieren; man wäre deshalb, um dem Kopfe Schutz und den Zweigen und Dornen Trutz zu bieten, auf die Erfindung der eben beschriebenen festen Plattmütze gekommen. Die Sache hat etwas für sich.

Während die Türken unseres Schiffes starr und unbeweglich dasitzen, die Griechen, Perser, Juden und Armenier hingegen über gemachte oder noch zu machende Handelsspeku-

lationen sprechen und sinnen, singen die Imerier heiter und sorglos ein Lied vor sich hin. Haben sie das eine Lied zu Ende gesungen, so fangen sie ein anderes wieder an und unterbrechen ihre tönende Beschäftigung nur zuweilen und ziehen sich scheu zurück, wenn einige von den Damen oder den Offizieren des Schiffs in ihre Nähe kommen.

Uebrigens muß der Liederschatz dieser guten Leute eben nicht groß sein, da man sie überall und immer dieselben Gesänge wiederholen hört, welche noch dazu sämmtlich einer früheren Zeit ihre Entstehung zu verdanken haben. Man findet unter diesen imerischen Volksliedern einige ganz allerliebste; das hübscheste und unter dem Volke selbst beliebteste davon, welches ich auch hier jeden Tag singen höre, hat Dubois in seinem trefflichen Reisewerke in der Uebersetzung mitgetheilt, weshalb eine nochmalige Wiederholung überflüssig erscheinen dürfte.

Nach Tische, wenn es ruhiges Wetter ist, tanzen die Matrosen einen Nationaltanz. Alles nimmt Theil an der Unterhaltung, von allen Seiten ertönt lautes Händegeklatsch im Takt mit den Bewegungen der Tänzer; Griechen, Armenier und Juden vergessen ihre Schachergedanken, um dem muntern Treiben auf dem Verdeck zuzusehen, die Türken allein bleiben ernst und unbeweglich auf ihrem Platze sitzen, ohne sich einmal nach der bunten Menge hinter ihnen umzusehen. Ein Türk wird eher fünfmal den Arm zum Kopfabschlagen, als fünfmal den Fuß zum Tanzen aufheben.

Die Winde, des Meeres stürmische Buhlen, haben ihre Geliebte verlassen, die jetzt heitern Antlitzes mit der Sonne liebäugelt und uns geduldig weiter schaukelt auf ihrem wogenden, farbenbunten Schooße.

Wir haben unsern Rückweg nach Kertsch angetreten und landen bei der Veste Ssuchum-Kalé. Ein ehrwürdiger Greis, in silberverziertem, blauen Gewande, und gefolgt

von stattlicher Reiter-Eskorte, kommt auf uns zu geritten. Das ist Kazi-Morgana, der alte Abchasenfeldherr, früher der Prophet der Freiheit in den Gebirgen von Abchasien und einer der furchtbarsten Feinde der Russen; jetzt General in russischen Diensten.

Während der General von Budberg mit seinem Gefolge nach Ssojuk-Ssu, der Residenz des Herrschers von Abchasien, reitet, um mit dem Fürsten Michail Scherwaschidsé Unterhandlungen zu pflegen, besuche ich in Gesellschaft der Damen die herrlichen Gartenanlagen von Ssuchum-Kalé, und finde, nachdem wir Alles besehen haben, noch Zeit, mit B. einen Ritt in die Umgegend zu machen, wo malerische Fels- und Bergpartien, eine üppige Vegetation, kurz Naturschönheiten jeder Art, das Auge entzücken. Unsere unermüdlichen Reitthiere tragen uns die steile Anhöhe hinauf, wo die Russen, der gesunden Lage wegen, eine Militairkolonie angelegt haben. In der Mitte der Kolonie steht ein alter, ehrwürdiger Nußbaum, der seiner Größe und seines riesigen Umfanges wegen an der ganzen Ostküste des Pontus berühmt ist. Unter den Zweigen dieses Riesenbaumes kann ein ganzes Bataillon Soldaten kampiren.

Wir kehren auf unser Schiff zurück; bald kommt auch der General mit seinem Gefolge nach, und wir steuern weiter nach der Festung von Bambor, der Residenz des trefflichen General X. Wir verweilen an jedem Orte nur gerade so lange, als nöthig ist, um das Geschütz, die Festungswerke, das Hospital, die Militairkolonie, die neuen Anlagen und Bauten zu besichtigen und die erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Während wir so Alles in Augenschein nehmen, hat der Kapitain unseres Schiffs schon eine Anzahl Passagiere entlassen und andere dagegen aufgenommen. So bietet sich uns täglich die größte Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Bil-

der dar. Bald wird das Auge erfreut durch den Anblick der großartigen Naturschönheiten, die uns umgeben, und bald wird es getrübt durch den Anblick eines Trupps unglücklicher, kranker Soldaten, die ihren dumpfen Hütten entrissen, aus einer ungesunden Gegend in eine gesundere geführt werden, um ihr freudenloses Dasein noch auf ein paar Jahr zu verlängern. Sie schwanken umher wie Schatten, und man weiß nicht was grauer und kahler aussieht, ob ihr bleifarbenes Gesicht oder der grobe Mantel, der ihre welken Glieder umhüllt. In allen Festungen, welche wir berühren — und es sind ihrer über zwanzig an der Ostküste des schwarzen Meeres — sehen wir uns vergebens unter den Soldaten nach einem frischen, muntern Gesichte um; die Gesichter der armen Menschen sind alle so faltig, so aschgrau wie die Säcke, in welchen ihr Kommißbrod steckt. — Doch was sage ich? Hier wird vor uns eine Kompagnie gemustert, lauter frische lebenskräftige Burschen; auch nicht Einer darunter, auf welchen die obige Beschreibung paßte.

Ganz richtig! Das sind Soldaten, welche erst vor acht Tagen aus Rußland angekommen sind und noch einexerzirt werden müssen. Diese wackern Burschen haben noch keinen Sommer hier mitgemacht; nur ein halbes Jahr Geduld, und ihre Augen werden so matt und ihre Wangen so blaß sein, wie die ihrer Brüder.

Doch genug dieser trüben Bilder. Suchen wir den Schatten, welchen wir dadurch auf unsere Erzählung geworfen, durch Anführung einiger der vielen heiteren Bilder, die uns auf unserer Fahrt ergötzten, zu verscheuchen.

Wir landen in Sotscha, derselben Festung, in welcher Madame P é p i n, tapfern Andenkens, ihre Sporen verdiente. Die Nachricht der Ankunft des kommandirenden Generals verbreitet sich immer gleich wie ein Lauffeuer unter den Bewohnern der Küste.

Von allen Seiten kommen Häuptlinge und Gemeine zu Fuß und zu Pferde herangezogen; die Häuptlinge, um mit dem General zu unterhandeln, die Gemeinen, um das wunderbare Atesch-Gjemmi (wörtlich: Feuerschiff), welches ohne Segel und Ruder fährt, zu begaffen. Auch diesesmal hat sich eine staunende Menge am Ufer versammelt, und viele von ihnen bezeigen Lust, auf das Schiff zu steigen, werden jedoch von den Soldaten und Matrosen kurz zurückgewiesen.

»Sollte der Anblick eines solchen Kriegsfahrzeuges,« fragte ich einen neben mir stehenden Offizier, »den Tscherkessen nicht die Ueberzeugung von der überlegenen Macht der Russen einflößen?« — »Nicht im Mindesten,« erwiederte der Gefragte. »Diese Leute haben, ihre Verhältnisse mit uns anbetreffend, weder Willen noch Gedanken; sie folgen ganz der Leitung und den Eingebungen ihrer Häuptlinge, von denen die meisten zu wiederholtenmalen in Konstantinopel gewesen, wo sie in dem schönsten Hafen der Welt Hunderte von Schiffen aller Nationen gesehen haben, welche sie natürlich sämmtlich als im Dienste des Sultans stehend betrachten, und im Vergleich mit welchen ihnen die wenigen von unsern Schiffen, die an ihrer Küste kreuzen, höchst unbedeutend erscheinen. So lange bei den Tscherkessen der Glaube an die Allmacht des Sultans und an die von ihm zu erwartende Hülfe noch so fest wurzelt, wie bisher, wird an ihre vollkommene Unterwerfung nicht zu denken sein.«

Kaum waren wir an's Land gestiegen, so drängten sich eine Menge Tscherkessen auf den General zu, ihn mit Bitten und Anliegen bestürmend. Der Eine suchte dabei dem Andern das Wort abzuschneiden, und es entwickelte sich wieder ein ohrenverwirrendes Schreien und Lärmen, welches durch unter den am Ufer stehenden Zuschauern ausgebrochene Zänkereien noch vermehrt wurde. — »Das giebt fast denselben Auftritt hier, wie neulich beim Scheibenschießen in Ardiller,« bemerkte,

sich zu mir wendend, der oben erwähnte Offizier. — »Was gab es denn da?« fragte ich neugierig.

»Bekanntlich sind die meisten unserer Soldaten sehr schlechte Schützen und dienen in dieser Beziehung den Tscherkessen zum Gespötte. Es wurden deshalb in letzterer Zeit in Ardiller, so wie in anderen Festungen, Schießübungen angeordnet. Vor einem kleinen Erdaufwurf auf dem großen Weideplatze, welcher sich westlich von genannter Festung hinzieht, war eine große Scheibe befestigt, auf welche die Soldaten aus angemessener Ferne feuerten. Die nahewohnenden Dshigethen, durch das fortwährende Geknall aufmerksam gemacht, kamen in großer Anzahl herbeigelaufen, um zu sehen, was das Schießen zu bedeuten habe.

Lange konnten sie gar nicht darüber in's Reine kommen; sie sahen das Feuern, hörten die Kugeln pfeifen, aber ihre spähenden Blicke suchten vergebens nach dem Feinde, dem das tödtende Blei gelten konnte.

Anfangs glaubten sie, hinter dem Erdaufwurfe säßen Leute versteckt, welche die Russen mit ihren Kugeln herauslocken wollten. Als aber das Schießen immer fortdauerte und sich doch Niemand rührte, kamen sie endlich auf die richtige Vermuthung, die Kugeln seien lediglich auf die fernstehende Scheibe gemünzt. Nun erhob sich unter ihnen ein Kichern und Schreien, wie es nur das rauhe Organ der Tscherkessen hervorzubringen im Stande ist. Es wollte ihnen gar nicht einleuchten, was unsere Soldaten für eine tolle Wuth auf die große Scheibe Holz hätten, daß sie dieselbe von oben bis unten mit Kugeln durchbohrten. — Uebrigens hatte dieses räthselhafte Scheibenschießen wenigstens den günstigen Erfolg, die Tscherkessen glauben zu machen, wir müßten einen ungeheuren Vorrath von Pulver und Blei besitzen, da wir diesen kostbaren Kriegsbedarf so verschwenderisch an einem unschuldigen Stücke Holz vergeudeten.

Die vornehmsten der anwesenden Häuptlinge, Asslan-Béy, der Dshigeth, und Bersek-Béy, der Ubych, folgten dem General in die Gemächer der Festung, wo die Unterhandlungen sich über drei Stunden lang hinzogen. Das Langweiligste dabei für die russischen Unterhändler ist immer die weitschweifige Anrede der Tscherkessen, welche sich, ohne den zu verhandelnden Gegenstand zu berühren, erst eine oder ein paar Stunden lang um die gleichgiltigsten Dinge dreht. Dann können auch die Tscherkessen die vorgeblich uneigennützigen und edlen Absichten durchaus nicht begreifen, welche die Russen bei ihrer Besitznahme der Länder des Kaukasus leiten. »Wenn es wahr ist,« folgern sie, »daß, wie Ihr sagt, Euer Land so groß ist und so reich an Korn, Früchten und edlen Metallen, wenn es wahr ist, daß Ihr in so prachtvollen Städten wohnt, die aus lauter Tempeln und Palästen bestehen, warum bleibt Ihr denn nicht in Eurem schönen, großen Lande, wo Ihr in Ueberfluß und Frieden leben könnt? warum kommt Ihr, um mit Gefahr Eures Lebens in unsern unwirthbaren Wäldern und Schluchten zu wohnen, wo Krankheit und Krieg jährlich Tausende von Euch hinraffen, und wo Ihr Nichts von dem findet, was Eure prachtvollen Städte Euch bieten? Ihr sagt, daß Ihr gekommen seid, um uns glücklicher und weiser zu machen; wir können aber nicht glauben, Euer großer Padischah lasse jährlich so viele Tausende von Euch, seinen Freunden, hinschlachten, blos um uns, seine Feinde, glücklicher und weiser zu machen. Wahrlich, wir waren glücklicher, ehe wir Euch kennen lernten, und weiser sind wir durch Euch auch nicht geworden.«

Das ist der Hauptgegenstand aller Unterhandlungen zwischen Rußland und den Bergvölkern. Nebengegenstände sind Klagen über die Unterdrückung des Handels, das Absperrungssystem und die dadurch erzeugte Hungersnoth ꝛc. Die Häuptlinge der Tscherkessen ergehen sich in ihren Reden

gewöhnlich in blumigen und bilderreichen Ausdrücken, und ihre Antworten sind oft voll Schärfe und Witz. — »Ergebt Euch!« lautete einst General Rosen's Aufruf an Hamsad-Bëy, den Vorgänger von Schamyl, »ergebt Euch! aller Widerstand ist vergeblich; die Heere, welche ich gegen Euch führe, sind zahllos wie der Sand am Meer!« — »Meine Heere aber,« entgegnete Hamsad-Bëy, »sind wie die Wellen des Meeres, die den Sand hinwegspülen werden.«

Eine ähnliche Antwort giebt Schamyl, der Prophet von Himri, als ihn der russische Oberbefehlshaber zur Unterwerfung auffordern läßt und ihm droht, im Fall der Weigerung seinen Sohn zu tödten, welcher sich in den Händen der Russen befindet. — »Tödtet meinen Sohn,« erwiederte Schamyl, »ich habe Weiber genug, einen andern zu zeugen.« — »Liegt Dir,« fragten die Russen, »das Schicksal Deines Sohnes so wenig am Herzen? — »Weniger,« antwortete Schamyl, »als das Schicksal meines Volkes.«

Während der General sich im Innern der Festung mit seinen kriegerischen Gästen unterhielt, gingen die übrigen Häuptlinge, welche sich weniger durch Schmuck und Kleidung, als durch stolzere Haltung und Körpervorzüge von den Gemeinen unterschieden, in eifrigem Gespräch begriffen, unruhig auf und nieder. Es gewährt ein unbeschreibliches Vergnügen, diese kräftigen hohen Gestalten mit ihren blitzenden Augen, ihrem ausdrucksvollen Gesichte, ihrem stolzen Gange und ihren lebhaften und ungezwungenen Bewegungen zu sehen. Welch ein herrliches Volk müßte dies sein, wenn hier die Bildung des Geistes der des Körpers entspräche! In körperlicher Beziehung sind wir civilisirten Abendländer im Vergleich mit den Tscherkessen ein verkrüppeltes Geschlecht.

Warum hat die Gegenwart kein einziges Volk aufzuweisen, bei dem Körper und Geist auf gleich hoher Stufe der Bildung stehen?

Funfzigstes Kapitel.

Tscherkessische Volkspoesie.

Bei allen Völkern, mit welchen unsere Wanderung uns bisher in Berührung gebracht, bei Russen, Kosaken, Georgiern, Armeniern, Persern und Tataren haben wir vorwiegend die poetische Seite herausgekehrt, und der Schilderung jedes Landes das wir betraten, immer ein paar poetische Nachklänge eingeflochten. Es wäre ungerecht, wollten wir bei den Tscherkessen nicht ein Gleiches thun.

Die folgenden Gesänge mögen zugleich Anlaß geben, und theilweise selbst dazu beitragen, unsere frühern Mittheilungen über Land und Volk der Tscherkessen zu ergänzen und zu vervollständigen, da die hier gebotenen Stoffe immer dem wirklichen Leben entnommen sind und bis auf das kleinste Bild auf tscherkessischem Boden wurzeln.

Bemerken muß ich jedoch, um jeglichem Mißverständniß vorzubeugen, daß die Lieder, welche ich dem Leser hier in deutschem Gewande vorführe, nicht wort- und versgetreue Uebersetzungen sind wie z. B. meine Verdeutschung der poetischen Werke Puschkin's und Lermontoff's. Denn erstens haben die folgenden Lieder nicht in der Ursprache aufgezeichnet werden können, da das tscherkessische Idiom keine Schriftzeichen hat, und zweitens verstehe ich so wenig von der Tscherkessensprache, wie alle übrigen Reisenden, welche vor mir diese Lande besuchten.

Die Lieder wurden mir von meinen tscherkessischen Freunden in die, allen Häuptlingen und Priestern des Landes geläufige, türkische Sprache übersetzt. Ich verzeichnete genau den Inhalt und suchte bei der deutschen Nachbildung der Weise möglichst nahe zu kommen, wie ich sie tscherkessisch singen gehört hatte, wobei das Ohr mir als einzige Richtschnur diente.

Die Entstehungsgeschichte der tscherkessischen Lieder ist höchst einfach. Jeder Kampf, jedes Fest, jedes freudige und traurige Ereigniß wird durch Gesang verherrlicht. Und wie die Ereignisse sich folgen, so folgen sich auch die Lieder, einander verdrängend und verwischend, da sie nie durch das geschriebene Wort festgehalten werden.

So kommt es, daß die Lieder, welche hier zu Lande gesungen werden, selten über eine Generation zurückreichen, da jedes Geschlecht seine eigene Verherrlichung am liebsten hört und die Tscherkessen nicht der Erinnerungen vergangener Jahrhunderte bedürfen als Triebfedern zu männlicher Kraftäußerung in der Gegenwart.

Das Lied von Murad.

Der Odem verweht
Des gefallnen Helden,
Das Blut seiner Adern
Zerrinnt und versiegt —
Aber nimmer versiegt
Der Geschlechtervertilgenden
Blutigen Rache Quell!

* * *

Als Murad erschlagen war,
Und im Gewühle des Kampfes
Die Leiche des Helden,
Der Zier von Ubychistan,
Den Feinden zur Beute ward:
Da heulten die Weiber
In langen Klagereih'n,
Und es war des Jammers
Kein Ende zu sehn.
Aber die Männer des Stammes
Versammelten sich
Unter der heiligen Eiche,
Im Dunkel des Waldes,
Um Rath zu pflegen
Zu gemeinsamer That.
Und sie entsandten Botschaft,
— Sechs Delikanler[44])
Wurden entsendet —
An den Führer der Moskow:
„Gieb uns die Leiche
Des Bruders zurück!
Daß wir sie bestatten
In heimischer Erde,
Nach heiligem Landesbrauch.“
Aber der Führer der Moskow,
Mit Hohn und Unbill
Wies er zurück
Die jungen Reiter,
Die Botschaft-tragenden:
„Nicht die Leiche werd' ich
Eures Bruders Euch geben,
Aber Euch selber will ich
Zu Leichen machen!“

* * *

Als die Antwort verkündet ward
Im Rathe der Tamata,[45])
Entbrannte vor Rachezorn

Das Antlitz der Greise;
Und Jerynbük-Bersek-Béy,
Der Hort von Ubychistan,
Rief die Mannen zum Kampfe auf..
Wie aus Wolken ein Blitzesstrahl
Schlug das zündende Kampfeswort
Rings in die Herzen ein.[46])
Aber Islam-Tschemek-Béy,
Die Zunge[47]) des Medshilis,[48])
Sprach mahnende Worte
Der Weisheit und Mäßigung:
Nichts gewinnt ohne Mühe sich,
Und was einmal mißglückte,
Gelingt oft zum zweitenmal.
Selbst die Frucht am Baume
Fällt nicht ungeschüttelt
In des Gärtners Schooß —
Und keines Weisen Beginnen ist
Den ganzen Baum zu fällen,
Weil die Frucht nicht nieder
Beim ersten Schütteln fiel.
Vielleicht versagten die Feinde
Der jungen Ungestüm,
Was sie den Bitten der Alten
Nicht versagen werden.
Noch einmal den Moskow
Entsendet Botschaft:
Gebt uns die Leiche
Des Bruders zurück!
Wir geben Euch frei dafür
Zwanzig Gefangene,
Die wir zur Beute gemacht
Aus Euren Kriegerreihen,
Zwanzig Lebendige
Für einen Todten!
Und versagen sie darauf noch
Unseres Wunsches Gewähr:
So möge das Schwert erringen
Was dem Worte versagt wird!

Der Held greift zum Schwert
Nicht ohne Vorbedacht —
Nicht ohne Vorbedacht
Legt er es nieder! —
So sprach Islam-Tschemek-Béy
Und schaute im Kreise um,
Ob keiner der Tamata
Sich erhebe zum Widerspruch.
Aber Alle schwiegen rings,
Ehrend des Helden Wort.
Und der Jüngeren Einer
Schwang sich auf's Roß,
— Als das Zeichen gegeben war
Zum Aufbruch des Medshilis —
Ritt langsam im Kreise um,
Und verkündete laut
Den Rathschlag Islam-Tschemek's.
Dann sprengt' er davon,
Und alle Anderen folgten ihm.

* * *

Sechs Greise erkoren sie
Um Botschaft zu tragen
Zu dem Führer der Moskow:
„Gieb uns die Leiche
Des Bruders zurück,
Daß wir sie bestatten
In heimischer Erde,
Nach heiligem Landesbrauch.
Wir bieten als Entgeld
Zwanzig Gefangene,
Zwanzig Lebendige
Für einen Todten!“
Und der Führer der Moskow
Gab lächelnd zur Antwort:
„Das muß ein ruhmvoller Todter sein!
Der die Greise selber,
Die Häupter des Volkes

Zu mir ins Lager treibt —
Solch ein Todter ist besseren Preises werth!“
Und er sprach solche Worte
In höhnendem Uebermuth,
Daß die Greise selber,
Die Träger der Botschaft,
Alle ergrimmten
In starkem Zorn.
Und als die Kunde erscholl
Im Rathe der Männer,
Da rief Islam-Tschemek-Béy
Der Erste zum Kampfe auf:
„Der Todte muß unser sein!
In Strömen rothen Blutes
Soll er zu uns schwimmen.
Wir tilgen die Schande
Durch Kampf und Zerstörung,
Daß ein Held unseres Stammes
In feindlicher Erde liegt!“
Statt aller Antwort
Entblitzten die Klingen
Den bunten Schaschken,
Und grimme Blicke
Den dunkelen Augen
Der horchenden Männer.
Weit umher scholl die Kunde,
Und von nah und fern
Zogen Krieger herbei
Auf flinken Rossen.
Und sie versammelten sich
An den Wassern der Ssotscha,
Wohl an tausend Mann.
Hier hielten sie Rast
Bis nach Mitternacht.
In sicherer Obhut
Blieben die Rosse
Im Dunkel der Wälder.
Und die kühnsten der Männer
Schlichen voraus

Auf heimlichen Pfaden,
Durch Dickicht und Felsschlucht;
Gewehr und Schaschka
Am Rücken befestigt
Und mit Filz bedeckt,
Auf daß kein Geklirr
Ihr Nahen verrathe.
Und als sie kamen zur Stätte
Wo die Berge verflachen
Und die Wälder sich lichten,
Und schon das Rauschen des Meeres
Dem Ohre vernehmbar,
Da tauchten sie nieder
Ins hohe Gras,
Und krochen wie Schlangen
Ueber die feuchte Erde,
Unbemerkbar den spähenden
Wachen der Moskow.
Und schon waren sie dicht
Vor den Wällen der Veste,
Und lösten die Waffen
Und machten sich kampfbereit,
Als das erste Frühroth
Die Wolken durchbrach.
Horch! ein gellendes Pfeifen,
Ein Schimmern von Lichtern,
In der Veste wird's wach —
Und ringsum jetzt blitzt es,
Und es donnert und kracht
Weit in die Berge hin,
Daß die Erde erzittert
Von dem grausen Getöse.
Doch ohne Wirkung blieb
Das donnernde Flammenspei'n.
Weit über die Köpfe
Der nahenden Heerschaar
Schlugen die Kugeln ein,
In fernem Waldesdickicht
Und grüner Hügelbrust.

Jerynbük-Versek-Béy
Der hohe, breitschultrige,
Und Islam-Tschemek-Béy
Der adleräugige,
Führen die Kämpfer zum Sturme an.
Und ein Würgen und Morden begann,
Daß die Erde warm dampfte von Blut —
Dazwischen scholl Wimmern und Klagegestöhn
Wie Schakalgeheul in der Felsenschlucht —
Und als die Sonne am Himmel stand,
Und das Meer roth färbte mit ihrer Glut,
Lebte kein Moskow
In der Festung mehr.
Viele waren geflüchtet
Auf's Meer hinaus,
Als ihr tapferer Führer gefallen,
Der der Letzen einer
Der Todten war;
Er fiel unter Jerynbük-Versek's Hand,
Das Haupt zerschmettert
Von wuchtigem Schaschkenhieb . . .
Die Einen rafften zusammen
Was an Pulvertonnen
Und Waffen und Blei
In der Veste zu finden war,
Und trieben das Vieh hinweg,
Derweilen die Andern
Rings die Erde aufwühlten
Und nach der Leiche suchten
Des erschlagenen Murad-Béy.
Sie fanden sein Panzerhemd
Nebst Kama und Waffenrock
Als Schmuck an der Wand
In der Wohnung des Moskow-Béy,
Ihn selbst aber fanden sie
Zerspießt und zerstochen,
In einem frischen Grab
Hart am Meeresstrand
Ueberschüttet mit gelbem Sande.

Lauter Jubel erscholl
Ob des kostbaren Fundes.
Und sie hüllten die Leiche
In weißes Gewand.
Dann wurde Feuer gelegt
An die Veste der Moskow,
Und sie eilten davon
Mit der reichen Beute
In das Dickicht der Wälder.
Und als sie kamen zur Stätte
Wo Murad erschlagen war,
Da blieben sie stehen,
Um zu Allah zu beten
Für das Heil seiner Seele.

* *
*

Sie wischten das Blut von den Klingen,
Und die Schande von ihrem Stamme! . . .
Und als sie saßen und Rast hielten
An den Wassern der Ssorscha,
Und der Trank der Busa,
Der sinneberauschende,
Rundum im Kreise ging,
Da rühmten die Kämpen sich
Laut ihrer Thaten;
Wer am meisten getödtet,
War am meisten des Ruhmes voll.
Basmursa (der Eine
Der entsandten Delikanler)
Verhöhnte den Moskow-Bëy,
Der die Kämpen alle
Wollte zu Leichen machen,
Und nun selber als Leiche
Im Feuer versengte.
Aber Islam-Tschemek-Bëy
Sah zürnenden Blickes
Den jungen Kämpen an:
„Schlecht steht solchem Munde

Der höhnende Spott!
Der gefallene Moskow-Bég
Stand wie ein Held im Kampf,
Bis ihn Jerynbük zu Boden gefällt.
Sein Tod war ehrenvoller
Als dein höhnender Spott —
Der Held ehrt den Helden,
Und spottet der Todten nicht!"

Basmursa entflammte
In Zorn und Scham;
Doch schweigend senkt er
Zur Erde den Blick,
Denn der also zürnte,
War sein eigener Atalik.[49])
Und Jerynbük-Bersek-Bég
Rief die Helden zum Aufbruch:
„Laßt uns die Beute verwahren,
Und zu Hause uns freuen
Des erfochtenen Sieges!
Es mußten Hunderte sterben,
Um den Einen zu sühnen,
Doch der Eine war
Mehr als die Hunderte werth!"

* * *

Und sie machten ein großes Festmahl,
Dreißig Ochsen wurden geschlachtet
Und hundert Schafe,
Und drei Wochen dauerte
Die Festestrauer der Gäste
Und das Heulen der Klageweiber.

Das Lied von Asslan-Béy.

Im Wasser spiegeln sich die Berge von Dshigethistan,
Im Liede spiegelt sich der Ruhm seiner Helden.
Berauschend ist der schäumende Busatrank,
Berauschender ist der Ruhm des Helden;
Der Adler trinkt Kraft aus frischem Bergesquell,
Der Held labt sich an den Liedern der Barden.
Aus winzigem Hirsekorn,
Aus dem Honig, den die kleine Biene bereitet,
Wird der Trank der Busa gebraut,
Der die stärksten Männer bezwingende.
Aus armer Sängerbrust strömt der Liederquell
Der die Thaten der Helden verherrlicht.

Von schmutzigem Wasser braut sich kein guter Trank,
Von faulen Blumen weht kein guter Duft,
Und von schlechten Thaten singt sich kein gutes Lied!
Aber deine Thaten, o Asslan-Béy! sind spiegelrein
Wie das Schwert womit Du deine Lenden umgürtest.
Darum singen wir gern Deinen Heldenruhm,
Darum preisen wir laut Deine Weisheit im Rath,
Denn selbst Deine Thaten, was wären sie,
Wenn sie nicht fortlebten im Liedesklang?
Sie würden vergehen wie die Leiber der Feinde,
Die Du erschlagen im offenen Kampfe.

* *
*

Groß war die Freude im Lande der Apsua,
Als Bersek-Béy Esma heimführte,
Die Tochter Moab's, vom Stamme Pschu.
Viele herrliche Gäste waren versammelt,
Die besten Männer von Apsua.
Alle die mit ihm gekämpft in gemeinsamem Kampf,
Freuten sich mit ihm in gemeinsamer Freude.

Wo zwei Flüsse sich vereinen:
Da rauschen und springen die Wellen
Lauter und höher als sonst —
Wo zwei Herzen sich verbinden,
Um eines zu werden,
Da ist Freude im Hause,
Und vor Jubel tanzen die Gäste.
Also geschah es, da Asslan-Béy
Der Gatte Esma's ward, der Tochter Moab's.
Groß war die Zahl der versammelten Gäste,
Und groß die Zahl der gebrachten Geschenke.
Hunderte füllten von Schafen und Ziegen,
Und fetten Rindern das weite Gehöft;
Teppiche, Kaliko, Leinen- und Seidenzeug
Waren in den Gemächern zur Schau ausgestellt,
Daneben ganze Säcke voll Mehl und Salz,
Und viele andere Hochzeitspenden . . .
Vor den Häusern tummelten die Burschen sich
Auf sichern, leichtschenkligen Rossen umher,
Bald im Kreise reitend, bald nach fernem Ziel,
Bald zum Scheinkampf in streitende Haufen getheilt.
Endlos war die Zahl der Gerichte,
Als es zum Festmahl ging — endlos die Zahl
Der geschlachteten Hammel, des Wilds und Geflügels.
Mancher Humpen wurde geleert von Busa und Arka. [50])
Und so oft es dem Wohle der Herrin galt,
Der Neuvermählten, der Sonne des Festes,
Erschallte immer ein heller Freudenschuß,
Wurde kein Pulver gespart, zur Ehre des Hauses.
Und manches sinnige Wort wurde laut,
Zur Ehre der Herrin, der Neuvermählten.
Sie trug an den Armen silberne Spangen,
Und bis zum Gürtel herab silbern Brustgeschmeide,
Das vor ihr schon Mutter und Großmutter getragen,
Und das sorgsam gehegt wird und wohlverwahrt,
Auf daß einst die Tochter es wiedertrage.
Und als der Tanz nun anhub, der Ringeltanz,
Wie so trotzig schauten die Burschen drein,
Und wie schmuck die festlich gekleideten Mädchen!

Mit den weiten Hosen, den engen Anteri,[51]
Und dem gestreiften Käppchen auf dem Flechtenhaar.
Einer legt seine Hand auf des Andern Schulter,
Und so drehen sie sich in gemessenem Schritt[52]
Lieblich sind die langhaarigen Mädchen all,
Doch die Braut ist von Allen die lieblichste!
Preiseswerth sind die Geschenke der Gäste,
Aber noch preiseswerther die sinnigen Worte
Beim Tranke gesprochen, zur Ehre des Paares —
Darum wandten alle Blicke sich dem Sänger zu,
Als er spät eintrat in die Festeshalle.
Er konnte die Blicke nicht erwiedern,
Denn er war blind seit langen Jahren;
Er brachte keine Geschenke mit, und doch
War er von allen Gästen der willkommenste.
Man bereitete ihm einen weichen Sitz,
Und bewirthete ihn mit Speis' und Trank.
Und Alle sammelten sich um ihn her,
Als er anhub zu singen von Asslan-Bëy,
Und von Esma, der Chanum,[53] der Sonne des Festes.
Und auch sein eigenes Leben sang er,
Von eigener Jugend und Kriegesthat;
Denn er war selbst einst ein Held in der Männerschlacht,
Der Schagirëy gefürchtetster Feind.
Er trieb ihre Rinder und Schafe hinweg,
Vernichtete sie in manchem Strauß.
Und sie stellten ihm nach und fingen ihn,
Und stachen ihm die Augen aus.
So blieb er im Lande der Schagirëy,
Bis Asslan-Bëy, der starke Held,
Das Land der Feinde mit Krieg überzog,
Ihre Häuser verbrannt, ihre Aecker verwüstet,
Ihre fetten Herden hinweggetrieben,
Und den blinden Asamat frei gemacht.

* * *

Noch saß so der blinde Barde und sang,
Und erzählte Geschichten vergangener Zeit,

Da plötzlich von seinen Lippen weg
Wandten Alle sich dem Hofe zu:
Da scholl Roßhufhall und Waffengeklirr,
Dazwischen verworrener Stimmen Geräusch:
„Moskow gjäldi!“ die Russen sind da!
Zwei Reiter hatten die Botschaft gebracht,
Und den Weg bezeichnet, den die Feinde genommen:
Noch waren sie wohl eine Stunde weit.
Die Weiber, die Kinder wurden in Verwahrsam gebracht.
Und Asslan-Béy saß mit allen Reitern auf,
Den Moskow entgegen zum nächtlichen Kampf.
Sie hatten Kunde erhalten vom Festgelag,
Es war ihnen heimlich verrathen worden,
Und sie schlichen im Dunkel der Nacht heran,
Zu feigem, heimlichen Ueberfall.
Sie glaubten sich sicher und unbemerkt —
Und sollten nun selbst überfallen werden!
Auf heimlichen Wegen führt Asslan-Béy
Seine Reiterschaar, in drei Theile getheilt,
Erst die waldigen Ufer des Pschußu entlang,
Bis wo sich der Fluß in zwei Arme theilt
Auf seinem raschen Laufe zum Schwarzen Meer.
Drei Reiter wurden vorausgesendet,
Scharfäugige, rasche Delikanler,
Um den Feind zu erspäh'n und Kundschaft zu bringen.
Als Alles nun wohl erkundet war,
Stellt Asslan-Béy zwei seiner Truppe auf
Im Walde versteckt zur Seite des Wegs,
Greift mit dem dritten die Feinde an
Und fliehet vor ihnen nach kurzem Kampf.
Die Moskow folgen im Sturmesschritt
Und schießen den fliehenden Reitern nach —
Da plötzlich wendet sich Asslan-Béy,
Und ein furchtbares Morden und Schießen begann.
Der Feind, von drei Seiten auf einmal bedrängt,
Stürzt in wilder Flucht nach dem Strome zu,
Die jubelnden Reiter drängen hinterher,
Schießen erst ihre langen Pistolen ab,
Machen dann zum Fang den Arkan [54]) bereit.

Und wohl hundert Gefangene wurden weggeführt.
Viele Moskow fanden in den Wellen ihr Grab,
Viele Köpfe flogen ab von den Schaschkahieben,
Nur Wenige entkamen in wilder Flucht.

* *
*

Mit reicher Beute kehrten die Reiter heim,
Groß war der Jubel im Lande der Apsua,
Und die Freudenspiele fingen von Neuem an.
Viele Lieder verherrlichten Asslan-Bèy,
Die Gäste aber priesen den Murawiew-Bèy, [55])
Der so reiche Spende zur Hochzeit gebracht!

Das Lied von Asamat.

Heil dem Stamme,
Wo liederreiche Sänger
Die Weisheit der Väter
In Sprüchen wahren,
Und die Thaten der Helden
Rühmend verherrlichen
Zum Klange der Saiten!
Heil solchem Stamme!
Sein Ruhm wird nie untergeh'n.

* *
*

Dein gedenken wir, Asamat,
Blinder Sänger von Tschoma!
Bei jedem Festgelag denken wir Dein,
Der jedes Festgelag zierte!
Wohl ist's gerecht,
Daß, der so Viele

Im Liede verherrlicht,
Nun selber im Liede
Verherrlicht werde!
Denn besser noch als des Helden Ruhm,
Ist der Ruhm des Sängers:
Der Held kann nur sterben machen,
Der Sänger macht leben!
Dein gedenken wir, Asamat!
Blind war Dein Auge,
Und doch sahest Du tiefer
In die Herzen der Menschen
Denn alle Sehenden!

* * *

Den alle Frauen liebten,
Den alle Männer ehrten,
Der unsres Stammes Stolz war,
Der blinde Sänger ist todt!
Der so manchen Helden zu Grabe gesungen,
Ihm schallt jetzt selber der Grabgesang!
Wenn er saß in der Halle
Und spielte und sang
Von den Thaten der Helden
Des Volkes der Apsua,
So klang jede Saite
Wie ein klirrend Schwert,
Und seine Stimme gewaltig,
Wie der Sturm in der Felsschlucht.
Vor Kampfbegier schlugen,
Vor Ruhm- und Beutelust,
Die Herzen der Männer.
Und wenn er anhub zu singen
Von den Wundern des Oschga, [56])
Von den Sagen der Vorzeit;
Da füllten mit Thränen sich
Die Augen der Mädchen
Vor Freude und Wehmuth . . .
Asamat selbst war

Dem Berge gleich.
Sein Haupt war weiß
Wie die Gipfel des Oschga;
Sein Herz war golden.
Seine Lieder ergossen sich
Befruchtend unter uns
Wie die frischen Wasser
Aus den Quellen des Oschga.
Heil sei dem Stamme,
Dem er angehört,
Dem Stamme Pschu!
Wo er begraben liegt
In geweihter Erde.

* * *

Aus einem blitzzerschmetterten
Heiligen Eichenbaum
Wurde sein Sarg gehöhlt.
Und sie gruben sein Grab
In lichtem Waldesraum
An den Wassern des Dsub.
Acht Tage lang währte
Das Jammern der Klageweiber,
Aber der Schmerz seiner Freunde
Wird immer währen!
Heimlich schleichen
Die Frauen und Mädchen
Zu der Stelle im Walde,
Und bestreuen mit Blumen
Und befeuchten mit Thränen
Des Sängers Grab.

Lied der Klageweiber.

War Dein Gang nicht noch fest und stolz?
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira!

War Dein Gesicht nicht noch frisch und roth?
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira!

Ward Dir nicht Pflege und Nahrung im Ueberfluß?
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira!

Und liebten nicht Alle Dich, Jung und Alt!
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira! rc. rc.

* * *

In ähnlicher Weise wird der Klagegesang oft eine halbe Stunde lang fortgesetzt, ehe die Weiber mit dem Aufzählen der guten Eigenschaften und Annehmlichkeiten des Verstorbenen zu Ende kommen. Der jeden Vers beschließende Klagelaut Aiarira (etwa dem türkischen Aman! dem deutschen Ach! Ach! entsprechend) wird so gedehnt ausgesprochen, als ob er aus vier Wörtern bestände: Ai A Ri Ra. Der Gebrauch, solche Fragen an den Todten zu richten, herrscht nicht blos bei den Tscherkessen, sondern auch bei den übrigen Küstenvölkern, den Abchasen, Mingreliern, Guriern rc.

Ismaïl und Daredshan.

Zum Reiten ein Pferd,
Eine Rüstung zum Kampf,
Zum Lieben ein Weib,
Das ist Mannesbedarf!

Die reife Frucht wartet des Pflückers Hand,
Des Freiers wartet die mannbare Jungfrau —
Die Frucht, die zu pflücken
Kein Pflücker gekommen,
Fällt endlich wohl selber
Vom Baume herab —
Die Maid, die zu freien
Kein Freier gekommen,
Flieht endlich wohl selber
Den heimischen Herd.
Doch giebt es auch Früchte
Die schwer zu erreichen sind,
Und liebliche Dirnen
Von strengem und stolzem Sinn.
Solch Eine warst Du,
Holdselige Daredshan!
Erfahren im Nähen,
An Spindel und Webstuhl,
In Speisebereitung
Und häuslichem Walten —
Aller Reize voll
Und aller Geschicklichkeit!
Das Haus des Vaters
Stand Jedermann offen,
Das Herz der Tochter
War Jedem verschlossen.
Wie Viele auch warben
Um die Minne Daredshan's,
Sie verschmähete Alle:
Bis Ismaïl kam,
Der Held der Mdsymta,
Dessen Ruhm weit umher
Im Lande erscholl,
Seit er jüngst in der Schlacht
Mit dem grimmen Murawiew-Béy,
Als schon Alles verloren war:
Alles wiedergewann,
Und die Feinde zum Weichen brachte.

Er wüthete im Kampf
Wie einst Islam-Gerai,
Der Sohn Indar-Oglu's
An den Wassern der Pschat,
Als er des Verraths
Mit dem Moskow bezüchtigt,
Statt aller Antwort
In das Lager der Feinde brach,
Und ihren Führer
Lebendig gefangen nahm.
Der starke Ismaïl,
Der Schrecken der Feinde,
Dessen Muth nie erschüttert war,
Dessen Blick nie zurückgebebt
Vor Tod und Gefahr,
Wurde scheu und verlegen
Beim ersten Anblick
Der holdseligen Daredshan . . .
Und sie selber erröthete
Wie sie nie gethan
Vor männlichem Blick,
Und barg mit der Wimper,
Dem jungfräulichen Schleier der Scham,
Ihres dunklen Auges Glut
Als Ismaïl vor ihr stand
So hoch und gewaltig,
Und doch leise erzitternd,
Wie eine Tanne am Elborus,
Wenn sie schwindelnd hinabschaut,
In's blumige Thal.
Schmuck war sein Gewand,
Von brauner Farbe,
Mit silbernem Gürtel.
Auf dem breiten Kama
Mit Elfenbein-Griffe,
Und laubgrüner Scheide,
Stand Gold-ausgelegt,
Ein Spruch des Koran,

Als ein Zeichen, es wisse der freie Mann
Sich seiner Feinde zu wehren,
Und Allah zu ehren!

* *
*

Dem Vater Daredshan's,
Dem greisen Omar-Oglu,
War Ismaïl ein willkommener Sohn.
Sie wurden bald einig
Um Käbin[57]) und Hochzeitstag,
Und Ismaïl schied nur
Zu baldiger Rückkehr . . .
Nun wurde gewebt,
Gestickt und genähet,
Und Alles bereitet
Im Hause Omar-Oglu's,
Zum Brautschmuck Daredshan's.
Drei Käppchen von Scharlachtuch,
Mit silbernen Streifchen;
Fünf seidene Leibchen,
Mit silbernen Spangen,
Und glänzendem Gürtel;
Schalwari und Unterkleid
Von rothem und blauem Zeug;
Von Sammet der Ueberwurf;
Die Schuh von Marocco,
In zierlichem Schnitt;
Die Hemden, der Kasmak,[58])
Das Alles lag fertig
In Fülle und Ueberfluß,
Noch ehe der Tag kam
Der Hochzeit Daredshan's.

* *
*

Am Himmel blitzen die Sterne,
Der Mond scheint auf die Berge,
Und lange Schatten steigen
In's grüne Thal hinab.

Es schweigen Wald und Hügel;
Nur fernes Schakalwimmern,
Und frischer Bäche Rauschen
Tönt durch die stille Nacht.
Doch, plötzlich aus der Ferne
Tönt lauter Roßhufhall!
Sechs Reiter kommen getrabt,
Sechs Reiter und sieben Pferde.
Der sechste führt neben sich
Das siebente Pferd am Zügel.
Und wo das Thal zu Ende,
Am Fuß des Temirdagh,
Vor Omar-Oglu's Hause,
Da machen die Reiter Halt.
Da ist ein Lärmen und Laufen,
Ein Leuchten von Spänen und Fackeln,
Doch öffnet sich keine Thüre
Die Gäste zu empfangen.
Sind's Feinde, die gekommen,
Des alten Haus zu stürmen?
Sind's Diebe, die gekommen,
Des Alten Tochter zu rauben?
Sie schießen und sie toben,
Und Einer springt vom Rosse
Und dringt hinein in's Haus.
Derweilen auf dem Hofe
Versammeln sich andere Reiter,
Und laut wird's im Aoule,[59])
Es mehren sich die Fackeln,
Es mehren sich die Krieger,
Man dringt auf die Reiter ein.
Sie schießen und sie schlagen,
Und von der Rosse Stampfen
Und von der Schüsse Knallen
Laut wiederhallt das Thal.

* * *

Im Hause, im Frauengemache,
Im bräutlichen Gewande
Sitzt züchtig eine Maid,
Und weint und ringt die Hände
Und jammert mit lauter Stimme,
Und jammernd um sie stehen
Noch andere Dirnen her.
Ein Krieger in Wehr und Waffen
Von stattlicher Geberde,
Steht flehend vor der Jungfrau
Und will sie mit sich ziehen —
Sie wendet sich von ihm ab,
Und weint und ringt die Hände
Und jammert immer lauter,
Und will sich ihm entwinden.
Da faßt er mit starken Armen
Der Jungfrau zarten Leib,
Und redet Schmeichelworte,
Und trägt sie wie man ein Kind trägt,
Und trägt sie bis zur Thüre —
Hart an der Thüre warten
Ein Reiter und zwei Rosse.
Er setzt sie auf das Schlachtroß
Mit scharlachrother Schabracke —
Sie will sich ihm entwinden,
Und jammert immer lauter,
Und auf das Jammern eilen
Die kämpfenden Reiter herbei.
Sie ringen und sie schießen,
Und wollen die Maid nicht lassen.
Ismaïl war der Krieger
Der die schöne Braut entführt . . .
Er schlägt mit starken Armen,
Theilt manche Streiche aus,
Und die Reiter, die mit ihm kamen,
Sie helfen treulich mit.
Das Schießen und Ringen endet,
Im Hofe wird es still.

* *
*

Sechs starke Reiter traben
Das grüne Thal entlang.
Der sechste führt am Zügel
Ein buntgeschmücktes Schlachtroß,
Mit scharlachrother Schabracke;
Und auf dem Schlachtroß sitzt
Die holde Daredshan,
Nicht weinend mehr und jammernd:
Sie strahlt vor Glück und Wonne!
Es sind die Thränenbäche
Vertrocknet in den Grübchen
Des Kinnes und der Wangen!
Es wird das Händeringen
Zu liebender Umarmung,
Der Schmerzenslaut der Lippen
Löst sich in Küssen auf!
So ist des Himmels Rathschluß:
Es soll der Mensch durch Kampf
Die Freude sich erringen,
Die ohne Kampf nicht Werth hat.
Dem Schmerzenskampf der Mutter
Folgt die Geburt des Kindes —
Dem Kampfe auf dem Schlachtfeld
Folgt Sieg und Festgelag —
Dem hochzeitlichen Kampfe
Folgt liebende Erkenntniß . . .

* *
*

Ein Stern ging auf im Hause Ismaïl's
Noch eh' am nächsten Abend
Der Himmel sich mit seinen Sternen schmückte.
Daredshan ist des Hauses Herrin worden!
Und Fackeln leuchten in der Festeshalle,
Und viele stolze Gäste sind versammelt.
Die Alten sitzen kriegerisch geschmückt,
Derweil die Jungen sich im Tanze dreh'n,
Die kecken Burschen und die schlanken Mädchen;

Und helle Freude schallt beim Festgelag.
Nur Du allein blickst finster, Asamat!
Denkst Du zurück an Deine Jugendzeit,
Und all Dein Unglück, alter blinder Mann?
Dir starb die Braut, eh' Du sie heimgeführt,
In feuchter Kerkerluft erlosch Dein Auge,
Schon als es kaum den ersten freien Blick
In Gottes schöne Welt gethan! . . .

Einundfünfzigstes Kapitel.

Schilderungen aus den Tscherkessenländern.

Mit Fleiß habe ich diese Lieder in möglichst einfachem Gewande, ohne jegliche Zuthat künstlerischer Versbildung und schönklingender Reime gegeben. Ich fürchtete, daß durch irgend welche gemachte Ausschmückung der Charakter des Ganzen beeinträchtigt würde, während ich anderseits von der Ueberzeugung ausging, daß kein wirkliches Gedicht von Kern und Gehalt durch Hinweglassung des Reimes wesentlich verliert.

In einem früheren Werke,[60]) welches sich ausführlicher mit der Ethnographie und Geschichte des kaukasischen Isthmus beschäftigt, habe ich ein paar Proben tscherkessischer Volkspoesie in Vers und Reim gegeben, so daß sich der Leser selbst ein Urtheil darüber bilden kann, welches die bessere Art der Nachbildung sei . . .

Suchen wir jetzt die Kenntniß, welche der Leser aus den angeführten poetischen Beiträgen über Land und Volk der Tscherkessen geschöpft, durch einige übersichtliche Mittheilungen in ungebundener Rede zu vervollständigen.

Die Zustände der russenfeindlichen Bevölkerung in den, zwischen dem Kuban und dem Schwarzen Meere gelegenen Ländern, führen uns zu den Uranfängen der menschlichen Gesellschaft zurück.

Hier ist kein Staat in unserm Sinne des Wortes; keine Regierung, kein Beamtenstand, keine Polizei, kein stehendes Heer — kurz, nichts von alledem, was in Europa als staatliche Nothwendigkeit gilt.

Die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung bei den Tscherkessen ist das Stammesleben, wie es seit Jahrtausenden in fast unveränderter Gestalt bei ihnen besteht. Die einzelnen Stämme, die sich ursprünglich aus einzelnen Familien entwickelt haben, sind nach und nach zu förmlichen Staaten (in Umfang und Bevölkerung) herangewachsen, ohne jedoch das Bedürfniß zu fühlen, ihre Angelegenheiten anders, als nach altherkömmlicher Sitte zu regeln. Nie herrschte hier zu Lande ein geschriebenes Gesetz, wie denn das Schreiben noch heutzutag unter dem Volke eine seltene Kunst ist, deren sich selbst der Vornehmsten nur Wenige rühmen können. Das einzige allgemein anerkannte Gesetz war das Jedem innewohnende und auf den ganzen Stamm ausgedehnte Gesetz der Gegenseitigkeit.

Die Familienbande sind bei uns kaum so stark, wie diejenigen Bande, welche bei den Tscherkessen die Bevölkerung eines ganzen Stammes umschlingen. Ein solcher Stamm (Tokum) braucht jedoch, trotz des innigen Zusammenhanges seiner Glieder und der Solidarität der Interessen, kein von örtlichen und Grenzbestimmungen abhängiges Ganzes zu bilden. Die einzelnen Stammesangehörigen können zerstreut wohnen über das ganze Land; sie werden zusammengehalten durch ihren, beim Eintritt in den Verband geleisteten Eid, und durch die großen Vortheile, welche ihnen aus diesem Verbande erwachsen. Wenn z. B. ein Angehöriger des Stammes Tschipaku beraubt, beleidigt oder ermordet wird von einem Angehörigen des Stammes Pschu, so ist der Stamm Pschu in seiner Gesammtheit verantwortlich für die verübte Missethat, und beide Stämme bleiben in Fehde, bis die Missethat nach

herkömmlichem Brauche gesühnt, d. h. bis eine der Unbill entsprechende Strafe entrichtet ist. Diese Strafe besteht gewöhnlich in der Auslieferung von Ochsen, deren Sühnezahl sich nach der Größe des Vergehens richtet. Für den Todtschlag eines Mannes hat der Stamm, dem der Mörder angehört, zweihundert Ochsen auszuliefern, für den Todtschlag einer Frau hundert Ochsen, für die Verführung eines Mädchens fünf und zwanzig Ochsen. In ähnlicher Weise ist für jedes Verbrechen eine Strafe festgesetzt. In zweifelhaften Fällen wird die Streitfrage entschieden durch ein Schwurgericht, zusammengesetzt aus zwölf Personen, wozu die sechs ältesten unbescholtenen Männer aus jedem Stamme gewählt werden. Großes Ansehen ist mit der Würde eines Geschworenen, die zugleich das Richteramt in sich schließt, verbunden, und Keiner auf dem der geringste Makel haftet, ist dieser Würde zugänglich. Das Urtheil der Geschworenen wird vom Volke heilig gehalten, und sie haben Gewalt über Leben und Tod des Angeklagten, wenn ihr Verdikt ein einstimmiges ist. Der vorsätzliche Mord wird — unbeschadet der vom Stamme zu leistenden Sühne — gewöhnlich wieder durch den Tod bestraft. Die Hinrichtung geschieht, indem man dem Mörder einen schweren Stein um den Hals bindet und ihn dann hinabstürzt in's Meer. Eben in Folge der Verpflichtung eines Stammes, für jeden seiner Angehörigen einzustehen, herrscht unter den Stammgenossen eine scharfe, gegenseitige Ueberwachung, welche wirksamer ist, als die beste Polizeibehörde, und deren Durchführung sich um so leichter bewerkstelligen läßt, als die Tscherkessen niemals in großen Ortschaften beisammen wohnen. Ihre größten Aoule kommen an Einwohnerzahl kaum unseren kleinsten Dörfern gleich. So geschieht es, daß die Bewohner eines Aouls immer von den Vermögensumständen unter einander auf das Genaueste unterrichtet sind, und die Vermehrung der Rinder, Schafe und Pferde (der

gewöhnlichen Objekte des Diebstahls) eines Hausstandes niemals lange Geheimniß bleiben kann.

Kommt es dennoch vor, daß der Stamm den Verbrecher nicht ermitteln kann, oder Schwierigkeiten macht, die verlangte Strafe zu entrichten, so wird jeder Stammgenosse als Mitschuldiger betrachtet und bleibt, während der schwebenden Schuld, Mißhandlungen und Beleidigungen aller Art ausgesetzt. Nicht allein muß er sich dann sorgsam hüten, den Fuß in einen feindlichen Aoul zu setzen, auch an jedem dritten Orte, wo er mit einem Krieger des beleidigten Stammes zusammentrifft, kommt es fast jedesmal zu blutigen Auftritten.

Der Stamm ist verantwortlich für den Einzelnen und der Einzelne für den Stamm. Die Unbill wie die Genugthuung kommt immer auf Rechnung des gemeinsamen Stammverbandes. Nicht der Verbrecher bezahlt die Sühne, sondern seine unschuldige Genossenschaft. Nicht der Beleidigte erhält Genugthuung, sondern der Tokum dem er angehört.

Nur in Zeiten großer Theuerung, oder bei alteingefleischtem Stammeshader kommt es vor, daß ein Tokum mit der Zahlung anerkannter Schuld lange auf sich warten läßt. Dasselbe geschieht auch wohl zuweilen bei einem großen Stamme, gegenüber einem kleineren und schwächeren. Solche Fälle gehören aber zu den seltenen Ausnahmen und die Blutrache des Einzelnen tritt dann an die Stelle der Stammesjustiz. Im Allgemeinen hat sich das Kriminalsystem der Tscherkessen immer als sehr erfolgreich erwiesen, und das gegenseitige Absperren der Häuser und Ställe, aus Furcht vor Diebstahl, ist hier zu Lande vollständig unbekannt. Eben weil sich die Männer einer Verbrüderung größtentheils einander genau kennen, machen sie mit denen gemeiniglich kurzen Prozeß, welche den Stamm in ernste Ungelegenheiten bringen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse eines Tokum sind ganz nach kommunistischen Grundsätzen geregelt. Nicht in dem

Sinne, daß (wie es vor Alters bei den Juden, bei den Persern, Römern und andern Völkern versucht wurde) eine regelrechte Gütervertheilung stattfände: die Besitzenden sind gehalten den Nichtbesitzenden auszuhelfen wo es fehlt. Brennt ein Haus ab, so müssen die Nachbarn es wieder aufbauen. Verwüstet der Feind alle Wohnungen und Felder eines Aouls, so muß die Stammesgemeinschaft den angerichteten Schaden ersetzen. Will ein armer Tscherkeß heirathen und es fehlt ihm an Mitteln, die Braut von den Eltern zu erkaufen, so müssen die Genossen ihm die Mittel verschaffen.

Die öffentlichen Angelegenheiten des Tokum werden immer in einem Medshilis (Volksrath) unter freiem Himmel verhandelt. Jeder freie Mann hat das Recht, an den Berathungen Theil zu nehmen. Doch findet hier gewöhnlich eine Vertretung in der Art statt, daß das Volk die anerkannt Weisesten und Tapfersten aus seiner Mitte so lange unbehindert schalten und walten läßt, als es sich überzeugt hält, daß sie nicht gegen den Vortheil des Stammes handeln.

Seit der Einführung des Islam in diese Lande ist es Sitte geworden, daß sowohl bei den Volksberathungen wie bei den Schwurgerichten, immer wenigstens ein schriftgelehrter Kadi zugegen ist, um die Satzungen des Koran in Anwendung auf die vorliegenden Fälle zu erklären, was jedoch auf die Entschließungen der Tamata wenig Einfluß übt, da der alte Landesbrauch immer noch heiliger gehalten wird als der Koran. Die Sitte ist stärker als die Religion, und wo die Eine mit der Andern in Konflikt geräth, trägt immer die Erstere den Sieg davon. Die Tscherkessen bestreben sich um so mehr gute Muhammedaner zu sein, als ihnen das Christenthum durch die Russen verhaßt geworden ist; trotzdem legen sie auf die muhammedanischen Feiertage wenig Gewicht, während sie mit großer Gewissenhaftigkeit die Feste ihrer alten Götter Schiblé, Tleps, Sseosseros, [61]) begehen. Dies mag

sich wohl hauptsächlich daraus erklären, daß ihre alten heidnischen Festtage, im Gegensatz zu den islamitischen, ein vorwiegend heiteres Gepräge tragen und mit großen Thieropfern, Lustbarkeiten und Schmausereien verbunden sind.

Denn eben so groß wie die Ausdauer, mit welcher der Tscherkeß Entbehrungen aller Art erträgt, wo die Noth es gebietet, ist auf der andern Seite sein Hang zu fröhlichem Gelage. Im Felde nimmt der Krieger mit einer Handvoll roher Hirse und einem Trunke frischen Quellwassers vorlieb, ohne zu murren; zu Hause aber, im Kreise der Freunde, labt er sich gern an gutem Spießbraten, an Pilaw, an Busa und Arka, und an den vielen landesthümlichen, aus Mais, Hirse und Honig bereiteten süßen Gebäcken und Gerichten. Jegliche Art von Gemüse aber, zu dessen Kultur sich das Land vortrefflich eignet, ist dem Tscherkessen eben so verpönt und verhaßt wie Schweinefleisch. Spießbraten und süße Gebäcke bilden immer und überall die Hauptbestandtheile des Mahles. Gerade wie bei den Georgiern und Armeniern essen die Diener das in der Schüssel Gebliebene gleich beim Wechseln der Gerichte auf, theils stehend, theils indem sie sich nacheinander in einem Winkel des Gemachs niederlassen.

Veranlassung zu großen Gelagen geben besonders die Medshilis, ein erfochtener Sieg, so wie jedes fröhliche und traurige häusliche Ereigniß.

Jeder Tscherkeß hat sein eigenes Haus, dem immer ein kleines Nebengebäude oder Gasthaus angefügt ist, wo jeder Fremde allezeit freundlichen Empfang, Speise und Unterkommen findet. Die Gastfreundschaft der Tscherkessen ist weltberühmt geworden, und verdient in der That lobender Erwähnung, obgleich sie sich wesentlich durch nichts von der Gastfreundschaft der übrigen Gebirgsvölker des Kaukasus unterscheidet, als durch größere Beschränkung, welche allerdings durch die Verhältnisse geboten wird. Bei den neutralen oder russenfreund-

lichen Stämmen, wie bei den Kabardern, Osseten, Tuschen u. a., kann Jedermann gastliches Unterkommen finden, ohne daß der Kunak dadurch in große Verlegenheit geräth; die russenfeindlichen Tscherkessen aber müssen streng darauf sehen, daß sich unter dem Schutze der Gastfreundschaft nicht Spione oder moskowitische Emissaire in's Land schleichen, wie das schon zu wiederholten Malen geschehen ist. Ich erinnere nur an die beiden deutschen Namen Tausch und Thornau. Tausch, ein gemeiner Kerl, der sich für Geld von den Russen zu Allem gebrauchen ließ, kam, wie das so der gewöhnliche Gang der Dinge ist, mit heiler Haut davon, während Baron von Thornau, ein vornehmer russischer Offizier, beinahe drei Jahre lang in trauriger Gefangenschaft bei den Abasechen lebte.

Baron Thornau war, nachdem er sich durch einen längeren Aufenthalt an der Kubanlinie, sowie an der Ostküste des Schwarzen Meeres, mit Tracht und Sitte der Tscherkessen vertraut gemacht hatte, begleitet von einem russenfreundlichen Eingebornen, und ganz tscherkessisch angethan, in das Innere des Landes gedrungen, um das Terrain kennen zu lernen und Pläne als Basis künftiger Operationen zu entwerfen. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, daß der Baron eine geraume Zeit hindurch unerkannt im Lande bleiben konnte. Erstens hat seine ganze Körperbildung einen auffallend tscherkessischen Anstrich; zweitens hatte er sich mit großer Vorliebe und ächt russischer Nachahmungsfähigkeit in die tscherkessischen Eigenthümlichkeiten hineingelebt, und endlich spielte er die Rolle eines Taubstummen, um einerseits die Gefahr zu vermeiden, sich durch Unkenntniß oder schlechte Aussprache des landesthümlichen Idioms zu verrathen und anderseits Vortheil aus dem besonderen Ansehen zu ziehen, dessen Taubstumme, wie Blinde, in diesem Lande genießen.

Trotz all dieser Vorsichtsmaaßregeln und günstigen Umstände konnte, eben in Folge der oben beschriebenen Stammes-

Einrichtungen, der geheime Zweck und die künstliche Rolle des Baron Thornau auf die Dauer dem Scharfblick der Tscherkessen nicht entgehen. Er wurde erkannt und verrathen von einem abasechischen Häuptling, seine Papiere und Instrumente wurden ihm weggenommen und durch jahrelange, schwere Gefangenschaft bei dem halbwilden Stamme der Abasechen mußte er seine Kühnheit büßen, bis ihn ein anderer Häuptling, der sich mit seinen Stammesgenossen überworfen hatte, und zu den Russen überging, gegen die Zusage einer großen Belohnung und Fürsprache beim Kaiser, befreite. Große Freude war im russischen Lager, als der längst verloren geglaubte Gefangene in Tiflis eintraf. Er hielt sich jedoch hier nicht lange auf, sondern schlug mit seinem Begleiter den Weg nach Moskau ein, wo ich ihn gleich bei seiner Ankunft im Hause des damaligen General-Gouverneurs v. Neidhart kennen lernte. Er sah entsetzlich leidend und abgemagert aus, und erst durch eine Badereise, welche er bald nachher auf kaiserliche Kosten nach Deutschland unternahm, wurde sein Körper wieder etwas gekräftigt, obgleich er die Spuren seiner Gefangenschaftsleiden Zeitlebens mit sich tragen wird.

Ein Jahr später, als H. von Neidhart den Oberbefehl der kaukasischen Armee übernommen hatte, traf ich auch den Baron Thornau im Kaukasus wieder, wo er noch jetzt als Oberst in russischen Diensten steht. Nach Allem, was ich von ihm, so wie von Gleboff (dessen Gefangennahme im ersten Theil dieses Buchs geschildert wurde) erfahren, pflegen die Tscherkessen in den cis-, wie in den transkubanischen Ländern, mit ihren russischen Gefangenen nicht sonderlich zart umzugehen. Zu näherer Veranschaulichung des Gesagten theile ich am Schluß dieses Buches, unter den Beilagen, einen Brief mit, welchen Gleboff aus der Gefangenschaft an einen Verwandten, Oberst Bibikoff, schrieb, und wovon er mir nach seiner Befreiung selbst eine wörtliche Abschrift verschaffte.

Eine andere Abschrift dieses Briefes befindet sich unter den Aktenstücken des Generalstabes von Tiflis. [62])

Uebrigens trifft eine so schlechte Behandlung wohl nur ausnahmsweise solche Personen, von deren Auslösung die Tscherkessen bedeutenden Gewinn erwarten. Um die Auslösung zu beschleunigen, wird den Gefangenen ihr Aufenthalt möglichst unerträglich gemacht. Auch wird nur auf den Fang hervorragender Militairs, deren Auslösung, trotz dem Verbote des Kaisers, doch über kurz oder lang erfolgt, besonders Gewicht gelegt. Sicher ist, daß die meisten der bei den Tscherkessen gefangenen gemeinen Soldaten durchaus kein Verlangen spüren, in das russische Lager zurückzukehren.

Ein harmloser Reisender wird, wenn nicht ein besonderer Verdacht auf ihn lastet, nie große Gefahr bei irgend einem tscherkessischen Stamme laufen. Ich besuchte, auf meiner Wanderung durch's Gebirge, mehrere Aoule in der kleinen Kabardah, und wurde überall gastfreundlich aufgenommen, ohne daß mir das geringste schlimme Abenteuer zugestoßen wäre. Noch länger hielt sich mein späterer Reisegefährte, Henry Seymour, bei den Kabardern auf und wußte nach seiner Rückkehr nur Rühmliches von ihnen zu erzählen. Allerdings gehören die Kabarder augenblicklich zu den neutralen Stämmen, da ihnen die Russen durch ihre Festungen und durch die den Terek entlang laufende Militairstraße sehr nahe gerückt sind, indeß wurzelt bei keinem Volke des Kaukasus der Russenhaß tiefer als hier, trotz der großen Anstrengungen und Opfer des Kaisers, die stolzen Häuptlinge der Kabardah für sein Interesse zu gewinnen. Bekanntlich war es dieses Land, dem die Russen ihre ersten sogenannten Rechtsansprüche auf den Besitz des Kaukasus entnahmen. Zar Iwan Wassiljewitsch, der Grausame, hatte die Tochter Temruk's, [63]) eines kabardischen Häuptlings, zur Frau, und eine im Jahre 1717 von den Russen gegen den Chan von Chiwa unter-

nommene Expedition wurde von Bekowitsch Tscherkaski, einem kabardischen Fürsten, befehligt, woraus man ein Jahrhundert später den Beweis zog, daß die Kabardah von jeher gemeinschaftliche Sache mit den Russen gemacht habe, und eigentlich immer nur eine russische Provinz gewesen sei. Die Kabarder haben inzwischen den Russen oft genug mit dem Schwerte in der Hand bewiesen, daß sie mit ihnen nichts gemein haben wollen; und wenn sie sich für den Augenblick neutral verhalten, so geschieht das nur in Erwartung eines Umschwungs der Dinge zu Gunsten Schamyls. Doch dies im Vorbeigehen . . . .

Der Zutritt zu den Tscherkessen an der Küste ist deshalb doppelt schwierig, weil hier die Russen die Vermittlerrolle spielen, und die Bergvölker alles von den Russen Kommende mit gerechtem Mißtrauen aufnehmen. Doch genügt es, einen zuverlässigen Kunak zu haben, um auch hier überall durchzukommen. Der Kunak bürgt mit seinem Kopfe für die Sicherheit des Gastes, wenn er einmal Salz und Brod mit ihm gegessen, die Busa mit ihm getrunken und unter Einem Dache mit ihm geschlafen hat.

Ich verkehrte mit mehreren der Häuptlinge und Effendis, bei welchen Bell und Longworth auf ihrer abenteuerlichen Reise, die Küste entlang, gewohnt hatten, und überzeugte mich, daß diese Herren noch in sehr gutem Andenken bei den Tscherkessen standen. Manches hat sich aber seit der Zeit geändert. Gus-Béy, genannt der Löwe von Schapßuch, Keri-Oglu-Schamin-Béy, Schimaf-Béy, vom Stamme der Tschipaku, und mehrere andere von Longworth's Gastfreunden sind inzwischen im Kampfe gegen die Russen ums Leben gekommen. Noch viele andere traurige Veränderungen würde Longworth finden, wenn er heute zu seinen Freunden an der Küste zurückkehrte. Von den Indar-Oglu's sind zwei zu den Russen übergegangen, und ihre Wohnungen der Erde gleich

gemacht. Mehrere andere in Longworth's Werke bezeichnete Wohnsitze vornehmer Tscherkessen haben russischen Blockhäusern Platz gemacht, und ihre alten Bewohner sind in das Innere des Landes zurückgedrängt. Vor Allem aber hat die durch die russische Absperrung erzeugte Hungersnoth ungeheuere Verwüstungen angerichtet, und Glieder der vornehmsten Familien in's Elend gebracht.

Bekanntlich haben auch die Tscherkessen seit Alters ihre erblichen Standesunterschiede, welche sich jedoch seit der Einführung des Islam, durch die nivellirenden Satzungen des Koran wesentlich verwischt haben. Die waffentragenden Männer (sogenannt im Gegensatz zu den Sklaven, welche keine Waffen tragen dürfen), zerfallen in drei Klassen: Pschi (Fürsten), Usden oder Work (Edelleute) und Tokav (Freie). Die Sklaven oder Leibeigenen, deren große Masse aus Kriegsgefangenen besteht, sind lediglich darauf angewiesen, den Acker zu bebauen, das Vieh zu hüten und die Arbeiten des Hauses und des Stalles zu besorgen.

Die Pschi und Usden besaßen früher große Vorrechte, und standen ungefähr in demselben Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung, wie bei uns die Fürsten und Ritter des Mittelalters. Der Mißbrauch, den sie mit ihrer Gewalt trieben, veranlaßte, daß man ihnen diese Gewalt ganz nahm, und heut zu Tage unterscheiden sie sich von den Tokav oder Freimännern durch nichts als durch ihre angestammten Titel. Trotzdem sind die drei Klassen in sofern von einander geschieden, als sie sich durch eheliche Verbindungen nie vermischen. Ein Pschi wird nie die Tochter eines Usden, und ein Usden nie die Tochter eines Tokav heirathen. Im Uebrigen stehen die Tokav in keinerlei Abhängigkeit von den Fürsten und Edelleuten. Im Medshilis übt derjenige den größten Einfluß, der am meisten Einsicht und Verstand zeigt, und in Kriegszeiten wird derjenige zum Anführer erkoren, der sich durch

Tapferkeit und Umsicht am meisten hervorgethan, ohne daß man dabei die mindeste Rücksicht auf Rang und Stand nimmt. Und von den Pschi und Usden stehen beim Volke nur diejenigen in besonderem Ansehn, welche sich durch ganze Geschlechter im Medshilis und im Felde besonders ausgezeichnet haben. Hieher gehören z. B. die Familien der Sefir-Béy, Schimaff-Béy, Selim-Béy, Haoud-Oglu-Mansur-Béy u. a.

Es ist vielfach behauptet worden, daß die Pschi und Usden vor Jahrhunderten eingewandert seien und eine von der übrigen Bevölkerung gänzlich verschiedene Race bilden. Ein edler arabischer Stamm soll sich in der Kabardah niedergelassen haben, wo er sich mit den Töchtern des Landes vermischte und ein durch seine Schönheit weit berühmtes Geschlecht erzeugte. Die Kabarder unterwarfen später die Länder zwischen dem Kuban und dem Schwarzen Meere, und ihre Edlen setzten sich hier als Herrscher fest. Ihre Herrschaft wurde ihnen entwunden im Laufe der Jahre; sie selbst aber blieben im Lande bis auf den heutigen Tag. So lautet die Sage, an welcher jedenfalls so viel wahr ist, daß die Kabarder einen durchgängig schönen Menschenschlag bilden, und daß die Fürsten und Edlen der Schapßuch, Ubych und Dshigethi sich sehr zu ihrem Vortheil durch hohen Wuchs und edle Gesichtsform von der großen Masse des Volks unterscheiden. Sprachliche Untersuchungen können hier wenig dazu beitragen, der Sache auf den Grund zu kommen, da die Sprache der Abchasen, Schapßuch, Ubych und Kabarder — wie schon Güldenstedt nachgewiesen — Töchter Einer Mutter sind. Die arabischen und türkischen Beimischungen, welche man dem Koran und seinen Auslegern zu verdanken hat, finden sich gleichmäßig in allen genannten Ländern wieder; eben so sind die am häufigsten vorkommenden fremden Namen, wie z. B. Ali, Muhammed, Moissohl (Moses), Chammursa (Hundefürst),

Tamassa (Thomas), Dshatemir (Eisenseele) u. a. überall in gleichem Maaße heimisch . . .

Ich habe weiter oben darauf hingewiesen, daß das Stammesleben bei den Tscherkessen nur ein erweitertes Familienleben ist. Es kommt daher unter den Freien fast niemals vor, daß ein Mann eine Stammesgenossin heirathet. Es wird dieses, wo es ausnahmsweise geschieht, als eine Art Blutschande betrachtet. Nach diesem Grundsatze sind daher auch die Frauen und Mädchen mit ihren männlichen Stammesgenossen viel leichter und freier im Umgange, als mit den Männern eines fremden Stammes.

In früheren Zeiten war das Schleiertragen hier ganz unbekannt; mit dem Islam wurde auch der Schleier eingeführt. Die Mädchen gehen bis zu ihrer Verheirathung unverschleiert und erlauben sich bis zu einem gewissen Punkte in ihrem Benehmen gegen Männer Freiheiten, wie man in keinem andern Lande findet. Mit dem Eintritt in die Ehe hören diese Freiheiten auf. Der Schleier zieht gleichsam eine Scheidewand zwischen dem Leben der Jungfrau und der Gattin. Von dem Tage an, wo die Frau ihr Gesicht mit dem Schleier verhüllt, ist sie Eigenthum ihres Mannes und ihre Welt beschränkt sich auf ihr Haus. Stirbt ihr Mann, so haben seine nächsten Verwandten ein Anrecht auf sie. Doch bezieht sich dieses Anrecht nur auf die Person, nicht auf das Vermögen. Denn nach den Satzungen des Koran hat jede Frau freies Eigenthum, worüber sie schalten kann nach eigenem Ermessen. Ueberhaupt wird die Frau auch durch die Ehe nicht Sklavin des Mannes, sondern kann ihn verklagen, und sich sogar von ihm trennen, wenn er sie in ihren, im Koran genau bezeichneten Rechten kränkt. Ja selbst die geborene Sklavin genießt alle Vorrechte einer freien Frau, sobald sie Mutter wird.

Die Tscherkessinnen, welche durch Vermittelung des Sklavenhändlers ihr Glück in der Ferne suchen, gehören

meistentheils dem vierten Stande an. Der für sie bezahlte Preis wird getheilt zwischen den Eltern und dem Herrn. In gleicher Weise müssen die Leibeigenen, welche ein Handwerk treiben (Waffenschmiede, Mattenflechter u. s. w.) ihren Verdienst mit dem Herrn theilen.

Die Mädchen werden unter allen Ständen zu Hause erzogen, während man die Knaben der drei freien Stände schon in frühester Jugend fremder Obhut anvertraut, um sie vor elterlicher Verzärtlung zu wahren. Sind sie so weit herangewachsen, daß sie ein Pferd satteln und die Waffen führen können, so müssen sie Pagendienste bei ihrem Atalik (Pflegevater) thun, und heißen während dieser Zeit Dsherat. Der Dsherat begleitet seinen Atalik auf allen Kriegsfahrten, wird von ihm im Reiten, Schießen und sonstigen Uebungen unterrichtet und bleibt bei ihm bis zu seiner Verheirathung, welche gewöhnlich ebenfalls durch Vermittelung des Atalik geschieht.

Zweiundfunfzigstes Kapitel.

Eine Zusammenkunft des russischen Befehlshabers der Ostküste mit tscherkessischen Häuptlingen.

In der Nähe der Festung Golowinsky[64]) hatten schon einige Tage vor unserer Ankunft tscherkessische Reiter ihr Lager aufgeschlagen, um die Landung des Kriegsdampfers, welcher den kommandirenden General an Bord führte, abzuwarten, und dann ihren Landsleuten sogleich Kunde davon zu geben.

Morgens um 8 Uhr liefen wir in den Hafen von Golowinsky ein, und Nachmittags um 2 Uhr war auch schon eine stattliche Versammlung tscherkessischer Häuptlinge und Mullah's mit großem Gefolge angekommen.

Ehe die eigentlichen Verhandlungen begannen, wurde Botschaft entsendet, um die Bedingungen festzustellen, unter welchen die Zusammenkunft stattfinden sollte.

Man vereinbarte sich über folgende Punkte: Erstens: der Schauplatz der Konferenz sollte sein außerhalb des Schußbereichs der russischen Festungskanonen. Zweitens: Die Zahl der anwesenden Tscherkessen sollte diejenige der anwesenden Russen nicht übertreffen; für den Fall, daß sich außerhalb des zur Versammlung bestimmten Kreises noch irgendwo in der Gegend Tscherkessen blicken ließen, sollte von der Festungs-Besatzung darauf geschossen werden. Drittens: Die Tscherkessen sollten ihre Waffen während der Dauer der Unter-

handlung ablegen und der Obhut russischer Soldaten anvertrauen; nur den wortführenden Häuptlingen wurde gestattet, ihre Pistolen im Gürtel zu behalten . . .

Hierauf begab sich der General mit seinem glänzenden Gefolge nach dem bezeichneten Platze, wo die Tscherkessen bereits versammelt waren.

Ein von schwellendem Rasen überkleideter Thalkessel, umragt von dichtbewaldeten Bergen, welche nach Osten eine entzückende Aussicht in das innere, von der kräftigsten Vegetation strotzende Land offen ließen — war der Schauplatz des kriegerischen Bildes, welches sich vor uns entrollte.

Etwa ein Dutzend Stühle wurden halbmonförmig aufgestellt, darauf die vornehmsten Häuptlinge und Mullah's Platz nahmen, während die übrigen Tscherkessen theils nachlässig ausgestreckt auf dem Rasen lagen, theils rechts in einiger Entfernung bei den Pferden standen.

Zur Linken standen russische Soldaten, welche bei den malerisch zusammengestellten und übereinandergelegten Waffen Wache hielten. Das war eine reiche Sammlung der prächtigsten Schaschka's (langer Säbel) und Kama's oder Kinshal's (langer Dolche).

Ein junger Krieger, welcher in den Kreis der rathpflegenden Männer treten wollte, weigerte sich den Soldaten sein Pistol abzugeben. Man machte Anstalt ihn zurückzuweisen, er stieß aber den Soldaten, der ihn am Arm berührte, stolzen Blickes mit solcher Gewalt auf die Seite, daß der Soldat in's Gras stürzte. Es entstand eine kleine Bewegung unter seinen Kameraden, auch die Häuptlinge sprangen von ihren Stühlen auf, und es drohete zu einer ernsten Verwirrung zu kommen, da der junge Tscherkeß, der Urheber des Streites, durchaus nicht zu bewegen war, das Pistol abzugeben. Als der Dolmetsch im Auftrage des Generals ihm sagte, wenn er nicht nachgeben wollte, so könnten die Ver-

handlungen überhaupt nicht beginnen, schoß er sein Pistol in die Luft ab, steckte es wieder in den Gürtel und nahm dann Platz unter den rathpflegenden Männern ohne sich weiter umzusehen und ohne weiter belästigt zu werden.

In einiger Entfernung, den halbmondförmig sitzenden Häuptlingen gegenüber, saß der General mit noch zwei oder drei anderen Offizieren höheren Ranges. Hinter ihm standen ein paar Adjutanten und ihm zur Seite stand sein Dolmetsch, ein in der Jugend gefangen genommener Tscherkeß, jetzt Lieutenant in russischen Diensten.

Etwa zehn Schritte davon lagen die übrigen Offiziere mit uns auf dem Rasen, aufmerksamen Blickes das malerische Schauspiel betrachtend. Die Häuptlinge trugen der Mehrzahl nach feine rothe Schuhe, die den leisesten Bewegungen des Fußes schmiegsam nachgaben, — enganliegende, dunkle Reithosen und den bekannten gürtelumschlungenen kaukasischen Waffenrock von blauer oder bräunlicher Farbe. Bei Einigen sah man das geringelte Panzerhemde unter dem kaftanartigen, oben aufgeschlitzten Rocke hervorschimmern. Die schwarzzottigen Pelzmützen gaben den größtentheils ernsten, gebräunten, ausdrucksvollen Gesichtern ein fast grimmes Ansehen.

Einige der vornehmeren Häuptlinge trugen gleich den Mullah's blendend weiße Turbane . . .

Das Auge weilte mit immer steigendem Wohlgefallen auf diesen breitschultrigen, kräftigen Männergestalten, wie sie da saßen in ernster Berathung über die von den Russen gemachten Vorschläge, das Loos ihrer von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesuchten Stämme zu erleichtern.

Von Zeit zu Zeit erhob sich einer der Aeltesten von ihnen und ging auf den General zu, der dann ebenfalls aufstand, um die Gegenvorschläge anzuhören.

Der Gegenstand der Unterhandlung war ein höchst einfacher.

Die Küstenvölker verlangten nichts als freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere und freien Handelsverkehr mit Trapezunt und Konstantinopel. Sie versprachen dagegen feierlich, sich für alle Zeit jeder Feindseligkeit gegen die Russen enthalten zu wollen. Der Kern- und Mittelpunkt ihrer Vorschläge war: Belästigt uns nicht, so werden wir Euch nicht belästigen.

Ein solches Argument war aber natürlich für russische Diplomatie zu einfach und ungekünstelt.

Die vielen Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere und die vielen Forts an der Küste wären ja, sammt ihrer Besatzung, ganz unnütz gewesen, sobald die Beschränkungen und Hemmnisse zu Land und zu Wasser aufhörten. Wo sollte man hin mit dem vielen Baumaterial, welches überall aufgehäuft lag, um neue Festungen zu bauen und die alten zu erweitern? Wozu hätte man schon so viele Millionen verausgabt und so viele tausend Menschen geopfert? Man könnte doch unmöglich geradezu eingestehen, daß alles das nutzlos gewesen. Und was würde endlich aus den menschenfreundlichen Absichten des Kaisers, der natürlich an nichts weniger denkt, als Eroberungen zu machen, blos um sein Land gewaltsam zu vergrößern, sondern dessen Streben lediglich darauf gerichtet ist, die Völkerschaften, welche er bekriegt, zu veredeln und sie aufzuklären über ihr wahres Interesse!

Solche und ähnliche Dinge bildeten den Kernpunkt der russischen Argumente, die den Tscherkessen natürlich nicht einleuchten wollten.

Es war vorauszusehen, daß unter solchen Umständen die Unterhandlungen zu keinem Resultate führen konnten. Das Einzige, wozu der General sich verstehen durfte, um der (größtentheils durch die Absperrung erzeugten) Hungersnoth im Lande zu steuern, war das bereits bei mehren anderen Stämmen erfolglos angewandte Versprechen, Brod und reich-

liche Bezahlung allen hülfsbedürftigen Tscherkessen zu geben, welche bereit wären, an den russischen Befestigungswerken und Bauten zu arbeiten. »Das heißt — sagte Jérynbük-Bersek-Béy — hungert und verderbt, oder kommt und helft selbst mit bauen an den Zwingburgen, die Euer Land beherrschen sollen!«

Je weniger sich während des Verlaufs der in dem angedeuteten Sinne gepflogenen Unterhandlungen Hoffnung zu einem erfreulichen Ausgange zeigte, desto mehr umdüsterten sich die Blicke der wortführenden Tscherkessen.

Ueber zwei Stunden hatte die Konferenz gedauert, und noch war kein Ende abzusehen; denn wenn die Tscherkessen einmal den Weg der Verhandlungen betreten, so lassen sie kein Mittel unversucht, etwas auf diesem Wege zu erreichen.

Es war eben eine kleine Pause eingetreten; die Häuptlinge beriethen sich über einen neuen Vorschlag und gingen in lebhaftem Gespräche auf und nieder. Auch der General hatte sich erhoben, um sich etwas Bewegung zu machen. Er kam auf uns zu und sagte: »Nun, sind Sie noch nicht müde? Ich fürchte, wir werden vor dem späten Abend nicht wieder auf's Schiff kommen! Diese Verhandlungen ziehen sich immer sehr in die Länge! Ich möchte wissen, woher die Sittenschilderer des Kaukasus erfahren haben, daß es bei den Tscherkessen für unanständig gilt, sich nach Familienangelegenheiten zu erkundigen; in unserer heutigen Konferenz haben wir wenigstens eine halbe Stunde damit verloren, denn jeder der wortführenden Häuptlinge leitete seine Rede mit blumigen Artigkeiten über die muthmaßliche Anmuth und Schönheit, und mit langen Erkundigungen über das Befinden der weiblichen Angehörigen meines Hauses ein . . .«

Der General wurde plötzlich durch einen von der Festung aus abgefeuerten und in den Bergen rings donnernd wiederhallenden Kanonenschuß unterbrochen. »Was ist das?« scholl

es von allen Seiten. Die Tscherkessen sprangen auf und wollten sich der Waffen bemächtigen, die Soldaten widersetzten sich. Allgemeine Verwirrung. Der General trat auf den ältesten Häuptling zu und rief in ernstem Tone: »Ich mache Dich verantwortlich für das Betragen Deiner Leute; ich werde nachforschen lassen, was es mit dem Kanonenschuß auf sich hat, und nachher sprechen wir weiter.« Der Dolmetsch wiederholte sofort die Worte des Generals, aber es dauerte doch einige Zeit, bevor die stolzen Bergsöhne sich zur Ruhe bringen ließen, denn militairische Disziplin ist bei den Tscherkessen vollständig unbekannt.

Inzwischen kehrten die Offiziere zurück, welche in die Festung entsendet waren, um Kunde über die Veranlassung des Feuerns einzuziehen.

Der Bericht lautete: es hätte sich ein Trupp tscherkessischer Reiter in der Nähe der Festung gezeigt, und der Kommandant hätte sogleich mit Kartätschen dazwischen schießen lassen, nach der vereinbarten Bestimmung, daß sich während der Verhandlungen keine Tscherkessen in der Gegend blicken lassen sollten.

»Sind Verwundungen vorgekommen?« fragte der General.

»Soviel man wahrnehmen konnte, sind zwei Reiter gestürzt« — erwiederte der Gefragte.

Wiederum entstand eine gewaltige Aufregung unter den Tscherkessen, und die wortführenden Häuptlinge hatten große Mühe den Kriegern auseinanderzusetzen, daß der Kommandant der Festung nur der getroffenen Vereinbarung gemäß gehandelt habe.

Dem General selbst war der Vorfall sehr unangenehm. Er kannte die Tscherkessen zu gut, um nicht zu wissen, daß bei ihnen Nichts ungerächt bleibt. Es gelang ihm zwar, die Unterhandlungen noch einmal anzuknüpfen, aber man kam dabei eben so wenig zu einem Resultate wie vorher.

Mit anbrechendem Abend wurde die Zusammenkunft aufgehoben, und der Abschied trug jedenfalls ein minder freundliches Gepräge als die erste Begrüßung. Die Blicke der stolzen Krieger verhießen nichts Gutes, als sie ihre Waffen wieder umgürteten und sich auf ihre Rosse schwangen, um davon zu eilen in die heimathlichen Berge . . .

Bevor wir Golowinsky verließen, besahen wir noch das Innere der Festungskirche, welche kurz vorher der Schauplatz eines blutigen Kampfes gewesen war, wovon die durchschossenen Heiligenbilder an den Wänden noch deutliches Zeugniß trugen.

Ein Trupp Tscherkessen hatte sich im Dunkel der Nacht so nahe an die Festung herangeschlichen, daß die Kanonenkugeln buchstäblich über ihre Köpfe hinwegsausten, als die Besatzung der Andringlinge gewahr wurde und blind darauf losfeuerte.

Bevor man Zeit gefunden hatte zum zweitenmale zu laden, waren die Tscherkessen schon in der Festung und richteten hier ein solches Blutbad an, daß die zum großen Theile aus kampfungewöhnten Soldaten bestehende russische Mannschaft in die vollständigste Verwirrung gerieth und sich in regelloser Flucht in die Kirche zu retten suchte. Doch kaum die Hälfte von ihnen konnte hier ein Unterkommen finden; den Uebrigen blieb keine andere Wahl, als sich zu wehren, mit dem Muthe der Verzweiflung, oder widerstandslos zu fallen, denn die wilden Bergsöhne gaben keinen Pardon, sondern hieben Alles nieder, was ihre Klinge erreichen konnte. Schon hatten sie sich des groben Geschützes bemächtigt und eine reiche Beute von Waffen, Pulver und Blei (darum es ihnen am meisten zu thun war) in Sicherheit gebracht, und waren eben im Begriff Feuer an die Kirche zu legen, als der Priester von Golowinsky, ein kräftiger, hochgewachsener Mann, auf die Kirche zugeschritten kam in festlichem Ge-

wande, das Kruzifix hoch in der rechten und eine Fackel in der linken Hand schwingend.

Die Tscherkessen — geblendet von der ungewöhnlichen Erscheinung, die ihnen um so mehr imponirte, als der Priester durch seinen schönen Bart, seine stolze Haltung und sein blendendes Gewand sich wesentlich unterschied von den stumpfnasigen, kinnglatten, in Tracht und Gestalt roh aussehenden russischen Soldaten — standen einen Augenblick vom Kampfe ab, und unangefochten gelangte der Priester in das Innere der Kirche.

Man muß den religiösen Fanatismus der Russen aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, um ganz zu begreifen, welchen Eindruck es auf die Soldaten machte, als sie den gefürchteten Popen mit dem Kruzifix in der Hand in ihrer Mitte sahen, sie zum Kampfe anfeuernd im Namen Gottes, ihnen mit Hölle und Teufel drohend ob ihrer Feigheit, und ihnen alle Freuden des Paradieses verheißend, wenn sie muthig ausharrten im Kampfe gegen die Heiden.

Von Neuem begann ein Würgen und Morden, wie es nur Verzweiflung oder Raserei zu erzeugen vermag. Die Soldaten stürmten aus der Kirche und suchten ihre Gegner wieder im Freien auf. Die Tscherkessen warfen sich den Herausdrängenden entgegen; die Kugeln pfiffen von allen Seiten; in und außerhalb der Kirche thürmten sich Leichen auf Leichen. Angefeuert von ihrem kriegerischen Popen fochten die Russen mit solcher Wuth, daß die Tscherkessen, denen ohnedies am dauernden Besitz der Festung wenig gelegen war, nach kurzem Widerstande abzogen, um nur einen Theil ihrer Beute zu retten.

Der Priester wurde nach diesem Vorfalle von den Soldaten wie ein Heiliger verehrt, da ihn wunderbarer Weise keine Kugel getroffen hatte, obgleich er sich immer im dichtesten Handgemenge befunden.

Natürlich lieferte diese Wundergeschichte einen reichen

Stoff der Unterhaltung und Erbauung für die ganze Besatzung der Festungskette des Pontus und trug nicht wenig dazu bei, das Ansehen der Priester zu heben und die Soldaten zu stärken im Glauben an die Heiligkeit ihrer Sache.

Der Kaiser dankte dem Popen von Golowinsky in einem eigenhändigen Briefe für seine Heldenthat und übersandte ihm zur Belohnung die Schleife des heiligen Georg.

»Aber ich habe immer gehört — erwiederte ich, als wir auf unser Schiff zurückkehrten, dem Offizier, der mir obige Geschichte erzählte — ich habe immer gehört, daß es gegen Sitte und Brauch der Tscherkessen sei, nächtliche Ueberfälle zu unternehmen.«

— Das ist ganz richtig! — entgegnete mein Begleiter — auch steht dieser Fall, soweit meine Erfahrung reicht, ganz vereinzelt da, und eben weil der Kommandant an nichts weniger dachte als an einen nächtlichen Ueberfall, wurde es den Tscherkessen so leicht, die Festung zu überrumpeln. Der Kampf begann nach Mitternacht und endigte erst nach Sonnenaufgang. Uebrigens haben wir sowohl durch Ueberläufer wie auch durch einige Häuptlinge vom Stamme Tschikapu selbst erfahren, daß im Volksrathe (Medshilis) der Schapßuch die größere Zahl der Tamata's (Aeltesten) sich gegen den nächtlichen Ueberfall erklärt hatte, da es gegen die Sitte des Landes und den Brauch tapferer Männer sei, den Feind im Dunkel der Nacht anzugreifen. Aber ihre Stimme drang nicht durch, weil einige von ihnen beschuldigt waren, in gutem Einvernehmen mit den Russen zu stehen; und ein solcher Verdacht reicht hin, die mächtigsten Personen des Landes zeitweilig all ihres Einflusses zu berauben. —

Dreiundfunfzigstes Kapitel.

Barachówitsch und die gefangenen Tscherkessinnen.

(Schluß.)

Die Luft war kühl und der Himmel trübe, als wir Golowinsky verließen, um unsere Reise das Küstenland der Schapßuch entlang fortzusetzen.

Den schönsten Theil der Fahrt hatten wir hinter uns, denn wie blühend und reich an Naturschönheiten die Länder der Schapßuch und Natchokuadsch in ihrem Innern auch sein mögen, ihre Küsten tragen bei weitem nicht den großartigen Charakter wie die Küsten der Abchasen, der Ubych und Dshigeth. Die Gebirgszüge werden immer kleiner, die Vegetation wird immer dürftiger, je weiter man sich, in der Richtung nach Taman, von Golowinsky entfernt.

Da Nachricht eingelaufen war, daß uns in Gelendshik wieder tscherkessische Unterhändler erwarteten, so verweilten wir in allen dazwischen liegenden Festungen: Lasarew, Weljaminowskoje, Tenginskoje und Nowotroitzkoje nur wenige Stunden, brachten die Nacht auf dem Schiffe zu und gingen am folgenden Morgen bei dem herrlichsten Wetter in Gelendshik ans Land. Einen Theil der Mannschaft hatte der General schon während der Nacht auf Barkassen detaschirt, um unter Anführung des Kosakenoberst Barachowitsch Jagd auf ein türkisches Tschekjdermeh [65]) zu machen, welches am

Abend die Küste verlassen hatte, wahrscheinlich um die Richtung nach Trapezunt einzuschlagen.

Barachowitsch war damals der gefeierte Held des Tages unter den tschornomorischen Kosaken. Besonders durch seinen letzten glücklichen Handstreich war er hoch zu Ehren und Ansehen gekommen. Er hatte nämlich mit zwei Barkassen (welche übrigens durch das Dampfschiff, auf welchem wir uns befanden, gedeckt waren) ein türkisches Sklavenschiff genommen und achtzig Gefangene dabei gemacht, worunter etwa sechszig für türkische Harems bestimmte Jungfrauen, die bis auf weitere Verfügungen von Petersburg, in den Festungsgemächern von Gelendshik und Noworoßiesk untergebracht wurden.

Der Kampf mit der männlichen Besatzung des Schiffs war nur ein kurzer gewesen, desto mehr hatten die Kosaken aber Mühe, sich der schönen Tscherkessinnen zu bemächtigen, die sich theils auf das Hartnäckigste vertheidigten, theils in's Meer sprangen, um nicht den Russen in die Hände zu fallen. Die Meisten wurden allerdings von den nachspringenden Kosaken gerettet; aber drei oder vier Mädchen fanden doch ihren Tod in den Wellen. Die übrigen wurden in den schon erwähnten Festungen untergebracht, mit keiner günstigeren Aussicht, als in irgend einer russischen Militairkolonie das moskowitische Geschlecht verschönern zu helfen.

Wohl selten bietet sich einem Reisenden so günstige Gelegenheit dar, solch eine Menge junger Mädchen aus den unzugänglichsten Stämmen des Kaukasus beisammen zu sehen. Auch benutzte ich mit der größten Gewissenhaftigkeit die mir vergönnte Zeit, unter den schönen Harems-Rekrutinnen zu verweilen, mich mit ihnen zu unterhalten und mir das Eigenthümliche ihrer Erscheinungen einzuprägen.

Ein großes, luftiges, von rohen Säulen getragenes Gemach diente den Gefangenen zur Wohnung. Auf dem Fußboden, welcher, so weit ich mich besinne, aus gestampftem Lehm

bestand, lagen Matten und grobe Teppiche ausgebreitet. Möbeln waren, außer einigen alten Tischen und Schemeln, keine zu sehen.

Die schönen Gefangenen, welche theils nachlässig ausgestreckt, theils mit gekreuzten Beinen auf den Teppichen ruhten, erhoben sich sämmtlich, als wir das Gemach betraten. Ich schrieb dies damals dem Umstande zu, daß sich einige Generale und sonstige hochgestellte Personen in unserer Gesellschaft befanden, lernte aber später, daß jede Tscherkessin, und sei sie noch so hohen Ranges, nach dem altherkömmlichen Landesbrauche vor jedem Manne aufsteht, der in's Zimmer tritt, selbst wenn es ihr eigener Diener ist.

Man merkte es den armen Mädchen an, daß es ihnen peinlich war, von uns begafft zu werden; die Einen wandten die Köpfchen weg, wenn wir vorbeigingen, die Andern senkten den Blick zur Erde — nur Wenige von ihnen sahen uns frei ins Gesicht und antworteten ohne Zögern auf die Fragen, welche wir ihnen durch den Dolmetsch vorlegten. Ich wunderte mich, die Mehrzahl der Mädchen ganz auf türkische Weise vermummt zu sehen, da ich wußte, daß bei den Tscherkessen nur die verheiratheten Frauen das Gesicht verschleiern und eine gewisse Zurückhaltung gegen Männer beobachten, während die Mädchen sich dort mit derselben Freiheit bewegen, wie bei uns.

Man sagte mir jedoch, daß die Sklavenhändler streng darauf halten, ihre schönen Gefangenen gleich von vornherein an türkische Sitte zu gewöhnen. Ja, in Stambul ist eine besondere Vorbereitungsschule, wo die jungen Tscherkessinnen erst einen zweijährigen Kursus durchmachen müssen, ehe sie für reif erachtet werden, das Harem eines türkischen Großen zu zieren. Hier werden sie, je nach ihren Anlagen, in weiblichen Handarbeiten, in Musik und Gesang, in der persischen und türkischen Sprache unterrichtet. Die Kosten dieser, im orientalischen Sinne sehr sorgfältigen Erziehung trägt der Sklaven-

händler, der den, seinen Haremsperlen durch ihre türkische Bildung verliehenen Glanz beim Verkauf natürlich hoch in Anschlag bringt. Am liebsten ist diesen Leuten, die Tscherkessinnen schon als Kinder in die Hände zu bekommen, da sie sich dann leichter an das türkische Leben gewöhnen und empfänglicher für die Erlernung von Sprachen und Musik sind.

Auch unter unseren jugendlichen Gefangenen von Gelendshik befanden sich sechs Kinder von 8 bis 14 Jahren.

Ich würde diese Kinder, hätte ich sie in abendländischer Kleidung und in einer anderen Umgebung gesehen, unbedingt für Engländerinnen gehalten haben, so rein und gesund war ihre Hautfarbe, so regelmäßig waren ihre Züge, so schön gezeichnet ihre Augen.

Unter den erwachsenen Mädchen fand ich nur vier, die wirkliche Schönheiten in unserem Sinne des Wortes waren. Die übrigen zeichneten sich mehr durch schlanken Wuchs und durch die Kleinheit ihrer Ohren, Hände und Füße aus, worauf die Türken großes Gewicht legen.

Außer einer durchgehends schlanken Gestalt wüßte ich überhaupt nichts, was die Tscherkessinnen positiv Eigenthümliches in ihrer Erscheinung hätten, woran man sie auf den ersten Blick als Töchter ihres Landes erkennen könnte, wie z. B. eine Georgierin, eine Armenierin, eine Engländerin. Man könnte sie als Vermittlerinnen der schönen Welt des Orients und Occidents bezeichnen, da sie in Kleidung und Sitte ganz orientalisch sind, während ihr eigentliches Wesen mehr einen europäischen, ich möchte sagen germanischen Anstrich trägt. Schwarzes Haar und dunkle Augen kommen bei ihnen nicht häufiger vor, als bei uns. Unter den Gefangenen von Gelendshik hatten die meisten blondes oder helles Haar; blaue oder hellbraune Augen.

Von den Georgierinnen unterscheiden sich die Tscherkessinnen wesentlich zu ihrem Vortheil durch eine größere Leben-

digkeit des Geistes und größere Rührigkeit des Körpers. Den Georgierinnen sieht man's gleich an, daß sie schnell verblühende Blumen sind; man kann sie sich nur denken in träger Ruhe auf dem Divan hingestreckt, oder unbeweglich wie Pagoden auf dem Dache sitzend, oder feierlichen Schrittes einherschreitend, — es sei denn, daß sie, angeregt durch Gesang oder Musik, ihre kleinen Füße im lieblichen Tanzesreigen der Lesginka schwingen. Die Tscherkessinnen haben, wenn ich mich des Wortes bedienen darf, mehr Race; sie sind behender, geweckter, elastischer von Geist und Körper. Eine Georgierin kann den ganzen Tag auf einem Flecke sitzen, ohne etwas Anderes zu thun, als mit den Perlen ihrer Tschotka [66]) zu spielen; die Tscherkessinnen machen sich fortwährend mit weiblichen Handarbeiten in Haus und Küche zu thun. In diesem Lande kann kaum der tapferste Krieger durch seine Heldenthaten größeren Ruhm erlangen, als eine Frau durch besondere Geschicklichkeit im Stricken, Weben und Nähen.

Deshalb wissen die Türken die Tscherkessinnen auch vor allen Töchtern des Morgenlandes hoch zu schätzen.

Man kann sich nichts Graziöseres denken als den Anzug dieser kernigen Mädchen. — Den Kopf bedeckt ein zierliches, blau- oder silbergestreiftes Scharlachmützchen, unter welchem die meist üppigen Haare in langen Flechten hervorquellen. Ein nicht zu hoch hinaufreichendes, elegant geschnittenes Korset, gewöhnlich von blauer Seide, vorn durch Knöpfe zusammengehalten, von welchen schmale Silberstreifen auslaufen, preßt die Brust etwas mehr zusammen, als nöthig wäre. Dann bildet ein tief und festgeschlungener Gürtel den Uebergang zu dem eigentlichen Kleide (anteri), dessen Farbe immer von der des Korsets verschieden ist, und unter dem Kleide rauschen die weitfaltigen, seidenen Hosen (schalvari) hervor, welche die meist an und für sich schon kleinen und zierlich beschuhten Füße noch kleiner erscheinen lassen.

Ein Theil unserer schönen Gefangenen war, wie schon oben bemerkt, auf türkische Weise vermummt, d. h. die Mädchen hatten den oberen und unteren Theil des Gesichts mit weißen Tüchern umwunden, so daß man nur die Augen und etwas von der Nase sehen konnte. Doch that das unseren Beobachtungen keinen wesentlichen Eintrag, denn wenn man das Wort an eine der schlanken Harems-Rekrutinnen richtete, so schob sie ihr Tuch herunter, ohne bei der Enthüllung des Gesichts große Verlegenheit kundzugeben.

Besonders ein Mädchen aus dieser jungfräulichen Schaar bewegte sich mit solcher Freiheit und Sicherheit, als ob es seine Erziehung in den Salons der großen Welt und nicht in den Bergschluchten des Kaukasus erhalten hätte.

Es war dies eine der keckſten und anmuthigsten weiblichen Gestalten, die mir im Leben vorgekommen. Der schlanke, tadellose Wuchs ließ sie etwas größer erscheinen, als sie wirklich war; der Hals, der Nacken waren so edel geformt und von solcher Feinheit und Festigkeit, als wären sie für die Ewigkeit geschaffen. Ein feiner, verschlossener Mund, schelmische Grübchen in den Wangen und im Kinn, eine für Kaukasierinnen ungewöhnlich kleine Nase, große schöngezeichnete Augen, mit langen, dunklen Wimpern und ein glänzendes braunes Haar, kleine Hände und Füße — das waren ungefähr die Einzelheiten dieses wunderbaren Wesens, in dessen Zügen männliche Entschlossenheit und Ausdauer mit weiblicher Anmuth um die Herrschaft stritten.

Merkwürdig wie die ganze Erscheinung der jungen Tscherkessin, war auch ihre Lebensgeschichte.

Schon vor vier Jahren hatte sie sich einmal nach der Türkei einschiffen wollen; das Schiff, auf welchem sie sich befand, fiel jedoch nach hartnäckigem Kampfe in russische Hände, ihre Leidensgefährtinnen wurden an russische Soldaten verheirathet, während sie selbst in das Haus der Gräfin O . . .,

der Gemahlin eines russischen Generals in Kertsch kam, um dort als Kammermädchen ihre Haremsträume zu vergessen.

Gefesselt durch eine liebevolle Behandlung blieb sie im Hause der Gräfin etwa drei Jahre, verdrehte vielen jungen und alten Leuten den Kopf, ohne jedoch selbst den Kopf dabei zu verlieren, lernte mit fabelhafter Schnelligkeit russisch, französisch und deutsch und — benutzte dann eine sich zufällig darbietende Gelegenheit, wieder in ihre Heimat zu entkommen. Sie mußte, um ihre Flucht durchzusetzen, eine große Strecke schwimmend zurücklegen, überstand jedoch mit seltener Ausdauer alle Mühseligkeiten und Gefahren und kam glücklich in ihrer Heimat wieder an.

Hier verliebte sich ein junger Kämpe in sie, der aber bald nachher auf einem Streifzuge gegen die Russen um's Leben kam. Fast zu gleicher Zeit brach die große Hungersnoth in den Ländern der Tscherkessen aus, zunächst veranlaßt durch die Mißernte des Jahres 1844.

Die jungen Mädchen suchten schaarenweise nach der Türkei zu entkommen und auch unsere Heldin benutzte die erste Gelegenheit, um sich wieder nach Trapezunt einzuschiffen; das Schiff wurde von Barachowitsch genommen und die schöne Tscherkessin fiel abermals in die Hände der Russen.

Was später aus ihr geworden ist, weiß ich nicht; sogar ihren Namen habe ich vergessen, während ihre Gestalt mir — wie sicherlich Jedem, der sie nur einmal gesehen — lebendig im Gedächtniß geblieben.

* *
*

Es war zu Ende des Maimondes, an einem schönen, sonnigen Tage, als unser Schiff im Hafen von Kertsch (Kaffa, Pantikapäum) vor Anker legte. An meinen kurzen Aufenthalt in dieser ganz modern und luftig gebauten, blos durch die ausgegrabenen Denkmäler an ihr hohes Alterthum erinnernden Stadt, knüpfen sich — Dank der gastfreundlichen Liebenswürdigkeit des vortrefflichen Generals von Budberg, des ehrwürdigen Admirals von Berg und des Gouverneurs, Fürsten Cherchwulidsew — nur freundliche und liebe Erinnerungen.

Anfangs gedachte ich, die Stadt und ihre Alterthümer, sowie meine Weiterreise über die Krimm und Odessa nach Konstantinopel in derselben Weise zu schildern, wie ich meine Herreise geschildert, aber aus zwei gewichtigen Gründen bin ich von diesem Vorhaben zurückgekommen. Einmal ist meine Zeit auf lange hinaus durch andere Arbeiten in Anspruch genommen, und dann steht zu erwarten, daß die neuesten kriegerischen Ereignisse zu besseren, jedenfalls vollständigeren Schilderungen der Krimm Anlaß geben werden, als ich nach meiner flüchtigen, schon viele Jahre hinter mir liegenden Reise zu bieten vermöchte.

* * *

Als ich Abschied nahm von Gjül-Bassar, wollte mir der Rosenköpfige einen Geleitspruch mit auf den Weg geben.

Wir hatten gerade kein Buch bei der Hand, und trieben bei dem Schiffsvolk eine alte russische Bibel auf. Gjül-Bassar nahm die Bibel, öffnete sie, und seine Hand fiel auf die Stelle, wo geschrieben steht: »Wie ein Knecht sich

sehnet nach dem Schatten, und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei, also hab' ich wohl ganze Monate vergeblich gearbeitet, und elender Nächte sind mir viele geworden.«

Und es ward aus Abend und Morgen der tausend und erste Tag!

(Zum Schlusse sei nochmals daran erinnert, daß die persönlichen Erlebnisse und Beobachtungen, auf welche die vorliegenden Schilderungen sich gründen, jetzt gerade um zwanzig Jahre hinter mir liegen und daß seit der Zeit nicht blos die Zustände im Kaukasus, sondern auch meine Ansicht darüber sich vielfach verändert haben. Dies Werk ist deshalb in keiner Weise als ein Bild der Gegenwart, sondern als ein Bild der Vergangenheit der Länder, durch welche es den Leser führt, zu betrachten. In Rußland hat sich im letzten Jahrzehend, seit Aufhebung der Leibeigenschaft, ein großer Umschwung zum Bessern vollzogen. Im Kaukasus hat der Krieg aufgehört und somit auch der Krieg der Meinungen darüber. Die tapfersten Stämme der westlichen Gebirgsabhänge haben es vorgezogen, ihre uralten Wohnsitze, die sie inne gehabt soweit die Geschichte zurückreicht, zu verlassen und nach der Türkei auszuwandern, statt sich den Russen zu unterwerfen, denen dadurch der Kaukasus eine um so festere Basis ihrer kräftigen Machtentwicklung nach Osten und Westen geworden ist.)

(Zusatz vom Jahre 1865.)

Anmerkungen.

1) Arba — ein asiatischer Wagen mit nur zwei Rädern von riesiger Höhe.

2) Pristaff — Beamter, Inspektor.

3) Plow oder Pillau — der oft erwähnte, eigenthümlich zubereitete Reisbrei, ein Lieblingsgericht der Asiaten.

4) Keschisch-Oglu bedeutet Priestersohn.

5) Ein höchst einfaches Saiten-Instrument, welches bei den Armeniern und Tataren dieselbe Rolle spielt, wie die Gusli bei den Slaven.

6) Zur Erklärung dieser Stelle muß bemerkt werden, daß in Armenien die Ochsen zum Dreschen des Korns, wie überhaupt zum Pflügen ꝛc. gebraucht werden. Ein großes, unten schachbrettartig zugerichtetes Stück Holz wird über das in der Tenne ausgebreitete Korn gezogen und die vorgespannten Ochsen werden dabei an den Ohren gezogen, um sie anzutreiben. Allahwerdy konnte seine Verachtung des Keschisch-Oglu nicht kräftiger ausdrücken, als durch dieses Bild.

7) Anahid — die armenische Venus. Einige armenische Gelehrte, u. A. Cirbied und Martin, wollen diesen Namen in Verbindung bringen mit der griechischen Diana, da Anaïd rückwärts gelesen Diana heißt.

8) Lokman ist zu einer mythischen Person geworden, welche in einigen Theilen des Orients als der Inbegriff aller Weisheit, in andern Theilen als der Inbegriff aller Heilkraft, im Munde des Volks fortlebt. Ich habe mich durch eigene Erfahrung überzeugt, daß man in den christlichen Ländern des Kaukasus, unter den Armeniern und Georgiern, wo jedes Kind den Namen Lokman im Munde führt, von der arabischen Sage des Lokman Abu Anam nichts weiß, sondern den Namen von einem angeblich deutschen Arzte herleitet, der vor

Jahrhunderten im Kaukasus gelebt und durch seine Wunderkuren weit und breit berühmt geworden sein soll.

Abowian von Erivan, ein in der armenischen und tatarischen Sprache tüchtig geschulter, der arabischen Literatur aber ganz unkundiger Armenier, schrieb mir bezüglich der in den Liedern des Keschisch-Oglu vorkommenden Anspielungen auf Lokman wörtlich was folgt: —

„Der Name Lokman spielt in den asiatischen Sprachen dieselbe Rolle, wie der des Hypokrates in den europäischen. Hat ein Arzt eine glückliche Kur vollbracht: das ist ein wahrer Lokman! heißt es von ihm. Liegt Jemand an einer schweren Krankheit darnieder: da vermag nur ein Lokman zu heilen! sagen die Leute. Solchergestalt hören Sie diesen Namen, sowohl unter der islamitischen wie unter der christlichen Bevölkerung des Landes, täglich aussprechen, und zwar bis in die untersten Volksschichten herab, ohne daß Jemand ehrlich Rechenschaft zu geben wüßte, woher der Name gekommen. Das Kind hat ihn von der Mutter gehört und die Mutter von der Großmutter. Was ich Ihnen davon sagen kann ist dieses: Wahrscheinlich ist ein deutscher Arzt Hoffmann damit gemeint, dessen Namen die Tataren und Armenier nach der ihnen bequemeren Aussprache in Lokman umgewandelt haben. Dieser Hoffmann soll — Gott weiß wann? aber doch nicht vor zu langer Zeit — im Kaukasus gelebt und große Wunderkuren vollbracht haben, also daß sein Ruhm durch ganz Asien erscholl und er weit umherpilgern mußte, um die Kranken zu heilen. Man erzählt sich in Tiflis noch heutzutage folgende Anekdote von ihm. Als Lokman in dieser Stadt angekommen war und auf den Basar gehen wollte, wurde ihm der Weg versperrt durch eine endlose Reihe hochbeladener Arba's (zweirädrige Fuhrwagen). Lokman fragte, was in diesen Arba's enthalten sei? Man antwortete ihm: Fische. „Dann — sagte er — wird es viel für mich hier zu thun geben!“ Und also sprechend bog er in eine andere Straße ein. Aber auch hier wurde ihm der Weg versperrt durch eine endlose Reihe von Arba's hochbeladen mit gefüllten Schläuchen. Lokman fragte, was in diesen Schläuchen enthalten sei? Man antwortete ihm: Wein. „Dann — sagte er — ist hier meines Bleibens nicht. Wo so gute Arznei in solcher Fülle vorhanden ist, da ist die Kunst des Arztes überflüssig.“ Und also sprechend verließ er die Stadt, trauernden Antlitzes.“

Ich habe diese Geschichte, genau wie sie hier erzählt ist, später

öfter in Tiflis gehört. Sie ist dort so in's Volk gedrungen, wie kaum eine andere Sage des Orients. Unter den Tifliser Weintrinkern ist es gäng und gebe zu sagen: „Wenn Lokmani Hekim (Arzt Lokman) den Wein das beste Heilmittel für Fischkrankheiten genannt hat, wie soll man da nicht die Klugheit der Georgier rühmen, die ihre Kinder schon von Jugend auf an den Genuß des Weines gewöhnen.“

Thatsache ist es — nebenbei bemerkt — daß in Georgien die Kinder oft schon in der Wiege Wein zu trinken bekommen.

* *
*

Nach Darlegung dieser georgisch-armenischen Version der Lokman-Sage (denn Geschichte kann man nichts von alledem nennen, was über Lokman bekannt geworden) bin ich es der großen Mehrzahl meiner Leser schuldig, auf die arabische Sage von Lokman zurückzukommen, derzufolge Lokman Abu Anam, mit dem Beinamen al Hakim (nach der türkischen Aussprache Hekim) d. i. der Weise (was zugleich den Begriff der Arzneikunde in sich schließt), als der einzige Fromme aus dem Stamme Ad, als dieser von Gott vertilgt wurde, am Leben blieb. Es wurde ihm von Gott die Wahl gelassen, ob er so lange leben wolle, als der Dunst von sieben Gazellen in einer Gebirgshöhle dauern würde, oder als sieben nacheinander folgende Geier lebten. Lokman Abu Anam wählte das Letztere und lebte darauf bis zur Zeit Davids, ja — nach andern Berichten — bis zur Zeit des Propheten Jonas. Und er hatte seine Wohnung zu Ramah bei Jerusalem, wo er auch begraben liegt.

Nach andern arabischen Schriftstellern war Lokman ein Weiser, hocherfahren in der Rechtskunde und als Richter im Lande lebend bis zu den Zeiten Davids, des Sänger-Königs. Noch andere Sagen lassen ihn einen Zimmermann, und wieder andere einen aus Egypten entlaufenen Sklaven gewesen sein, von schwarzer Farbe, mit dicken Lippen und Säbelbeinen. In ähnlicher Weise gehen die Vermuthungen fort bis in's Unendliche.

Bekannt ist, daß Lokman als Dichter der orientalischen Thierfabel von einigen Gelehrten (u. A. Ch. A. Neumann) für identisch gehalten wird mit Aesop, da die meisten arabischen Fabeln den griechischen sehr ähnlich sind. Ob nun die Griechen ihre Fabeln von den

Arabern entlehnt haben, oder die Araber von den Griechen? Ob Aesop vor Lokman gelebt oder Lokman vor Aesop? Ob der Lokman der Sage identisch sei mit dem Lokman des Koran? 2c. 2c. Ueber alle diese zweifelhaften Punkte sind eine Menge gelehrter Abhandlungen geschrieben worden, auf welche wir hier nicht näher eingehen können.

Wir bemerken hier nur zum Schluß, daß die 31. Sure des Koran den Namen Lokman als Ueberschrift trägt und daß hierdurch allerdings die Vermuthung einige Wahrscheinlichkeit erhält, es habe lange vor Muhamed ein Mann Namens Lokman gelebt, der durch seine Weisheit sich einen Namen im Lande zu machen wußte.

9) Ein Beweis besonderer Auszeichnung bei den Gebirgsvölkern sowohl des Ararat wie des Kaukasus.

10) Alef, der Anfangsbuchstabe des arabischen Alphabets, wird häufig von den Dichtern des Morgenlandes gebraucht, um den schlanken Wuchs eines Mädchens zu bezeichnen.

11) Schwarze Flecke gelten als eine Hauptzierde der Frauen im Orient. Diejenigen, welche von der Natur nicht mit dieser Zierde bedacht sind, suchen auf künstliche Weise solche Schönheitsflecke zu erzeugen, indem sie Stirn, Wangen, Kinn, Hals und Brust mit Nadeln durchstechen, und dann eine dunkelblaue Tinktur hineintröpfeln.

12) Bekanntlich beten die Kurden, welche größtentheils zu den Jesiden oder Teufelsverehrern gehören, gar nicht zu Gott, nach dem Grundsatze, der gute Geist werde ihnen ohnehin nichts zu Leide thun.

13) Vergl. Erman's Archiv 4. Heft 1842.

14) Es ist damit der David unserer Bibel gemeint, von welchem die georgische Dynastie der Bagratiden ihr Geschlecht herleitet.

15) Dies ist die georgische Form für die Namen David und Konstantin.

16) Das Volk der Georgier zerfällt in Thawads (Fürsten); Asnaours (Edelleute); Wadschars (Kaufleute); Mtschachurs (Dienst-eigene); Glechi (Edelleute); und Mona, oder eigentliche Sklaven.

17) Dieses bezieht sich auf eine orientalische Sitte (oder besser: Unsitte), worüber weitere Aufklärung für belesene Männer unnöthig, und für Damen ganz überflüssig ist. Leider bildet diese Unsitte auch noch heute eine Schattenseite georgischen Lebens.

18) S. Parrot, Reise zum Ararat I. 1. (1834).

19) Mtzchetha, alte Hauptstadt von Georgien, so benannt nach ihrem Gründer Mtzchethos, Sohn des Karthlos. Bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts nach Christi soll Mtzchetha die blühendste Stadt des Landes und Residenz der Herrscher gewesen sein. Um diese Zeit entdeckte der König Gurgarslan auf einem Jagdzuge die warmen Quellen des heutigen Tiflis und ließ daselbst eine Stadt bauen, welche er später zur Hauptstadt des Landes und zu seiner Residenz erhob.

20) Den Kopfputz ausgenommen, welcher die schon von Natur sehr kleine und unbedeutende Stirn der Georgierinnen noch bis zur Hälfte verhüllt.

21) Ich folge hier der Schreibweise, welche Brosset der Jüngere in seiner französischen Uebersetzung der geographischen und historischen Werke des Zaréwitsch Wachuscht eingeführt. Unter dem Volke hörte ich das Wort immer Uplos-Ziche aussprechen.

22) „In fernen Wildnissen, ungesehen von den Augen der Menschen, zieht sie ihre Blumen und breitet über die Erde ihr sammetnes Grün; klare Bäche rieseln durch die Wüsteinsamkeit — ihr musikalisches Wellengemurmel verhallt unverstanden von den Bewohnern der Wildniß.“

23) Zur kartwel'schen Race gehören:
a) die Georgier,
b) die Imerier,
c) die Gurier,
d) die Mingrelier,
e) die Suanen (Suaneten).

Alle diese Völker sind Zweige Eines Stammes und bildeten einst, nebst vielen andern, Einen großen Staatskörper, dessen Haupt Georgien war. Ebenso sind die Sprachen, die sie reden, Töchter Einer Mutter, der georgischen Sprache, deren Herrschaft sich während der kurzen Blütezeit Georgiens vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere, vom Terek bis zum Araxes erstreckte. Die Unterschiede, welche sich im Laufe der Jahrhunderte unter den Völkern kartwel'scher Race in Sprache, Physiognomie und Sitte erzeugt haben, sind das natürliche Resultat ihrer geographischen Lage, sowie des Einflusses, welchen sie bei ihrer steten Berührung mit den kriegerischen Nachbarvölkern ausgesetzt waren. S. darüber: Bodenstedt, die Völker des Kaukasus. 2. Aufl. Berlin bei Decker 1854.

24) „Das älteste Griechenland und die ältesten griechischen (ich sage nicht hellenischen) Städte sind nicht im Peloponnes, nicht in Attica oder Doris, sondern in den Thälern des Kaukasus zu suchen, so wie man dort auch die Namen Aethiopia, Europa, Lybia und die meisten Benennungen der Flüsse und Landstrecken des nachherigen europäischen Griechenlands zuerst entdecken kann. (Kanngießer, Alterthumswissenschaft T. II. p. 161 ff.) Hier war Trapezus am Meeresufer eine der frühesten Anlagen des alten pelasgischen Griechenvolks, und Eugenicus der Byzantiner und Bessarion der Trapezuntier sagen eine große Wahrheit, wenn sie dieselbe die älteste und berühmteste Stadt des Orients (im Sinne der Griechen) nennen. Den Zeitpunkt ihrer ersten Gründung chronologisch zu bestimmen, ist eine Unmöglichkeit. Er fällt weit über den Kreis der urkundlich bekannten Geschichte in das Gebiet der Sagenwelt hinüber, wo Sumpf und Finsterwald die Oberfläche des öden, von Wilden kümmerlich bewohnten Europa bedeckte, und die Thäler des kaukasischen Isthmus der westlichste Kulturpunkt des menschlichen Geschlechtes, der Occident desselben heißen konnten, dessen kleine Staaten in der Folge den Ueberfluß ihrer Bevölkerung in die leeren und unbekannten Gegenden abendwärts entluden. Daß diese Einwanderer häufig mit ihren Sitten zugleich die Benennung von Stadt, Fluß, Gebirg und Gegend aus der verlassenen Heimat in die neuen Wohnsitze übertrugen, liegt schon in der Natur einer Uebersiedelung in fremde Erdstriche, und wird auch dadurch noch beurkundet, daß man Städte- und Ländernamen, die ursprünglich am Kaukasus erscheinen, längs der ganzen Bergkette vom Schwarzen Meere bis zur Südspitze des Peloponnesus auf der einen, und bis zu den Säulen des Herkules auf der andern Seite wiederfinden kann.“

Fallmerayer, Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt. (München 1827.) p. 3.

25) Der nach dem Namen des Landes gebildete Titel, welchen die Fürsten oder Statthalter von Guria führten.

26) Georgische Silbermünze; ein Abbas hat den Werth von 6 Silbergroschen.

27) Maslenitza — Butterwoche, so heißt die Woche, welche den großen Fasten der Russen vorhergeht, und in welcher durchgängig sehr wüst gelebt wird, besonders in der handeltreibenden Klasse.

28) Korrumpirt von dem französischen Worte traiteur, und auch der Bedeutung dieses Wortes entsprechend.

29) Eine der Hauptstraßen der innern Stadt von Moskau.

30) Kitaïsky Gorod — die chinesische Stadt. So heißt die eigentliche City von Moskau.

31) Schaschka — Tscherkessensäbel.

32) Bekannter in der Türkei unter dem Namen Nekrassowzen.

33) In meinen früheren Schriften: „Die poetische Ukraine“ und „Die Völker des Kaukasus“ findet der Leser Ausführlicheres über die Kosakenstämme.

34) Samursachan erhielt seinen jetzigen Namen von einem aus der Königsfamilie von Abchasien stammenden Herrscher, Mursa-Chan.

35) Der Ausdruck Keef machen (keef élimäkj) ist bei den Türken und Tataren dem italienischen dolce far niente gleichbedeutend.

36) Eine genaue Abbildung des Tempels und seiner Umgebung findet der Leser in meinem Werke: „Die Völker des Kaukasus“ ꝛc.

37) Die Kirche wurde unter Justinian, folglich im sechsten Jahrhundert erbaut.

38) Seit dem im Herbst 1847 abgeschlossenen Traktat zwischen Tscherkessen und Russen wurde bekanntlich der Sklavenhandel eifriger als je getrieben, und von den Russen nicht allein geduldet, sondern auch begünstigt — weil es ihr Vortheil erheischte. Die Menschenliebe des Kaisers übte ihren Einfluß nur zu Gunsten der schwarzen Sklaven, weil diese dem russischen Interesse zu fern lagen.

39) Murawiew, einer der ausgezeichnetsten russischen Generale der neuesten Zeit.

40) Bey (Fürst), ein Titel, der hier dem Namen eines jeden bedeutenden Mannes angehängt wird.

41) Wird eigentlich geschrieben Arslan-Bey, d. h. der Löwenfürst. Ich habe die Schreibweise der üblichen Aussprache, Asslan, anbequemt.

42) Die Schapssuch sind die rohesten aller Tscherkessenstämme.

43) Unterkleid.

44) Delikan — ein junger Heißblut. Jeder rüstige junge Tscherkeß heißt ein Delikan.

45) Aelteste.

46) Die Tscherkessen bilden bei ihren Berathungen immer einen Kreis.

47) D. h. der einflußreichste und gewiegteste Redner im Rathe der waffentragenden Männer.

48) Medshillis — die Versammlung oder der Rath.

49) Atalik — Pflegevater. Die Söhne der Tscherkessen werden nicht bei den Eltern erzogen, sondern schon frühe in die Obhut eines Ataliks gegeben, wo sie bis zu ihrer Verheirathung bleiben.

50) Eine Art Branntwein.

51) Röcken.

52) Jedenfalls der ungünstigste Augenblick, um einen Tscherkessen zu sehen. Der Tanz ist die Glanzseite der Tscherkessen nicht. Jedes Volk hat seine unglücklichen Augenblicke, wo es außergewöhnlich dumm aussieht, so z. B. der Deutsche, wenn er sich barbieren läßt, der Russe wenn er betet, der Tscherkeß wenn er tanzt. Die armen Mädchen gerathen oft in Gefahr, zerquetscht zu werden bei diesem Vergnügen.

53) Herrin.

54) Arkan — eine Art Schlinge, welche die Tscherkessen immer mit sich führen und dieselbe schon auf einige Entfernung so geschickt zu werfen wissen, daß sie russische Soldaten damit in derselben Weise fangen, wie man in der Steppe die wilden Pferde fängt.

55) General Murawiew — einer der tapfersten russischen Offiziere, früherer Befehlshaber an der Tscherkessenküste.

56) Elborus.

57) Käbin — der Kaufpreis. Bei den Tscherkessen muß der Bräutigam die Braut vom Vater erkaufen. Nie bekommt ein Mädchen hier Vermögen mit. Ihre einzige Aussteuer besteht in Kleidern und Putzsachen. Eine Spekulationsheirath ist hier zu Lande etwas vollständig Unbekanntes. Der Werth einer Jungfrau richtet sich nach ihrem Stande, ihrer Schönheit und ihren häuslichen Tugenden. Wenn es daher bei den Tscherkessen heißt: das Mädchen ist tausend Ochsen werth! so ist das eine sehr schmeichelhafte Phrase, die aber ganz die entgegengesetzte Bedeutung hat wie bei den Engländern, wo das Werthsein bekanntlich den Besitz andeutet, wie z. B. he is worth a million: er ist ein Millionair.

58) Schleier. Mit dem Eintritt in die Ehe müssen die Frauen den Schleier anlegen.

59) Aoul — Tscherkessendorf.

60) Die Völker des Kaukasus rc. rc. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. 2. Aufl. Berlin bei Decker. 1854.

61) Vergl. das mythologische Fragment im 2. Kap. des 2. Bandes der „Völker des Kaukasus“.

62) Ich theile den französisch geschriebenen und mit einigen russischen Phrasen durchflochtenen Brief Gleboff's hier mit, ohne an den darin vorkommenden sprachlichen Unrichtigkeiten etwas zu ändern.

Ce 9. Octobre 1843.

Mon cher Bibikoff!

Je crains que ce billet ne tombe dans les mains de cet animal Attachikoff, car il m'est défendu d'écrire autrement qu'en russe. J'ai éprouvé les sensations d'être fouetté, même plusieurs fois; vous concevez donc bien d'où vient cette crainte. **Нoгайка не свой брать.** [1]) Voilà les prix marqués par ces gueux pour notre délivrance: ma personne est estimée à deux mille roubles argent; votre garçon cent roubles argent. Ils ont baissé furieusement le prix, mais auparavant le dégagement, ou plutôt le rachât, s'élevait à 15000 roubles. Ils céderont encore. Si on pouvait arranger un échange ou troque contre le prisonniers qui se trouvent chez nous? Cela ne serait pas mal. Mais au plus vite! car cette maudite existence, avoir bras et jambes liées, cravate de fer au cou, tout cela, vous conviendrez, ne présente pas beaucoup d'agréments; d'ailleurs, se trouver sous la dépendance de ce misérable Attachikoff me rend la vie plus que dure. Comme de raison tous ce que je possédais, l'argent ainsi que les papiers sont tombés dans les pattes de ce traitre, décachetés et lus, outre le rapport dans lequel il s'agissait de Salitoff, que j'ai brulé, et encore un assignat de cent roubles. Cet argent appartenait probablement à Alexandre Ivanovitsch; je l'ai fourré sous le pan de mon surtout, le seul vêtement qui me reste. D'abord j'ai cru que le contenu

1) Nogaika ne sswoi bratj: Die Nogaika (Peitsche) ist nicht mein Bruder; d. h. ich mag nichts damit zu schaffen haben.

de ces papiers produirait un certain effet. Non! après les avoir lu, il me demandait; **только то? поклонисъ покорнеише Алекс: Семен:**[1]) et prie le, mon cher ami, d'être mon defenseur auprès d'Alex. Ivanovitsch[2]). Il pourrait croire, que j'ai été fait prisonnier faute de mon étourderie. Je n'avais pas de convoi, oui! mais qui aurait pu croire qu'à 40 verstes de Stavropol, en plein jour, sur la grande route, les brigands pourraient me saisir! Jamais cette idée ne m'est venue, surtout à moi, qui ai fait cette route peut-être une vingtaine de fois. Durant mon séjour ici j'ai amassé des connaissances des nouvelles que je vais vous donner: J'ai traversé le pays des Carbadiens fugitifs; j'y rencontrais nos soldats et c'est de ces fuyards que j'ai pris ces renseignements; quelques uns des habitants m'ont récité la même chose. Chamil a l'intention de tomber avec toutes ses forces sur la petite Cabarda: les Abaséks doivent le secourir de ce côté, car il n'attend que le moment favorable pour exécuter son projet: au reste, ce n'est pas une nouvelle, on s'attend à cela depuis très-longtemps. Quant au secours des Abaséks — **ну гдѣ мнѣ дуракимъ питъ чай? да еще цьѣтный!**[3]) Encore une prière: N'oubliez pas de rappeller Verbitzky au souvenir d'Alexandre Ssemenovitsch. **Брата не забютъ.**[4])

Tout à toi

Michel.

Je serais resté ici en cas que les autorités trouveraient utile la prolongation de mon séjour dans ce pays. En tout cas je voudrais bien retourner.

Gléboff.

1) Tolko to? — blos das? — pokloniss pokornéische u. s. w.: grüße ergebenst Alexander Ssemenowitsch. Es ist damit General Traskin gemeint, der damalige Chef des Generalstabs in Tiflis. Traskin fiel später in Ungnade und wurde zur Strafe als Kurator an die Universität von Charkow versetzt.

2) Es ist damit H. v. Neidhart, der damalige Oberbefehlshaber, gemeint.

3) Nu gdjé mnjé durakim pitj tschai? Wo soll ich armer Schelm jetzt Thee trinken? da jeschtscho zwétnuy! und noch obendrein Blütenthee!

4) Brata ne sabütj — vergiß meinen Bruder nicht (zu grüßen).

63) S. mein Buch: „Die Völker des Kaukasus“ wo die ganze Kriegsgeschichte nach den Quellen dargestellt ist.

64) So genannt nach dem General Golowin, ehemaligen Ober-Befehlshaber im Kaukasus. Mehrere der oben angeführten Festungen haben ihren Namen von kaukasischen Generälen erhalten, wie z. B. Lasarew, Weljaminowskoje u. s. w.

65) Tschekjdermeh's — so heißen die kleinen Schiffe, welche die Verbindung zwischen Türken und Tscherkessen unterhalten. Sie sind flach und niedrig gebaut, so daß sie leicht an's Land gezogen werden können.

66) Tschotka — eine Art Rosenkranz, welche die Georgierinnen übrigens nicht zum Beten, sondern blos zum Spielen gebrauchen, welcher bei ihnen gleichsam die Stelle des Strickstrumpfs ersetzt.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).



Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Vierter Band.



Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Vierter Band.



Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Russische Dichter.

Deutsch von

Friedrich Bodenstedt.

I.

Alexander Puschkin.

Erster Band.

Berlin  1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).



Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung IX

I. Lyrisches und Epigrammatisches.

Der Engel 3
Ständchen 4
Die Schönheit vor dem Spiegel 5
Der Talisman 5
Der Sturm 7
Aus fremdem Land, von meinem Herzen 9
Antwort an F. T. 10
Gold und Stahl 10
Ein frohes Mahl 11
Der Namenstag 11
Ex ungue leonem 12
O sing' Du Schöne, sing' mir nicht 12
Einsamkeit 13
Die längst verscholl'ne Lust vergangner Tage 15
Der Dichter 16
Die Wolke 17
Georgia's Hügel ruhn im nächt'gen Schlummer 27
Ich liebte Dich: vielleicht ist dieses Feuer 18
Der Antschar 18
Den Verläumdern Rußlands 20
Das Denkmal 22

Seite

II. Volksthümliches.

Lied von dem wahrsagenden Olèg 25
Märchen vom Fischer und dem Fische 30
Märchen vom Zar Saltan, von seinem Sohne, dem berühmten und mächtigen Ritter Fürst Gwidon, und von der wunderschönen Schwanenprinzessin oder Zarentochter Lebed 39
Märchen von der todten Zarentochter und den sieben Rittern . 78

III. Balladen.

Budryß und seine Söhne 103
Der schwarze Shawl 106
Der Ertrunkene 108
Die bösen Geister 111
Der Husar 113
Die beiden Raben 117
Der Wojewode 118

IV. Größere Dichtungen epischer Gattung.

Der Springquell von Bachtschißaraï 123
Das Räuberbrüderpaar 154
Graf Nulin 164
Poltawa, in drei Gesängen:
Erster Gesang 181
Zweiter Gesang 201
Dritter Gesang 222

Einleitung.



Einleitung.

Alexander Sergéjewitsch Puschkin, geboren am 26. Mai 1799, war der Sprößling eines alten, weitverzweigten, in der Geschichte Rußlands vielgenannten Geschlechts. Mütterlicher Seits stammte er von einem Mohren, Hannibal mit Namen, ab, den Kaiser Peter der Große als Sklaven jung kaufte, und für den Staatsdienst ausbilden ließ, in welchem er es bis zum Range eines Generals brachte. Ein Puschkin, Urgroßvater des Dichters, heirathete die Tochter Hannibal's.

Unser Dichter erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause, wo er gleichsam spielend Französisch und Italienisch lernte und überhaupt schon früh die glücklichsten Anlagen offenbarte. Dagegen wird von seinem Fleiß im Lyceum zu Zarskoje-Selo, welches er im Jahre 1811 bezog, nicht viel Rühmens gemacht. Doch zogen sein Geist und seine Gedichte schon damals die Aufmerksamkeit des berühmten Derscháwin auf sich, so daß der greise Dichterfürst, bei Gelegenheit eines Examens im Lyceum, wo Puschkin ein eigenes Gedicht vortrug, begeistert seine Hände auf des jungen Schülers Haupt legte und ihn förmlich zum Poeten einsegnete.

Im Allgemeinen scheint Puschkin's Aufenthalt im Lyceum ein wohlthuender und ihn glücklich für seine Laufbahn vorbereitender gewesen zu sein, da er sich immer mit Liebe daran erinnerte und gern und häufig Gelegenheit nahm, jene Zeit in seinen Liedern zu verherrlichen.

Wenn man in Puschkin's Nachlaß blättert und die Menge — mitunter sehr hübscher — Gedichte liest, die sich aus seinen Knaben- und Jünglingsjahren erhalten haben, so begreift sich's leicht, daß ihm bei einer so fruchtbaren poetischen Thätigkeit wenig Zeit zu ernstern Studien übrig bleiben konnte. Unter diesen Jugendgedichten befinden sich auch einige in französischer Sprache geschriebene, wovon Eines hier deshalb seinen Platz finden möge, weil der Dichter sich selbst darin beschreibt.

»Vous me demandez mon portrait,
Mais peint d'aprés nature;
Mon cher, il sera bientôt fait,
Quoique en miniature.

Je suis un jeune polisson
Encore dans les classes;
Point sot: je le dis sans façon,
Et sans fades grimaces.

Onc il ne fut de babillard,
Ni docteur en Sorbonne, —
Plus ennuyeux et plus braillard
Que moï-même en personne.

Ma taille à celle des plus longs
Ne peut être égalée;
J'ai le teint frais, les cheveux blonds
Et la tête bouclée.

J'aime le monde et son fracas,
Je hais la solitude;
J'abhorre et noises et débats,
Et tant soit peu l'étude.

Spectacles, bals me plaisent fort,
Et d'après ma pensée,
Je dirais ce que j'aime encore . . .
Si je n'étais au lycée.

Après, mon cher, il te suffit,
L'on peut me reconnaître.
Oui! tel que le bon Dieu me fit,
Je veux toujours paraître.

Pour la malice un diablotin,
Vrai singe par la mine,
Perdant son grec et son latin:
Ma foi — voilà — Pouchkine.«

Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß Puschkin während seines Aufenthalts im Lyceum weder durch großen Fleiß, noch durch ein ernstes Streben, wohl aber durch überlegenen Verstand und ein außerordentliches Gedächtniß sich ausgezeichnet habe. Dupont sagt in seiner aus den besten Quellen geschöpften Lebensbeschreibung Puschkin's: »Alle seine Kameraden, selbst diejenigen nicht ausgenommen, welche sich wenig um die Literatur bekümmerten, liebten ihn seiner Lebendigkeit und seines offenen, aufrichtigen Charakters wegen und anerkannten die Ueberlegenheit seines Geistes. Eine ritterliche Ehrenhaftigkeit war schon in früher Jugend der Grundzug seiner Handlungen und blieb es bis zu seinem Tode, trotz aller Wechselfälle und Prüfungen, die das Leben ihm bot. Abgesehen von seinem poetischen Talente hatte die Natur ihn mit großem Scharfsinn und einem seltenen Gedächtnisse begabt. Eine Lektüre, eine Unterhaltung, jede gedankenvolle Betrachtung grub sich auf immer seinem Gedächtnisse ein. Trotz seiner Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit zog er doch mehr wirklichen Nutzen aus dem Unterricht seiner Lehrer, als seine fleißigeren Mitschüler.

»Aber seine glänzenden Fähigkeiten und seine erhabenen Gedanken über die Bestimmung des Menschen und Staatsbürgers konnten ihn nicht vor Fehlern bewahren, die seinem Dichterberufe hemmend in den Weg traten. Er überließ sich

gar zu leicht unnützen (um nicht zu sagen: unwürdigen) Zerstreuungen. Er hatte nicht jene Beständigkeit der Arbeit, nicht jene Innerlichkeit der Anschauung, nicht jenes ausdauernde ernste Streben nach einem hohen, fernen Ziele, wodurch sich gewöhnlich die Auserwählten der Muse von der Menge unterscheiden. Er ließ sich zu sehr vom Augenblick beherrschen und verlor zu leichten Sinnes seine Zeit in nichtigen Vergnügungen.«

Kaum achtzehn Jahre alt (1817) vertauschte Puschkin seinen Aufenthalt im Lyceum mit einer Anstellung im Ministerium des Auswärtigen, und aus der fast klösterlichen Zucht russischen Studentenlebens trat er plötzlich in das rauschende Getriebe der Petersburger »großen Welt.« Dienstgeschäfte scheinen ihn während der drei Jahre, die er solchergestalt in Petersburg verlebte, wenig geplagt zu haben; wenigstens ist in dem, was er selbst und was seine Freunde aus jener Zeit berichten, nirgends die Rede davon. Es erscheint vielmehr unzweifelhaft, daß man ihm von allen Seiten fördernd und freundlich entgegenkam und daß er zur Entwicklung seines Talents wie zur Befriedigung seiner Neigungen einen so freien Spielraum und so günstige Verhältnisse fand, wie sie die nordische Hauptstadt zu bieten vermochte. Schon vom Lyceum her durch seine poetische Begabung auf das Vortheilhafteste bekannt, in den aristokratischen Kreisen heimisch durch seine Geburt und einflußreichen Familienbeziehungen, ein Liebling Dershawin's und Shukowsky's, der damals gefeiertsten Dichter seines Landes, nahm Puschkin von vornherein eine hervorragende Stellung ein, wurde von vornherein der Gegenstand allgemeiner Auszeichnungen und hochgespannter Erwartungen.

Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er, mit Vernachlässigung aller ernsten Gedankenarbeit, zu sehr den Zerstreuungen des Tages nachging und so, berauscht von dem leicht erworbenen Beifall seiner Freunde, sein Streben nicht auf Höheres richtete.

Uebrigens wußte Puschkin schon damals sehr wohl die Arbeit von den Vergnügungen zu sondern, wie seine aus jener Zeit stammenden Dichtungen deutlich genug darthun. Es ist für mich eine ausgemachte Sache, daß er mehr Leichtsinn zur Schau trug, als ihm wirklich eigen war. Junge Dichter gefallen sich gar häufig darin, ihre Schöpfungen für bloße Improvisationen, bloße Erzeugnisse momentaner Begeisterung auszugeben und die zum Gedeihen jedes wirklichen Kunstwerkes unerläßliche, ernste Gedankenarbeit vor der bewundernden Menge zu verbergen, welche nicht weiß, daß noch kein Improvisator ein großer Dichter geworden.

Puschkin hatte schon in seinem einundzwanzigsten Jahre eine größere Dichtung vollendet (Rußlán und Ljudmila), welche in jeder Beziehung ein wirkliches Kunstwerk genannt zu werden verdient und welche der beste Beweis für meine Behauptung ist: daß er recht gut wußte, worauf es ankam, und daß er auch schon in seinen Jünglingsjahren höhere Interessen verfolgte, als die nichtigen Zerstreuungen eines glänzenden Salonlebens.

Mehr noch, als durch seine epische Erstlingsarbeit, erwarb sich Puschkin begeisterte Anhänger in allen Ständen durch seine censurwidrigen, bis auf den heutigen Tag ungedruckt gebliebenen, politischen Gelegenheitsgedichte, welche als poetischer Ausdruck der damaligen Stimmung eines großen Theils des Volkes, in vielen Tausenden von Abschriften über das ganze weite Russenreich verbreitet wurden. Um diesen Erfolg zu verstehen, welcher nach meinem Dafürhalten zum geringsten Theile in den poetischen Schönheiten der betreffenden Gedichte zu suchen ist, muß man sich in die Zeit zurückversetzen, wo der vom Kaiser Alexander I. selbst genährte Liberalismus in Rußland, besonders in den höheren Schichten der Bevölkerung, jene gewaltige socialistische Gährung erzeugte, welche in der Petersburger Revolution von 1825 zum Ausbruch kam.

Als Puschkin, in dem unreifen Alter von achtzebn Jahren,

wo eine eigene politische Ueberzeugung wohl noch zu den Unmöglichkeiten gehört, in die Petersburger Gesellschaft trat, war hier die revolutionäre Stimmung so vorherrschend, daß Puschkin unwillkürlich von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen wurde und sich in jugendlicher Begeisterung zu ihrem poetischen Organe machte.

Aus jener Zeit datiren seine glutvollen, Herwegh's »Lieder eines Lebendigen« an Leidenschaftlichkeit noch übertreffenden politischen Gedichte, von welchem eines, überschrieben »Ode an die Freiheit«, in die Hände des Kaisers gelangte und die Verbannung Puschkin's nach Bessarabien zur Folge hatte.

»Auf seinen Reisen [sagt einer der frühesten Biographen Puschkin's*)] mochte der Dichter wieder übermüthig geworden sein, denn im Jahre 1824 wurde er auf Befehl des Kaisers auf sein, in der Nähe von Pskoff belegenes Landgut Michaïlowsk verbannt, wo er zwei Jahre mit poetischen Arbeiten und ernsten Studien der russischen Geschichte, sowie des russischen Volkslebens, von aller Zerstreuung fern, sehr einsam verlebte. Als Seine Majestät der Kaiser Nikolaus aber im Jahre 1826 zur Krönung in Moskau war, ließ derselbe den Dichter unerwartet aus seinem Exil durch einen Feldjäger nach Moskau holen und vor sich erscheinen, um ihm die Freiheit zu schenken, welche Puschkin sogleich zur Herausgabe der auf dem Lande geschriebenen Sachen und zu weiteren Ausflügen benutzte, um sein Vaterland und sein Volk noch näher kennen zu lernen.«

Um diese Zeit (1826) war schon ein großer Theil des Versromans »Eugen Onägin«, so wie das historische Drama »Boriß Godunoff« vollendet, welches jedoch erst mehrere Jahre später im Druck erschien, während »Eugen Onägin« in ein-

*) Der mir mit seinem vollen Namen unbekannte E. v. O., der im Jahre 1840 bei Gropius in Berlin eine kleine Auswahl Puschkin'scher Dichtungen in ungereimter Uebersetzung erscheinen ließ.

zelnen Gesängen veröffentlicht wurde, wovon jeder eine so begeisterte, bis dahin im russischen Buchhandel unerhörte Aufnahme beim Publikum fand, daß, abgesehn von den gedruckten, immer in wenigen Wochen vergriffenen Auflagen, zahllose Abschriften davon ihren Weg durch ganz Rußland, und überall eifrige Käufer fanden*) ...

Nach der Begnadigung und außerordentlich huldvollen Aufnahme, die ihm vom Kaiser Nikolaus in Moskau zu Theil geworden, kehrte Puschkin nach Petersburg zurück, wo er bald darauf mit einem Gehalte von 6000 Rubel zum Historiographen Peter I. ernannt wurde und später auch den Titel eines kaiserlichen Kammerjunkers erhielt. Ueber seine Ernennung zum Kammerjunker — eine Würde, die den Neigungen des Dichters wenig entsprochen haben soll — erzählt man sich in Rußland eine Menge wunderlicher Anekdoten, welche ich jedoch, als nicht wesentlich zur Sache gehörend, hier mit Stillschweigen übergehe.

Dagegen kann ich nicht umhin, der verschiedenen Urtheile Erwähnung zu thun, welche russischerseits über Puschkin's Leben am Hofe, wo er sich fortwährend der besondern Gunst und Auszeichnung seines Monarchen zu erfreuen hatte, gefällt wurden.

Die unterdrückte revolutionäre Partei, die ihn als ihren poetischen Wortführer betrachtet und ihm als solchen seine ersten Triumphe bereitet hatte, nannte ihn jetzt geradezu einen Verräther an der Sache der Freiheit. Andere, welche minder

*) Der Petersburger Professor Dupont berichtet in der Einleitung (S. 16) zu seiner französischen Ausgabe der Werke Puschkin's wörtlich: »Oniéguine passa dans les entretiens populaires. A l'époque même où l'auteur ne l'avait pas encore publié en entier, la vente des chants séparés créait un commerce avantageux pour les copistes, qui débitaient leurs cahiers dans les capitales et dans les foires intérieures de la Russie.«

hart urtheilten, glaubten doch wahrzunehmen, daß der Dichter im Hofmanne ganz untergegangen sei; — und da Puschkin in seiner neuen Stellung sich den historischen Studien eifriger zuwandte als je und demzufolge in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus der Verbannung wenig Zeit zu größeren poetischen Arbeiten fand, so wurde es selbst in weiteren Kreisen zu einem stehenden Urtheil: daß die Strahlen der Hofgunst sein frisches Talent verdorrt hätten und daß von ihm als Dichter nicht viel mehr zu erwarten sei.

Wie die Einen und die Andern sich in dem Dichter täuschten, werden wir später bei der zusammenhängenden Beurtheilung seiner Werke sehen, wovon das Beste und Reifste eben der letzten Schöpfungsperiode Puschkin's angehört.

Und in Bezug auf die ihm, gewiß mit Unrecht, vorgeworfene Sinnesumwandlung läßt sich bemerken, daß man ein sehr ehrenfester Charakter sein und doch im Alter von sechsundzwandzig Jahren ganz andere politische Ansichten haben kann als man im Alter von achtzehn Jahren hatte. Sehr bezeichnend scheint mir, was Wolfsohn*) über diesen Punkt sagt: »Puschkin, der eine gesunde, praktische Fernsicht besaß, und dessen frühgereifter Charakter von Anfang an aller Schwärmerei abhold war, nahm von dem politischen Zündstoffe, der sich unter Alexander's Regierung in exaltirten Köpfen häufte und nachher in so traurigen Ereignissen ausbrach, nicht mehr in sich auf, als eben zu dem Feuerwerk einiger kühnen, glänzenden Verse hinreichte, zu den Ausflüssen seines jeweiligen, poetischen Uebermuths. Sehr bündig giebt er einmal den Literaten zu bedenken, daß Aeußerlichkeiten so wenig die Gesinnung machen, wie das Kleid den Mann, daß in den Zei-

*) In der Einleitung zu seiner vortrefflichen Uebersetzung der Puschkin'schen Novelle: „Die Kapitänstochter.“ S. „Rußlands Novellendichter“ 1. Bd. S. 262 (Leipzig 1851).

ten Horazischen Lobsanges auf Fürsten und Große gar mancher stolze, edle Trotzkopf über panegyrische Oden und devotklingende Zueignungen nachgedacht, während in unseren Tagen oft die kriechendste Gemeinheit sich hinter liberale Spiegelfechterei versteckt. Lomonossoff — erzählt er — welcher den Grafen Schuwaloff »den Beschützer der Musen, seinen hohen Patron« genannt, habe, als sich derselbe einen Scherz mit ihm erlaubt, rund heraus erklärt: »Ich, Excellenz, will nicht blos keines irdischen Machthabers, sondern selbst meines Herrgotts Narr nicht sein.« So — ruft Puschkin aus, nachdem er noch einen andern Zug von Lomonossoff's würdevollem Charakter mitgetheilt — so handelte dieser devote Hofsänger und Hofidyllist! »Daraus« — fährt er fort — »daß unsere modernen Schriftsteller keine vornehme und reiche Gönnerschaft suchen, was in Rußland schon deshalb nicht geschieht, weil sie selbst meist vornehm und reich sind, folgt keineswegs, daß sie freisinniger sind als Lomonossoff und Aehnliche. Wie mancher Autor, der bei dem bloßen Gedanken erröthet, sein Werk einem höher gestellten Manne zu dediciren, schämt sich doch nicht, vor aller Welt einem Journalisten die Hand zu drücken, den die öffentliche Meinung gebrandmarkt, der aber seinem Buche schaden oder durch Lobhudelei nützen kann. Der elendeste Skribent, der im Privatleben jeder Gemeinheit fähig ist, predigt heutzutage laut Unabhängigkeit und schreibt anonyme Pasquille auf Männer, vor denen er in ihrem Kabinete kriecht.«

* * *

Das erste Resultat der historischen Studien Puschkin's war seine »Geschichte des Pugatschew'schen Aufstandes,« worin er sich als ein Meister des historischen Stiles zeigt. Die poetischen Eindrücke, welche die Geschichte Pugatschew's in ihm erzeugte, verarbeitete er in der schon früher erwähnten unübertrefflichen Novelle: »Die Kapitänstochter.«

Im Laufe des Jahres 1827 ließ er außer dem dritten Gesange von »Eugen Onägin« auch »die Zigeuner,« «das Räuberbrüderpaar« und »Graf Nulin« erscheinen, erzählende Dichturgen, welche sämmtlich schon vor seiner Rückkehr nach Petersburg entstanden waren.

Die Art seines Lebens und Arbeitens während seines zweiten Aufenthalts in der Hauptstadt war folgende: Er stand sehr früh auf, arbeitete unausgesetzt bis zwei oder drei Uhr Nachmittags, ging dann ein paar Stunden spazieren oder machte sich auf andere Weise, durch Reiten, Fechten, Turnen — Leibesübungen, die er sehr liebte und in welchen er ein Meister war — eine heilsame Bewegung, dinirte dann mit großem Appetite und brachte den Abend meistens in befreundeten Familien oder andern geselligen Kreisen zu. Hin und wieder wurde die Einförmigkeit dieses Lebens durch einen Ausflug aufs Land, ein paar Mal durch einen längeren Aufenthalt in seiner Lieblingsstadt Moskau unterbrochen.

Der Herbst, den er mehr als Frühling und Sommer liebte, war für ihn auch die günstigste und fruchtbarste Zeit seines poetischen Schaffens. Um diese Zeit kam Alles in ihm zur Reife, was er im Laufe des Jahres gedacht, gelebt und gelernt hatte. Um die Mitte September verließ er Petersburg, um bis zur Mitte Dezember ganz seiner Freiheit und seiner Muse zu leben. Er pflegte diese Zeit auf seinem Landgute Michaïlowsk, im Gouvernement Pskoff, zuzubringen, und zwar in der größten Einsamkeit, ohne andere Gesellschaft als seine alte Amme, die er wie eine Mutter verehrte und der er immer vorlas was er Neues geschaffen hatte, wie einst Molière seiner Magd.

Puschkin hatte eine absonderliche Vorliebe für schlechtes Wetter. Trockene Luft und Sonnenschein waren ihm unbehaglich, stimmten ihn trübe. Am wohlsten fühlte er sich, wenn der Himmel sich mit Wolken umzog, wenn es draußen stürmte und plätscherte. An solchen Tagen schuf er am leich-

testen und glücklichsten. Die kurze Glut des Sommers war seinem poetischen Schaffen eben so ungünstig wie die lange Kälte des Winters, und der Frühling stimmte ihn immer melancholisch.

Puschkin besaß auf dem Lande eine sehr ansehnliche, wohlausgewählte Bibliothek, die er fortwährend bedacht war durch neue Schätze zu vermehren. In seinem Bedürfniß gute Bücher anzuschaffen, verglich er sich einem Glaser, den sein Handwerk zwinge, Diamanten zu besitzen.

Im Jahre 1829 erschien Puschkin's historische Dichtung »Poltáwa« und eine neue Ausgabe seiner zerstreuten kleineren Gedichte in zwei Bänden. Auch die dramatische Dichtung »Boriß Godunoff« wurde jetzt zum Drucke vorbereitet. Alle diese Sachen wurden gleichsam unter persönlicher Mitwirkung des Kaisers veröffentlicht. Es soll sich damit folgendermaßen verhalten haben. Verschiedene der Puschkin'schen Geisteskinder waren — von der plumpen Censurscheere beschnitten — so verstümmelt ans Licht der Welt getreten, daß der Dichter schwur, lieber nichts mehr drucken zu lassen, als seine Schöpfungen von der Censur verstümmelt zu sehen.

So verging eine geraume Zeit, in welcher nichts von Puschkin erschien, außer den kleinen, pseudonym geschriebenen Jahresbeiträgen, welche er regelmäßig für die von seinem Freunde Delwig redigirten »Blumen des Nordens« lieferte.

Auf die Frage des Kaisers, warum so lange nichts Neues von ihm im Druck erschienen sei, soll Puschkin nach einigem Zögern geantwortet haben: »Sire, weil ich mit der Censur nichts zu thun haben mag!«

Darauf soll der Kaiser den Dichter bei der Hand genommen und lächelnd zu ihm gesagt haben: »Nun, beruhige Dich, Alexander Sergéjitsch, ich werde künftig selbst Dein Censor sein!«

Thatsache ist, daß fortan alle Manuskripte des Dichters

durch die Hände Sr. Majestät in die Druckerei wanderten und daß auch die spätere Gesammtausgabe von Puschkin's Werken alle ihre Ausstellungen und Censurlücken von kaiserlicher Hand erhielt.

Wie bedauerlich auch diese Lücken erscheinen mögen, da sie häufig geradezu den Zusammenhang unterbrechen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Censur des mächtigen Selbstherrschers verhältnißmäßig mit großer Milde geübt wurde. Stellen z. B. wie die Schlußstrophe des sechsten Buchs von »Eugen Onägin« würden vor der Scheere eines gewöhnlichen Censors schwerlich Gnade gefunden haben.

* *
*

Im Jahre 1829 folgte Puschkin, der sich auf die Dauer in der Einförmigkeit des Petersburger Lebens unbehaglich fühlte, dem Siegeszuge des Feldmarschalls Paskjéwitsch nach Erserum. Er sah den größten Theil der an großartigen Naturschönheiten so reichen Länder wieder, die ihn schon in früheren Jahren gefesselt und begeistert hatten; er durchzog die Steppe, den Kaukasus, Georgien und einen Theil von Armenien, und seine in musterhafter Prosa geschriebene Schilderung dieses erlebnißreichen Zuges erinnert durch ihren einfachen, edlen Stil und ihre durchsichtige Klarheit der Darstellung lebhaft an Göthe's italienische Reise.

Zurückgekehrt vom Kaukasus, dachte Puschkin ernstlich daran, sich zu verheirathen, und begab sich im Frühjahr 1830 auf sein Gut Boldino, im Gouvernement Nischny-Nowgorod, um seine ökonomischen Angelegenheiten zu ordnen. Hier blieb er, da inzwischen in der Hauptstadt die Cholera wüthete, den ganzen Sommer hindurch, und wie wenig ihn seine Liebe in seinen literarischen Arbeiten störte, geht aus einem Briefe hervor, den er von Moskau aus, wo er im Herbst seine Ver-

lobte besuchte, an einen Freund in Petersburg richtete: — — »Ich kann Dir im Vertrauen sagen, daß ich in Boldino fleißiger und fruchtbarer gewesen bin als jemals zuvor. Lies und staune, wenn ich Dir die Früchte meines diesjährigen Schaffens der Reihe nach aufzähle: Zunächst habe ich die beiden letzten Gesänge meines »Eugen Onägin« vollendet und für den Druck vorbereitet; dann habe ich eine poetische Erzählung: »Das Häuschen in Kolomna,« in achtzeiligen Stanzen geschrieben, nebst einer Reihe dramatischer Scenen: »Der geizige Ritter,« »Mozart und Salieri« und: »Ein Fest in der Pestzeit.« Zwischendurch sind auch gegen dreißig kleinere Gedichte entstanden. Doch dies ist noch nicht Alles: ich habe auch (aber das muß Geheimniß bleiben) fünf Erzählungen in Prosa geschrieben (Erzählungen von Belkin), welche für Delwig bestimmt sind.« —

Baron Delwig, eine literarische Notabilität in Rußland, Herausgeber der »Blumen des Nordens« und seit 1830 auch der »literarischen Zeitung,« an welchen beiden Blättern Puschkin sich lebhaft betheiligte, war einer der vertrautesten Freunde des Dichters, dessen Seele so an ihm hing, daß er sich lange nicht darüber zu trösten vermochte, als er Delwig am 14. Januar 1831 durch den Tod verlor. Alle Briefe, in welchen Puschkin über diesen, ihm unersetzlichen Verlust spricht, drücken die tiefste, zärtlichste Betrübniß aus. In einem dieser Briefe, vom 31. Januar, heißt es unter Anderm: »Ich kannte Delwig schon vom Lyceum her. Ich war gleichsam der erste Zeuge der Entwicklung seiner poetischen Seele und seines schönen Talents, das man lange nicht nach Gebühr gewürdigt hat. Ich las mit ihm gemeinschaftlich Dershäwin und Shukowsky. Ich unterhielt mich mit ihm über Alles, was Herz und Gemüth bewegt. Sein Leben war ein reiches — nicht an romantischen Ereignissen, sondern an schönen und tiefen Gefühlen, an Vertrauen und klarem Verstand und Verständniß.«

Schon im folgenden Monate war Puschkin's Hochzeit. In einem kurz nachher (am 22. Febr.) geschriebenen Briefe heißt es: »Ich bin verheirathet. Mein einziger Wunsch ist jetzt, daß nichts an meinem Leben sich ändere. Diese neuen Verhältnisse sind mir so ganz ungewohnt, das ich mir vorkomme wie in einem ganz neuen Leben wandelnd. Die Erinnerung an Delwig ist der einzige Schatten meiner sonst himmelklaren Existenz.«

Puschkin wollte für die Familie seines verstorbenen Freundes selbst die Redaktion der »Blumen des Nordens« übernehmen und fing an, mit allem Eifer Beiträge zu sammeln, so wenig ihm auch innerlich dergleichen Geschäfte zusagten. Der Aufenthalt in Moskau, den er bis zum Mai ausdehnte, gefiel ihm außerordentlich. Nichtsdestoweniger freute er sich auf seine Rückkehr nach Zarskoje-Sselo (bei Petersburg), wo er schon früher glückliche Tage verlebt hatte. In einem (vom 26. März datirten) Briefe an denselben Freund, an welchen auch die oben auszugsweise mitgetheilten Briefe gerichtet sind, sagt er: »So werde ich denn den Sommer und Herbst in meiner begeisternden Einsamkeit, unfern der Hauptstadt, in den Erinnerungen alten und im Genusse neuen Glücks und gesegnet mit allen Annehmlichkeiten des Ehestandes verleben. Ich werde Dich und Shukowsky jede Woche sehen. Petersburg ist ganz in der Nähe. Das Leben dort ist billig; Equipage brauche ich nicht zu halten. Was bleibt mir noch zu wünschen übrig?«

Puschkin täuschte sich nicht in seinen Erwartungen; dieser Sommer war einer der glücklichsten seines Lebens. Shukowsky hatte ebenfalls seinen Wohnsitz in Zarskoje-Sselo aufgeschlagen; beide Dichter lebten im freundschaftlichsten Verkehr und wetteiferten in poetischen Erzeugnissen.

Aus dieser Zeit datiren die im volksthümlichen Tone geschriebenen »Märchen vom König Saltan, — von der todten

Zarentochter« u. A.; ferner zwei politische Gedichte: »An die Verläumder Rußlands« und der »Jahrestag von Borodino,« wozu Puschkin durch die damals in Frankreich und Deutschland herrschenden Zeitstimmungen angeregt wurde.

In demselben Jahre begann Puschkin seine Geschichte Peters des Großen, eine Arbeit, welche leider unvollendet blieb, obgleich sie — nur unterbrochen durch weitere poetische Erzeugnisse — ihn bis zum Ende seines Lebens beschäftigte.

Im Jahre 1833 erschien der dritte Theil seiner kleineren Gedichte und der letzte Band der »Blumen des Nordens.«

Die historischen Forschungen, denen er den größten Theil des Tages in den Archiven oblag, fingen bald an ihn herzlich zu langweilen, und statt seine Thätigkeit zu begrenzen und unablässig das eine vorgesteckte Ziel: die Geschichte Peters des Großen, zu verfolgen, zersplitterte er sich in hundert andern Plänen und Entwürfen. Das Studium der Geschichte fesselte ihn nur so weit es seine Muse neu befruchtete. Sein allzu beweglicher Geist konnte es nicht lange bei einem Gegenstande aushalten. Und je leichter er Alles begriff und zu lebensvollen Bildern gestaltete, desto lästiger und überflüssiger erschien ihm das mühevolle Studium des Details. Es fehlte ihm nicht an Eifer, aber an Ausdauer der Arbeit.

Schon im Laufe des Jahres 1833 unternahm er wieder eine größere Reise in das Innere Rußlands, um den Schauplatz des denkwürdigen Aufstandes von Pugatschew, den er so meisterhaft beschrieben hat, zu besuchen. Seinem Aufenthalte in Orenburg verdanken wir die schon früher erwähnte herrliche Novelle: »Die Kapitäns-Tochter.«

Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich lebhaft an der periodischen Zeitschrift »Lesebibliothek,« in welcher er abwechselnd Gedichte und Novellen drucken ließ.*) Bereits im Jahre 1835

*) Eine deutsche Übersetzung von Puschkin's Novellen erschien wenige Jahre nach des Dichters Tode (in Jena, von Dr. Tröbst und Sabinin).

war die Zahl seiner neuen Gedichte wieder so angewachsen, daß er sie gesammelt in einem besonderen Bande erscheinen ließ.

Im Jahre 1836 entstanden seine, besonders durch Schönheit der Sprache ausgezeichneten Dichtungen: »Der eherne Reiter,« »Der steinerne Gast,« »Die Stromnixe« und »Galub.« — Zu Ende desselben Jahres hatte der Dichter das Unglück, seine Mutter zu verlieren, und als er die Hingeschiedene zu ihrer letzten Ruhestätte im Kloster von Swjätigorsky geleitete, ließ er sich — gleich als überkäme ihn eine Ahnung seines eigenen nahen Todes — einen Begräbnißplatz an ihrer Seite anweisen.

Wenige Monate darauf (27. Januar 1837) fand jenes unglückliche Duell statt, in welchem Rußland, durch die schußgeübte Hand des Herrn v. Dantès (v. Heeckeren), seines größten Dichters beraubt wurde.

Zur Ergänzung dieser Skizze mögen nur noch ein paar Worte, seine äußere Erscheinung betreffend, folgen.

Alle von ihm existirenden Porträts werden von denen, die ihn im Leben gekannt haben, als sehr ähnlich bezeichnet, — ein Beweis, daß er ein durchaus charakteristisches Gesicht gehabt haben muß. Von kleiner Gestalt und äußerst geschmeidig und lebhaft in seinen Bewegungen, machte er trotzdem einen durchaus männlichen und würdigen Eindruck. Sein dunkles, krauses Haar, so wie eine breite Nase und blitzende kleine Augen und sein unruhiges, leidenschaftliches Wesen erinnerten stets lebhaft an das in seinen Adern wallende Mohrenblut. Seine Unterhaltung war lebendig und geistreich, aber er sprach immer in abgerissenen Sätzen.

Verfolgt man aufmerksam den poetischen Entwicklungsgang Puschkin's, so findet man darin ein treues Bild des Entwicklungsgangs Rußlands.

»Rußlán und Ljudmila« spielt in der Zeit des noch unhistorischen, fabelhaften Rußlands, Rußlands in seiner

Kindheit wie es bis zu Peter dem Großen war, der gewaltsam mit der Vergangenheit brach und zwischen der alten und neuen Geschichte Rußlands eine nie wieder ganz ausfüllbare Kluft zog.

In ähnlicher Weise hatte Puschkin in seinem Jugendgedichte »Rußlán und Ljudmila« alle poetischen Traditionen abgeschüttelt. Und wie das verjüngte Rußland zunächst vorwiegend von den Einflüssen fremder Bildung beherrscht wurde, so waren auch in den nächsten Dichtungen Puschkin's fremde Einflüsse vorherrschend, besonders der Einfluß Byron's, dem sich damals wohl kein einziger Dichter der jüngeren Generation ganz entziehen konnte.

Zu den von diesem Einflusse zeugenden Gedichten Puschkin's gehören haupsächlich »Der Gefangene im Kaukasus« und »Die Zigeuner.«

Der »Gefangene im Kaukasus« erzählt die Schicksale eines jungen Russen, der gedrückt von den Verhältnissen seiner Heimat, in der großartigen Gebirgswelt des Kaukasus ein schönes, freies Leben sucht, und statt dessen in die Hände der Tscherkessen fällt und eine traurige Gefangenschaft findet, aus welcher er jedoch durch die Liebe eines schönen Bergmädchens wieder befreit wird. Sie giebt sich selbst den Tod, nachdem sie ihn gerettet, weil sie ohne ihn nicht leben kann und er ihre Liebe nicht erwiedern konnte.

Das Gedicht, als epische Schöpfung unbedeutend, ist reich an lyrischen Schönheiten, und bezaubernd durch die Pracht seiner Bilder und seine melodische Sprache. Puschkin selbst, als ihm auf seiner zweiten Reise durch den Kaukasus in Lars ein Exemplar des »Gefangenen« in die Hände fiel, schrieb darüber sehr richtig: »Ich gestehe, daß ich das Gedicht mit großem Vergnügen wiedergelesen habe. Alles ist noch schwach, jugendlich, unreif; aber es ist Wahrheit darin und das Meiste ist richtig gefühlt und gut ausgedrückt. Seinen Erfolg hat es wohl haupsächlich den lyrischen Stellen zu verdanken.«

Ich theile hier ein dem Gedichte eingeflochtenes Lied mit, welches in Rußland sehr beliebt ist. Die Situation ist diese: Tscherkessen ziehen aus zum Kampfe, und wie das Gestampf ihrer Rosse am Ufer des Kuban verhallt, wird es still im Aoule. Vor den Schwellen der Hütten liegen die treuen Wächter der Bewohner: riesige Hunde. Nackte, braune Kinder spielen in den Gassen, während in einiger Entfernung in traulichem Kreise die Alten sitzen, ihre Pfeifen rauchen und dem Gesange junger Mädchen lauschen, die folgende Strophen singen:

Tscherkessenlied.

Dumpf rauscht im Strom die rasche Flut,
Die Nacht liegt auf der Berge Kranze;
Der Bergkosak ermüdet ruht
Gestützt auf seine Eisenlanze.
Nicht schlaf, Kosak! im Graun der Nacht
Am Ufer der Tschetschéner wacht.

Den Strom schwimmt der Kosak hinab
Und zieht sein Netz empor vom Grunde; —
Kosak! das Wasser wird Dein Grab,
Der Strom hat seine böse Stunde —
Wag' nicht Dein Leben unbedacht:
Am Ufer der Tschetschéner wacht!

An heimatlicher Wasser Bord
Blühn üppige Kosakenstädtchen;
Froh zum Gesange schlingen dort
Im Tanz sich schöne Russenmädchen;
Ihr Sängerinnen! eilt, habt Acht:
Am Ufer der Tschetschéner wacht!

In dem anderen Gedichte »die Zigeuner« wird uns ein mit großer Naturtreue gemaltes Bild einer wandernden Zigeunerhorde gegeben, der sich auf ihrem Zuge durch die Steppe von Bessarabien ein der Civilisation entflohener junger Mann, Alécko, anschließt. Durch die Liebe Semphira's, eines schönen Zigeunermädchens, gefesselt, verweilt er Jahre lang bei der wandernden Horde, bis er die traurige Erfahrung macht, daß das Glück so wenig in der wilden Freiheit des Zigeunerlebens als in dem konventionellen Zwange der großen Welt zu finden sei. Seine Semphira, welche die Liebe leichter nimmt als er, wird des schwermüthigen Alécko bald überdrüssig und verliebt sich in einen jungen Zigeuner, wird jedoch bei einer nächtlichen Zusammenkunft mit diesem von dem eifersüchtigen Alécko überrascht und sammt ihrem Geliebten ermordet.

Derselben Periode, in welcher »die Zigeuner« entstanden, deren Held »Alécko« seine Byron'sche Verwandtschaft nicht verleugnen kann, gehören die erzählenden Dichtungen »Graf Nulin,« »der Sprinquell von Bachtschißaraï« und »das Räuberbrüderpaar« an.

»Graf Nulin« ist ein keck aus dem Leben gegriffenes Bild im niederländischen Geschmacke, mit großer Frische und Feinheit gemalt, aber ohne höhere poetische Bedeutung.

Der »Springquell von Bachtschißaraï« dagegen ist ein ächtes Stück Poesie im höheren Stile, ein poetischer Diamant, in welchem sich in verklärtem Glanze das schöne Tauris abspiegelt mit seiner tatarischen Alhambra und deren Bewohnern während der letzten Glanzperiode der Herrscher aus dem Hause Dshinghis-Chan's. Sowohl der grimme Giréi, wie die beiden Frauengestalten — Marie, die Tochter des Nordens und Saréma, das Kind des Südens — sind mit großer poetischer Wahrheit gezeichnet.

»Das Räuberbrüderpaar« gilt in Rußland für eines der originellsten und bedeutendsten Gedichte Puschkin's, und

wird, obgleich es durchaus in russischen Verhältnissen und Anschauungen wurzelt, auch außerhalb Rußlands auf jedes gesunde Gemüth einen erschütternden Eindruck machen. Zu tadeln ist jedoch, daß der Dichter, aus Liebe zur realistischen Wahrheit, an einigen Stellen die Grenzen des Schönen überschreitet.

Seinen Höhepunkt im epischen Stile erreichte Puschkin in seiner, trotz allen Unebenheiten, großartigen Dichtung Poltáwa.

Ganz anderer Art und in ganz anderem Tone geschrieben ist Puschkin's berühmter Versroman: »Eugen Onägin,« der vom Dichter schon in den ersten zwanziger Jahren begonnen, aber erst im reifen Mannsalter vollendet wurde.

Der beispiellose Enthusiasmus, den diese Dichtung (obgleich man sie füglich eine Satire auf den Enthusiasmus nennen könnte) in Rußland hervorrief, kann in Deutschland, wo man höhere Anforderungen an die Kunst stellt, kaum verstanden werden.

Das nämlich, was wir zunächst von einer Dichtung ersten Ranges verlangen: Befreiung von den beengenden Verhältnissen des täglichen Lebens, Erlösung von der gemeinen Wirklichkeit — finden wir in »Eugen Onägin« nicht.

Puschkin ist darin seinem Volke kein poetischer Messias, der es, mit Hinweisung auf eine bessere Zukunft, die Leiden der Gegenwart ertragen lehrt, in seinem Unglücke zu trösten weiß. Er fühlt, daß eine solche idealistische Poesie zur Zeit in Rußland weder Verständniß noch Glauben finden würde. Daß er von dieser Ueberzeugung ausgeht, ist in Lensky, dem Vertreter jener idealistischen Richtung im Gegensatz zu dem blasirten Onägin, klar genug ausgesprochen. Shakespeare, Göthe, Schiller und andere Dichter ersten Ranges waren den Russen lange vor Puschkin's Auftreten bekannt. Die Gebildeten lasen diese Dichter in der Ursprache; der großen Menge

waren sie durch meistens vortreffliche Uebersetzungen vermittelt. Sie wurden gelesen, auch bewundert, aber rechten Anklang, rechtes Verständniß fanden sie doch nur bei bevorzugten Einzelnen.

Wie ganz anders war der Eindruck, den Puschkin's Dichtungen und besonders die einzeln veröffentlichten Gesänge des »Eugen Onägin« hervorbrachten!

Die Ursache dieser für den Fremden auffallenden Erscheinung ist leicht zu finden. In Puschkin's Dichtungen athmete durchaus nationale Luft; in den Gestalten, welche der Dichter seinen Landsleuten vorführte, erkannten diese sich selbst wieder; die Gefühle, denen er Wort lieh, waren ihre eigenen Gefühle oder doch diesen nahe verwandt. Der denkende Theil der Nation sah sich, sah ganz Rußland zum ersten Mal in einem poetischen Spiegel, und die rücksichtslose Wahrheit, mit welcher dieser Spiegel alle Gebrechen und Auswüchse zeigte, that der allgemeinen Begeisterung wenig Eintrag. Einem Puschkin, der hinlänglich bewiesen, daß er sein Vaterland liebe, daß er Russe mit Leib und Seele und daß sein Haß und sein Zorn nur Kinder seiner Liebe seien, einem solchen Dichter verzieh man viel, und wer sich dennoch etwa verletzt fühlte, der machte gute Miene zum bösen Spiel.

Dazu kam, daß die moderne Poesie in Rußland keine volksthümlichere Gestalt erzeugt hat als Puschkin's »Onägin.« Diejenigen irren sehr, welche in »Onägin« nichts anderes erblicken als eine Kopie Byron's, der bekanntlich allen seinen Helden zum Verwechseln ähnlich sieht.

Ein geistreicher Beurtheiler meiner Uebersetzung im Londoner Athenäum bemerkt sehr richtig, daß es nichts Abgeschmackteres gebe, als die von gewissen überklugen Kritikern in Deutschland abgedroschene Phrase: Puschkin's Werke seien eben doch nur Nachahmungen Byron'scher Dichtungen. Allerdings, meint der englische Gelehrte, habe die britische Muse

begeisternden Einfluß auf den Dichter geübt, aber die Gegenstände seiner Darstellung seien doch durchaus russisch.*) Und in ganz besonderem Maße gilt dies von »Eugen Onägin,« dem Repräsentanten einer Gattung, welche außerhalb Rußland gar nicht zu finden ist.

Jeder vornehme Russe, der nach Selbständigkeit ringt, anderes Glück sucht, als der Glanz der Epauletten oder das korrumpirte Beamtenthum ihm zu bieten vermag, ist ein »Onägin.« Und sein tragisches Schicksal ist, daß er zermalmt wird von den Rädern der einförmigen Staatsmaschine, die er nicht mit treiben hilft. Hammer oder Amboß; — was dazwischen liegt, verfällt dem Untergange.**)

Der Onägin unseres Gedichtes ist ein junger, blasirter Salonheld, ausgerüstet mit Allem, was man in der Welt für das Fundament irdischer Glückseligkeit zu halten pflegt, und trotzdem — unglücklich und lebensüberdrüssig. Er ist unglücklich, weil er sich mit der bestehenden Ordnung des russischen Staatswesens nicht versöhnen kann, weil er ein Herz hat für die Leiden seiner Mitmenschen und doch keine Möglichkeit sieht, ihnen zu helfen. Er ist lebensüberdrüssig, weil er den Kelch aller sinnlichen Freuden früh bis auf die Neige geleert hat und danach in der Welt eigentlich nichts mehr zu thun findet. Um die Zeit zu tödten und sich zu zerstreuen, versucht er sich in allen Künsten, aber Nichts will ihm gelingen, da es eben so an der rechten Vorbildung und Ausdauer, wie am rechten Ernst und an der rechten Weihe fehlt. Er ist eben ein Produkt russischer Verhältnisse und moderner Salonbildung.

Als erquicklichen Gegensatz zu dieser unerquicklichen und

*) »The inspiring muse is British, but the subjects of her song are thoroughly Muscovite.« Athenaeum, 15. März 1855.

**) Dieser Ausspruch bezieht sich natürlich auf die russischen Zustände, wie sie zu Puschkin's Zeit waren.

doch höchst interessanten Erscheinung zeichnet uns der Dichter die jugendfrische, ideale Gestalt Wladimir Lensky's.

Lensky ist ebenfalls als der Repräsentant einer Gattung in Rußland zu betrachten. Alle jungen Russen von idealer Gemüthsrichtung, die fern vom Strudel der großen Welt erzogen, sich einer gründlichen Bildung zu erfreuen gehabt, auf deutschen Universitäten studirt haben, sind Lensky's. Auch sie sind dem Untergange geweiht, aber aus ganz andern Gründen, als die Onägin's. Sie sterben vor der Zeit, und meistens am gebrochenen Herzen.

Eines fehlt bei »Eugen Onägin«, wie überhaupt bei den größeren Dichtungen Puschkin's aus der späteren Zeit: ein befriedigender Schluß. Aber dieser Mangel war durch keine Kunst zu ersetzen, wenigstens nicht von Innen heraus, nicht aus der Entwicklung der Charaktere, wenn Puschkin sich nicht selber untreu werden wollte.

Onägin ist eben eine Satire auf die heutigen russischen Zustände und insbesondere auf die russische Gesellschaft, wie sie sich unter fremden Einflüssen entwickelt hat. Puschkin glaubte nicht an die Dauer dieser Zustände; er glaubte nicht, daß aus dieser Gesellschaft etwas Gesundes, Lebensfähiges sich entwickeln könne, und doch vermochte er, auf dem gegebenen Boden, kein Ende des Bestehenden abzusehen, keine Aussicht in eine erfreulichere Zukunft zu finden. Das ist es was ich meinte, als ich oben bemerkte: Puschkin zeige sich wohl in »Eugen Onägin« als großen Dichter, aber ein poetischer Messias sei er durch dieses Gedicht seinem Volke nicht geworden. Wohlverstanden: durch dieses Gedicht, in welchem wir den Dichter nur von Einer Seite kennen lernen.

* * *

Nach »Eugen Onägin« wird von der russischen Kritik Puschkin's historisches Drama »Boriß Godunoff« am höchsten gestellt. Seinem poetischen Werthe nach mag es diese Stelle verdienen; ein Drama, im eigentlichen Sinne des Wortes, ist es nicht. — Puschkin wählte die dramatische Form als die bequemste, eine dunkle Periode*) vaterländischer Geschichte poetisch zu beleuchten. In seiner historischen Auffassung folgte er hauptsächlich den Forschungen Karamsin's, dem auch das Werk gewidmet ist, welches das unbestreitbare Verdienst hat, eine ächt poetische Incarnation der Zeit zu sein, in welcher es spielt. Zur scenischen Darstellung aber ist es durchaus ungeeignet, wie ich mich bei meinen wiederholten vergeblichen Versuchen, es auf die Bühne zu bringen, entschieden überzeugt habe. Alle übrigen dramatischen Arbeiten Puschkin's sind Fragmente geblieben und waren von vornherein nicht für die Bühne bestimmt . . .

So wenig ich sonst mit den Ansichten des Staatsraths Gretsch in seinen Vorlesungen über russische Literatur übereinstimme, so glaube ich doch, daß er Recht hat, wenn er von Puschkin sagt: »Sein Genius war kein anhaltend loderndes, sanftes und wohlthätiges Feuer auf dem Altar der Muse; die Ergießungen desselben glichen den Ausbrüchen eines Vulkans — sie waren eben so momentan und zugleich eben so glühend und mächtig. Zu einem langathmigen Erzeugnisse reichten ihm die Kräfte nicht aus, und nur wo er in einem Gusse arbeiten konnte, offenbarte er die ganze Kraft und Größe, die ganze Geschmeidigkeit seines Geistes.«

Deshalb hat er sich auch durch seine kleineren Gedichte am tiefsten in das Herz des Volkes hineingesungen, wie er denn überhaupt von vorwiegend lyrischer Begabung war und

*) Bekanntlich ist in neuester Zeit durch die trefflichen Arbeiten Prosper Mérimée's ein gutes Theil jener dunklen Geschichtsperiode aufgehellt.

auch in seinen größeren Dichtungen da am meisten bewegt und erhebt, wo er sich ganz selbst giebt mit seinem Denken und Empfinden.

Uebrigens mag man über Puschkin's Dichtungen sagen und kritisiren soviel man will, Eines wird kein Sachverständiger daraus wegläugnen können, nämlich: daß jede von ihnen die vornehmste poetische Forderung erfüllt, welche ist: in reiner, künstlerischer Form ein interessantes Stück Menschenleben zu offenbaren.

Und was den, überall mehr verderblichen als fördernden Einfluß des britischen Dichters auf den russischen anbelangt, so möchte ich dieses bemerken: Die geniale Ueberlegenheit und den höhern Flug Byron's zugegeben, finde ich doch in Puschkin mehr Wahrheit, Gesundheit und Natur. Der britische Dichter suchte sich seine Eindrücke, Aufregungen und Stoffe in der ganzen Welt zusammen; er reiste gleichsam auf Poesie — während der russische Dichter ganz in seiner Heimat wurzelt, das poetische Organ der Sage und Geschichte, der Sitte und Unsitte, des Glaubens und Aberglaubens seines Volkes ist.

Und was ihm die Kritik zum Vorwurf macht: daß er seine Stoffe zu selten der verklärenden Vergangenheit entnommen und seine Poesie zu sehr in der unruhigen, wechselvollen Gegenwart sich bewege mit Hinblick auf die Zukunft, das ist es eben, wodurch er seinem Volke besonders werth und theuer geworden.

Denn dieses Volk hat noch keine Vergangenheit, fängt erst an zu leben und sieht in der Gegenwart eine große Vorbereitungszeit für eine größere Zukunft.

Daß bei uns diese Ansicht — im russischen Sinne — nicht überall getheilt wird, und daß wir überhaupt einen andern Maßstab der Beurtheilung an poetische Erzeugnisse legen, ist ganz in der Ordnung. Immerhin dürfte es aber für jeden

denkenden Deutschen von einigem Interesse sein, in Puschkin den poetischen Ausdruck eines Volkes kennen zu lernen, das doch nachgerade anfängt, in der Weltgeschichte ein Wörtchen mitzusprechen.

Freilich wird es wohl noch eine gute Weile dauern, ehe Rußland Werke zu schaffen vermag, die den Werken der größten abendländischen Dichter ebenbürtig zur Seite stehen. Das Höchste in der Poesie kann eben nur da erreicht werden, wo das Volk noch in einfachen Naturzuständen lebt, oder schon auf der Höhe der Kultur steht. Alles Dazwischenliegende kommt dem Einen wie dem Andern nicht gleich und vermag nichts künstlerisch Vollendetes zu erzeugen.

Aus seinen einfachen Naturzuständen ist aber das russische Volk längst herausgetreten, und auf der Höhe der Kultur steht es bekanntlich noch nicht.

I.

Lyrisches und Epigrammatisches.



Der Engel.

Ein Engel steht, ein Glanzgebilde,
An Edens Thor, das Haupt geneigt,
Indeß der tückische, der wilde
Dämon dem Höllenschlund entsteigt.

Der Geist des Zweifels, der Verneinung
Sieht auf das reine Wesen hin,
Und Reue quält bei der Erscheinung
Zum Erstenmal des Bösen Sinn:

»Dich nicht umsonst hab' ich betrachtet!
Ich habe, reiner Himmelsgast,
Nicht alles Irdische verachtet,
Nicht alles Himmlische gehaßt!«

Ständchen.

Nächtlicher Duft
Weht durch die Luft;
Es saust,
Es braust
Der Guadalquivir.

Sieh, der Mond ist aufgegangen;
Leise, horch ... Guitarrenton ...
Eine Maid in Jugendprangen
Steht gelehnt auf den Balkon.

Nächtlicher Duft
Weht durch die Luft;
Es saust,
Es braust
Der Guadalquivir.

Nimm vom Nacken die Mantilla,
Wie der Tag uns aufzugehn —
Schönstes Mädchen von Sevilla,
Laß Dein kleines Füßchen sehn!

Nächtlicher Duft
Weht durch die Luft;
Es saust,
Es braust
Der Guadalquivir.

Die Schönheit vor dem Spiegel.

Sieh auf die Liebliche, wie sie vor ihrem Spiegel
Das stolze Haupt mit frischen Blumen schmückt,
Mit ihren Locken spielt — und wie im treuen Spiegel
Der Stolz, der schlaue Blick, das Lächeln ausgedrückt!

Der Talisman.

Wo des ew'gen Meers Geschäume
Sich an öden Felsen bricht,
Wo zur Nacht durch duft'ge Räume
Wärmer strahlt des Mondes Licht;
Wo in Haremsluft verweichelnd
Selig lebt der Muselmann,
Eine Zauberin gab schmeichelnd
Einst mir einen Talisman.

Und liebkosend sprach sie: wahre
Sorgsam meinen Talisman!
Kräfte birgt er, wunderbare,
Drum aus Liebe nimm ihn an.
Zwar von Krankheit und vom Grabe,
Vom Gewitter und Orkan,
Deinen Kopf und Deine Habe
Rettet nicht mein Talisman!

Bietet nicht der Mahometen
Schätze Dir und Reichthum an,
Die Bekenner des Propheten
Macht er Dir nicht unterthan;
Von des Meeres öden Borden
Zu der Liebe Herzensbann,
Aus des Südens Land nach Norden
Führt Dich nicht mein Talisman!

Aber wenn von schönen, schlauen
Augen Du bezaubert bist,
Oder wenn im nächt'gen Grauen
Liebelos ein Mund Dich küßt:
Vor Vergessen, vor Vergehen,
Vor Verrath und Sünde dann,
Und vor neuen Herzenswehen
Schützt Dich, Freund, mein Talisman!

Der Sturm.

Tobt der Sturm, den Tag verhüllt er,
Treibt den Schnee im Wirbelwind; —
Wie ein wildes Thier bald brüllt er,
Wimmert bald wie'n kleines Kind . . .
Bald im strohbedeckten Dache
Lärmt er voll Zerstörungswuth,
Pocht bald laut am Fensterfache,
Wie wohl spät ein Wandrer thut.

Morsche Hütte, Gott erhalte
Dich in dieser Sturmesnacht!
Was am Fenster, liebe Alte,
Hat so schweigsam Dich gemacht?
Machte Dich der Sturm verstummen
Als Du spannst an Deinem Lein?
Oder schliefst Du bei dem Summen
Deiner trauten Spindel ein?

Trink mit mir, Genossin, treue,
Meiner armen Jugendzeit!
Her den Becher! Und auf's Neue
Wird das Herz voll Fröhlichkeit.
Sing ein Lied mir, von der Meise,
Die gehaus't am Meeresring,
Von dem Mädchen, das ganz leise
Morgens früh zum Brunnen ging.

Tobt der Sturm, den Tag verhüllt er,
Treibt den Schnee im Wirbelwind; —
Wie ein wildes Thier bald brüllt er,
Wimmert bald wie'n kleines Kind . . .
Bald im strohbedeckten Dache
Lärmt er voll Zerstörungswuth,
Pocht bald laut am Fensterfache,
Wie wohl spät ein Wandrer thut.

Aus fremdem Land, von meinem Herzen
Trieb Heimweh Dich in's Vaterland.
O Zeit der Trennung, Zeit der Schmerzen,
Da ich in Thränen vor Dir stand!

Ich hielt Dich fest mit kalten Händen,
Ich flehte seufzend tausendmal:
Nicht zu zerreißen, nie zu enden
Die glutenvolle Abschiedsqual.

Doch Du, in plötzlicher Ermannung
Entrissest meinen Armen Dich,
Vom Lande schauriger Verbannung
Riefst Du in Deine Heimat mich.

Du sprachst: bald küss' ich Dich auf's Neue
Im schattigen Olivenhain,
Dort unter ewiger Himmelsbläue
In meiner Heimat bin ich Dein! —

Doch wehe mir! In jenen Räumen,
Wo lau die Luft, der Himmel klar,
Wo unterm Fels die Wasser träumen,
Schloß sich Dein Aug' auf immerdar!

So schwand Dein Reiz, wie Deine Leiden,
Und wie der Kuß auch, den Du mir
Zum Wiedersehn versprachst beim Scheiden —
Dort wart' ich sein . . . ich folge Dir!

———

Antwort an F. T.

Nein, nein, Tscherkessin ist sie nicht!
Doch aus dem vielbewunderten
Georgien seit Jahrhunderten
Kam solch ein schönes Mädchen nicht!

Nein, nicht Agat im Strahle brennt
Des Augs aus dem der Süden spricht —
Doch alles Gold im Orient
Gilt seine süße Strahlen nicht!

Gold und Stahl.

Mein ist Alles! sprach das Gold;
Mein ist Alles! sprach der Stahl.
Alles kauf ich! sprach das Gold;
Alles nehm ich! sprach der Stahl.

Ein frohes Mahl.

Gern weil' ich beim frohen Mahl
Wo die Freiheit ihren Sitz hat,
Tischbeherrscher der Pokal
Und Minister ist wer Witz hat.
Wo im Herzen Heiterkeit,
Morgenröthe im Gesicht ist;
Wo der Kreis der Gäste weit,
Und der Kreis der Flaschen dicht ist.

Der Namenstag.

Trinkt und singt, Ihr lieben Leute,
Lärmt so viel ein Jeder mag,
Freundschaft, Anmuth, Jugend heute
Feiern bei uns Namenstag.
In dem lustigen Getriebe
Bei dem lauten Festgelag,
Bringt Euch ihren Gruß die Liebe,
Denkt: wann kommt mein Namenstag?

Ex ungue leonem.

Ein paar von meinen Liedern wurden neulich
Gedruckt, doch stand mein Name nicht darunter;
Ein Kritikaster findet sie abscheulich,
Und reißt sie — gleichfalls namenlos — herunter.
Doch die Vermummung hielt nicht lange Stich,
Es ging mir wunderlich mit jenem Thoren:
An meinen Krallen bald erkannt' er mich,
Und ich erkannte ihn an seinen Ohren.

O sing' Du Schöne, sing' mir nicht
Georgiens wehmutvolle Lieder, —
Sie wecken wie ein Traumgesicht
Mir fernes Land und Leben wieder.

Auf mich herein in wilder Pein
Aus Deinen Liedern klingend bricht es;
Die Steppennacht, der Mondenschein,
Der Schmerz des kindlichen Gesichtes —

Das liebliche Gespenst, bei Dir
Vergess' ich es, und ach! wie gerne, —
Doch wenn Du singst, erscheint es mir
Und ruft mich grausam in die Ferne.

O sing' Du Schöne, sing' mir nicht
Georgiens wehmutvolle Lieder, —
Sie wecken wie ein Traumgesicht
Mir fernes Land und Leben wieder.

Einsamkeit.

Ich grüße dich, du traute Einsamkeit,
Du Stätte der Begeisterung und Weihe,
In Glück leb' ich und in Vergessenheit
Hier meiner Tage stille Reihe!

Ja dir gehör' ich nun, und wende mit Verachtung
Vom Lärm der Welt mich ab und deiner Stille zu,
Dem Nichtsthun das sich paart mit sinniger Betrachtung,
Der Eichenwälder Rauschen, der Felder heil'ger Ruh.

Dein bin ich nun! und, o, wie gern vertausch' ich
Den Glanz der Stadt und ihre Festgelage
Mit deiner Fluren Pracht! Andächtig lausch' ich
Der Vögel Sang, der mich am frühen Tage
Hinausruft in die frische Luft.
Wie lieb' ich diesen blum'gen Garten hier
Mit seiner Bäume schattenreicher Zier;
Der Wiese Grün, des Heues würz'gen Duft,
Den Quell, der murmelnd dem Gebüsch entquillt,
Durch's Thal sich schlingt die Fluren zu erfrischen
Und fern mit andern Quellen sich zu mischen —
All überall ein lebenvolles Bild . . .

Dort dunkel blau'n vor mir die Flächen zweier Seeen,
Von buntgestreiften Feldern und Hügeln weit umspannt;
Vom leichten Fischerboot schneeweiße Segel wehen,
Halb hinter Grün versteckt zerstreute Hütten stehen,
Die träge Heerde weidet am feuchten Uferland.
Hier von der Mühle rauscht's laut wie ein Wasserfall;
Luft, Leben, Schaffen, Segen überall!

Hier aller Eitelkeit und nicht'gen Sorge fern,
Lern' ich das Glück in Wahrheit finden,
In freier, froher Anbetung des Herrn
Dem Wahn der Menge mich entwinden,
Taub für die laute, freche Klage sein,
Verschämtem Unglück theilnahmvoll mich weih'n,
Und lern' ich freien Angesichts
Das Rechte von dem Schlechten unterscheiden,
Nicht mehr die falsche Größe zu beneiden
Des Thoren oder Bösewichts.

Hier wend' ich mich an dich, Orakel aller Zeiten,
Und finde Trost und Muth bei dir;
Im Heiligthume dieser Einsamkeiten
Vernehmlicher klingt deine Stimme mir.

Sie scheucht mich auf aus träumendem Erschlaffen,
Läßt mich mit neuer Kraft zur Arbeit greifen,
Und die Gedanken, die du selbst erschaffen,
Still in der Tiefe meiner Seele reifen.

. . . .*)
. . . .
. . . .

---

*) Von der Censur gestrichen.

Die längst verschollne Lust vergangner Tage
Drückt wie ein Kopfweh mich nach einem Trinkgelage.
Doch meines Herzens Gram dem Weine gleicht,
Der, wie er altert, auch an Stärke steigt.
Mein Pfad ist trüb. Vom grauenvollen Meer
Der Zukunft drohn Gefahr und Leiden her.

Doch ich will, Freunde, von der Welt nicht scheiden!
Will leben, um zu denken und zu leiden.
Ich weiß, daß zwischen Sorgen, Sturm und Wehen
Auch Lust und Freude mir noch auferstehen.
Ich werde Kunst und Leben neu genießen,
Noch Thränen der Begeisterung vergießen,
Und einst auf meines Grabes trüber Nacht
Vielleicht der Liebe Lebewohl mir lacht.

Der Dichter.

Muthlos in sich zusammenbricht,
Von eitlem Erdentand bemeistert,
Der Dichter, wenn die Muse nicht
Zu ihrem Dienste ihn begeistert.
Sein heilig Saitenspiel verstummt,
Sein eignes Wesen geht verloren,
Und gar in Thorheit ganz vermummt
Scheint er der Schlimmste aller Thoren.
Kaum aber mahnend trifft sein Ohr
Der Muse Ruf, der wunderbare,
Da rafft er sich zum Flug empor
Gleich einem aufgescheuchten Aare.
Das wüste Treiben und Ergötzen
Der Menge läßt ihn kalt und leer,
Und vor des Volkes feilen Götzen
Beugt er sein stolzes Haupt nicht mehr.
Ihm schwillt die Brust von Weh und Klang,
Es treibt ihn fort in mächt'gem Drang,
Des dunklen Eichenwaldes Rauschen,
Des Stromes Wellgetös zu lauschen.

Die Wolke.

Vorbei ist der Sturm, das Gewitter zerstoben,
Was schwebst du allein noch, o Wolke, dort oben!
Verdunkelst allein noch den blühenden Hag,
Betrübest allein den frohlockenden Tag!

Hast eben erst grollend den Himmel umhangen,
Daß zündende Blitze dir zuckend entsprangen;
Hast Donner geschleudert, dich finster gesenkt,
Die lechzende Erde mit Regen getränkt.

Erfrischt ist nun Alles, das Wetter zerstoben,
Verschwinde auch du, letzte Wolke dort oben!
Der Wind, der jetzt kost mit den Blättern am Baum,
Vertreibt dich sonst bald aus dem sonnigen Raum.

Georgia's Hügel ruhn im nächt'gen Schlummer;
Vor mir schäumt die Aragua.
Mir ist so trüb und leicht — es strahlt durch meinen Kummer
Dein liebes Bild, Du bist mir nah,
Du Einzige! es wird mein süßer Schmerz
Durch Nichts gestört, durch Nichts vertrieben —
Auf's Neue liebend glüht und schlägt mein Herz:
Weil's ihm unmöglich, nicht zu lieben!

Ich liebte Dich: vielleicht ist dieses Feuer
In meinem Herzen noch nicht ganz verglüht;
Doch Deine Ruh ist mir vor Allem theuer,
Durch nichts betrüben will ich Dein Gemüth.
Ich liebte Dich, stumm, hoffnungslos und schmerzlich,
In aller Qual, die solche Liebe giebt —
Ich liebte Dich so wahrhaft und so herzlich,
Gott geb', daß Dich ein Andrer je so liebt!

Der Antschar. *)

Im heißen, dürren Wüstenraum
Vereinsamt auf der weiten Erde
Steht der Antschar, der Todesbaum,
Ein Wächter finster von Geberde.

In ihrem Zorn ließ die Natur
Der Wüste den Antschar entsprießen,
Und tödtlich-gift'ge Säfte nur
Durch seine Adern sich ergießen.

Aus der verglühten Rinde träuft
Das Gift hervor, bis es erkaltet
Am Abend, tropfenweis gehäuft
Durchsichtig sich zu Harz gestaltet.

*) Sprich: Ăntschār.

Der Vogel scheut dem Baum zu nahn,
Der Tiger selbst, der Wüstenstreiter;
Der Samum nur auf stürm'scher Bahn
Berührt ihn — stürmt verpestet weiter.

Und wenn ihn eine Wolke näßt
Die sich verirrt im Wüstenlande,
Vergiftet schnell von dem Geäst
Verliert das Wasser sich im Sande.

Der Mensch jedoch mit Herrschersinn
Schickt andre Menschen zum Antschare,
Macht sich zu schrecklichem Gewinn
Des Baumes Gift, das harzig klare.

Der Sklav bringt auf des Herrn Geheiß
Das Harz mit den verdorrten Zweigen,
Und einen eisig kalten Schweiß
Fühlt er aus seinem Antlitz steigen;

Die Kraft versagt ihm, er erblaßt,
Und sterbend brechen seine Glieder
Im Zelte auf dem Weidenbast
Zu des Gebieters Füßen nieder.

Der Häuptling taucht in dieses Gift
Den Pfeil, und trägt damit Verderben
In fremde Stämme; wen er trifft
Muß martervollen Todes sterben.

Den Verläumdern Rußlands.

Was lärmt Ihr, Volksredner, in schwindelnder Bethörung?
Was flucht und drohet Ihr dem heil'gen Russenland?
Was hat Euch so erregt? des Polenlands Empörung?
Schweigt! Diese Frage löst nicht Euer Unverstand;
Es ist ein alter Streit im slavischen Geschlechte,
Und keines Fremden Blick entscheidet hier das Rechte.
Uralt und vielfach sind die Leiden
Die dieser Hader schon erzeugt;
Schon oft ward ein Volk von den beiden
Durch des Gewitters Sturm gebeugt.

Wer wird im ungleichen Kampfe als Sieger erscheinen?
Neigt sich dem Polen, dem falschen — dem treuen Russen die Wage?
Werden die slavischen Flüsse im russischen Meere sich einen,
Wird es austrocknen? das ist die gewichtige Frage!

O schweigt! Für Euch sind nicht geschrieben
Die blut'gen Tafeln der Geschichte,
Ihr seid dem Streite fremd geblieben
Und unbefähigt zum Gerichte!
Für Euch sind Kremlin, Praga stumm,
Nach neuem Kampf seht Ihr Euch um —
Tollkühnes Wagen ist Euch Lust,
Haß gegen uns füllt Eure Brust . . .

Warum? Weil wir auf den Ruinen
Im Flammenmeer von Moskau's Brande,

Uns widersetzten dem zu dienen,
Der Euch in Knechtschaft schlug und Bande?
Weil wir ihn in den Abgrund zwangen,
Ihn, der die Welt gedrückt mit seinem Heere,
Weil wir mit unserm Blut errangen
Europa's Freiheit, Frieden, Ehre?

In Worten seid Ihr stark — versucht es in der That,
Denkt Ihr, von Ismaïl der alte Feldsoldat
Vermag auf's Neue nicht sein Bajonnet zu schwingen?
Denkt Ihr, des Zaren Wort wird ungehört verklingen?
Ist's neu für uns mit Europa zu kriegen,
Hat der Russe verlernt zu kämpfen und siegen?
Sind unsrer wenig? Oder von Perm bis Tauris Land,
Von Finnlands kalten Felsen bis zum heißen Kyrosstrand,
Von wo der Kremlin golden blinkt
Bis wo sich China's Mauer schlingt,
Erhebt sich Rußland nicht alsbald
Gleich wie ein Stahl- und Eisenwald?
Drum, eitle Schwätzer, lärmt nicht mehr!
Schickt Eure Söhne zu uns her,
Sie finden Platz im Russenland,
Bei Gräbern, ihnen wohlbekannt.

Das Denkmal.

Ein Denkmal hab' ich mir in meinem Volk gegründet,
Nicht Menschenhand erschuf's, kein Gras bewächst den Pfad —
Doch stolzer ragt es auf als jenes das verkündet
Napoleon'sche Ruhmesthat.

Nein! ganz vergeh' ich nicht: mag auch zu Staube werden
Was der Verwesung Raub, der Leib den man begräbt —
Im Liede lebt mein Geist, so lange noch auf Erden
Auch nur ein einz'ger Dichter lebt.

Durch alles Russenland trägt meinen Ruhm die Muse,
Wo einst mich jeder Stamm in seiner Zunge nennt,
Der stolze Slave mich, der Finne, der Tunguse,
Wie der Kalmyk der Steppe kennt.

Und lange wird mein Volk sich liebend mein erinnern,
Weil ich es oft erfreut durch des Gesanges Macht,
Für alles Gute Sinn erweckt in seinem Innern,
Und den Gefallnen Trost gebracht.

O Muse! folge stets der Stimme deines Gottes,
Fürcht' nicht Beleidigung, nicht auf Belohnung sieh,
In Gleichmuth hör' den Ruf des Ruhmes wie des Spottes,
Und mit den Thoren streite nie!

II.

Volksthümliches.



Lied von dem wahrsagenden Olèg.[1]

Der Rachezug gilt den Chasaren nun,
  Olėg läßt rüsten und werben:
Ihre Dörfer und Felder, schwur er bei Perún,[2]
  Mit Feuer und Schwert zu verderben.
Auf treuem Rosse, in Panzer und Wehr,
So ritt er in's Feld, hoch voran seinem Heer.

Da tritt ihm entgegen aus dunkelem Hain,
  Ein Seher, ein Geister-Vertrauter;
Gehorsam Perún, seinem Gotte allein,
  Verborgnes und Künft'ges durchschaut er;
All sein Leben in Beten und Forschen zerrann,
Und Olėg tritt also den Alten an:

Sag, Sehergreis, Liebling der Götter, sag:
  Was werd' ich auf Erden erfahren?
Naht bald vielleicht schon mein Todestag,
  Zur Freude der frechen Chasaren?
Sag wahr, ohne Furcht, was das Loos mir bescheert,
Und ich schenke zum Lohn Dir mein Lieblingspferd! —

Ich fürchte die mächtigsten Fürsten nicht
  Und kann ihre Gaben entbehren,
Wahrhaftig und frei meine Zunge spricht
  Was in Gunst mir die Götter gewähren.
Die Zukunft liegt dunkel dem spähenden Blick,
Doch zeigt Deine heitere Stirn Dein Geschick!

Gedenk meines Wortes: Dein Herrscherglanz
Wird ruhmvoll im Kampf sich erneuen;
Du hängst Deinen Schild an das Thor von Byzanz,[3])
Dein Schwert wird die Feinde zerstreuen;
Ueber Land und Meer geht Dein Herrscherthum
Dem Feinde zum Neide, Dir selber zum Ruhm.

Und die tückische Woge des blauen Meers,
Und der Sturm bringt Dir keine Gefahren;
Vor der Schärfe des Dolches, des Pfeiles, des Speers,
Wird Dein gutes Geschick Dich bewahren.
Kein Schleuderwurf dringt durch Dein Panzerhemd,
Und alle Gefahr in der Schlacht bleibt Dir fremd.

Dein Roß wird mit Dir keine Mühe scheu'n,
Folgsam mit Dir stehen und eilen,
Nicht wanken wenn Sturm und Gefahren dräu'n,
Nicht fliehn vor den feindlichen Pfeilen;
Die Kälte, der Schlachtlärm bringt ihm keine Noth,
Und doch einst von diesem Roß hast Du den Tod!

Erst lächelt Olég — doch es schwindelt sein Kopf,
Verfinstert sich seine Geberde;
Er hält seine Hand an den Sattelknopf
Und schwingt sich herunter vom Pferde.
Und trüb seinem treuen Thier zugewandt
Steht der Fürst und streichelt's mit zitternder Hand.

Wir müssen jetzt scheiden, es wird mir schwer,
So sprach er, ließ fallen die Zügel —
Du treuer Gefährte, ach, nimmermehr
Tritt mein Fuß in den goldenen Bügel —
Lebwohl und gedenk mein! — Dann rief er zum Troß:
Herbei schnell, Ihr Knappen, und nehmt dieses Roß!

Bedeckt es recht warm und behandelt es zart,
Wählt die besten Weiden und Ställe,
Und nährt es mit Korn von der besten Art
Und tränkt es mit Wasser der Quelle . . .
Die Knappen führten das Roß hinweg
Und gaben ein andres dem Fürsten Olèg. —

Nach Jahren wohl schmauste der Fürst im Kreis
Seiner alten Schlachtenkumpane,
Ihre Locken waren schon alle weiß,
Wie Schnee auf dem Haupt der Kurgane;[4])
Sie gedenken vergangener Zeiten des Kriegs,
Gemeinsamer Thaten des Ruhmes und Siegs.

Olèg, der Fürst, einen Knappen frug:
Was macht mein Roß, mein gutes,
Geht es stolz noch und leicht wie es einst mich trug,
Ist es munter und frohen Muthes?
Und die Antwort scholl: Am Hügelshang
Liegt Dein Roß begraben schon Jahre lang.

Der mächtige Fürst senkt sinnend sein Haupt
Und denkt: wie ward ich betrogen!
Hätt' ich nimmer dem trügenden Worte geglaubt,
Alter Seher, Du hast mich belogen!
Noch heute trüge mein Roß mich vielleicht . . .
Er befiehlt, daß man ihm die Gebeine zeigt.

So reitet der Fürst mit Igor fort
Und den andern Gästen des Schlosses;
Bald sieht er am Hügel, am Dnjeprbord
Die edlen Gebeine des Rosses,
Von Erde beschmutzt und von Regen naß,
Darüber wogt hohes Reihergras.

Leis tritt auf den Schädel des Pferdes zu
  Der Fürst, spricht mit trüber Geberde:
Mein treuer Gefährte, zur ewigen Ruh
  Vereint mich dir bald wohl die Erde!
Dich schlägt nun kein Beil und nicht röthet dein Blut
Das Grab, darin einst dein Gebieter ruht — [5])

Ha! jetzt geht Dein Wort in Erfüllung, Prophet,
  Verderben droht mir aus den Knochen! —
Aus dem Roßschädel kommt, wo der Herrscher steht,
  Eine Grabesschlange gekrochen,
Wie ein schwarzes Band umschlingt sie sein Bein,
Von dem tödtlichen Biß hebt er laut an zu schrein.

Man feiert des Todten Grabfest lang,
  Rings klingen und schäumen Pokale;
Fürst Igor sitzt oben am Hügelshang
  Mit Olga, dem holden Gemahle.
Die Krieger gedenken der Zeiten des Kriegs,
Gemeinsamer Thaten des Ruhmes und Siegs.

Anmerkungen des Uebersetzers.

1) Olèg (sprich: Ŏlēg) war der Nachfolger und Vetter Rurik's, des Gründers der russischen Monarchie. Er trat die Regierung an im Jahre 879; seinen Zug nach Konstantinopel, auf welchen obiges Lied sich bezieht, begann er im Jahre 907; er starb 913. Der alte russische Chronist Nestor behauptet, auf dem Berge Schtschekowitza am Ufer des Dnjepr Olèg's Grab noch gesehen zu haben. Lomonossoff erzählt („Alte Russische Geschichte von dem Ursprunge der Russischen Nation" rc., 2. Theil, 2. Kap.) die Sage von Olèg's Tode genau so wie sie noch im Munde des Volkes fortlebt und von Puschkin poetisch gestaltet ist.

2) Perun (spr. Pĕrūn), der Gott des Donners, war die vornehmste Gottheit der alten Slaven. (S. Hanusch, die Wissenschaft des slavischen Mythus rc., Lemberg 1842.)

3) „Olèg hing, zum Zeichen des erhaltenen Sieges, seinen Schild an den Thoren von Konstantinopel auf, und trat mit großer Beute die Rückreise nach Rußland zu Wasser an." (Lomonossoff 2. Th. 2. Kap.)

4) Kurgane (spr. Kŭrgānĕ): die Grabhügel der alten Slaven, wie man sie noch heute in großer Anzahl in den russischen Steppen findet.

5) Diese Stelle bezieht sich auf die alte slavische Sitte, derzufolge bei dem Kampfspiel, welches zu Ehren eines gestorbenen Helden stattfand, das Streitroß auf dem Grabe seines Herrn erschlagen wurde. Dieses feierliche Spiel, bestehend in Faustkampf und Ringen am Grabe des Verstorbenen, hieß die Trisna (тризна), und die dabei Betheiligten wurden Trisniki genannt.

Märchen vom Fischer und dem Fische. [1])

Ein Alter mit seiner Alten wohnte
Am Ufer des Meeres, des blauen Meers;
In einer alten Erdhütte wohnten
Die beiden schon drei und dreißig Jahr.
Der Alte ging auf den Fischfang aus,
Derweilen die Alte zu Hause spann.
Einst senkt' er sein Netz in's Meer hinab,
Doch als er es aufzog, fand er nur Schlamm;
Zum zweiten Mal senkt' er das Netz hinab,
Doch er fand nichts darin als Gras aus dem Meer;
Zum dritten Mal senkt' er das Netz hinab,
Und siehe, er fing einen goldenen Fisch,
Einen goldenen Fisch von seltener Art.
Der Fisch, da er ihn aus dem Netze nahm,
Hub mit Menschenstimme zu raunen an:
»Laß Alter, laß mich zurück in's Meer,
Und ich gebe Dir kostbaren Lohn dafür,
Gebe Alles Dir was Dein Herz begehrt.«
Da erstaunte der Alte, erschreckte sehr;
Wohl fischt er schon drei und dreißig Jahr,
Doch nie hat er Fische reden gehört.
Und er that wie der goldene Fisch ihn bat,
Ließ ihn frei, sagte mit Schmeichelton:
Möge Gott mit Dir sein, Du goldener Fisch!
Kehr in Freiheit zurück in das blaue Meer,
Ich begehre von Dir keinen Lohn dafür,
Tauche nieder und schwimme nach Herzenslust! —

Darauf kehrte der Alte zur Alten heim
Und erzählte das große Wunder ihr:
Einen Fisch fing ich heute in meinem Netz,
Einen goldenen Fisch von seltener Art,
Der zu reden begann wie mit Menschenmund,
Seine Freiheit um kostbaren Lohn erbat,
Um heimzukehren in's blaue Meer
Mir Alles versprach was mein Herz begehrt.
Doch ich wagte nicht ihn um Lohn zu bitten,
Ließ ihn frei zurück in das blaue Meer.

Hub die Alte den Alten zu schelten an:
O Du alter Thor, alter Gimpel Du!
Warum wagtest Du nichts von dem Fische zu nehmen?
Hättest Du doch nur einen Trog begehrt,
Unser alte ist ganz verdorben schon.

Ging der Fischer zurück zum blauen Meer,
Und er sieht, leise kräuselt die Fläche sich.
Und er spähet und ruft nach dem goldenen Fisch.
Schwamm der Fisch herbei, hub ihn zu fragen an:
Was, Alter, ist Dein Begehr von mir?
Darauf sich verbeugend der Alte sprach:
Erbarme Dich meiner, erzürne nicht!
Meine Alte hat mich gescholten um Dich,
Und sie läßt mir daheim keine Ruhe mehr.
Sie begehrt einen neuen Trog in's Haus,
Unser alte ist ganz verdorben schon!

Gab der goldene Fisch ihm zur Antwort darauf:
Betrübe Dich nicht, kehre heim mit Gott,
Der Trog soll Euch werden nach Eurem Bedarf!

Wieder kehrte der Alte zur Alten heim,
Und der neue Trog war im Hause schon.
Doch noch ärger fing die Alte zu schelten an:
O Du alter Thor, alter Gimpel Du!
Hast Du alter Thor einen Trog begehrt,
Ist solch Geschenk wohl der Mühe werth?
Kehre um zum Fische und grüße ihn,
Erbitte ein hölzernes Haus für uns.

Ging der Fischer auf's Neue zum blauen Meer.
Und siehe, das blaue Meer trübte sich.
Und er spähet und ruft nach dem goldenen Fisch.
Schwamm der Fisch herbei, hub ihn zu fragen an:
Was, Alter, ist Dein Begehr von mir?
Darauf sich verbeugend der Alte sprach:
Erbarme Dich meiner, erzürne nicht!
Meine Alte schilt mich noch ärger aus,
Und sie läßt mir daheim keine Ruhe mehr,
Ein hölzernes Haus wünscht das zänkische Weib.

Gab der goldene Fisch ihm zur Antwort darauf:
Betrübe Dich nicht, kehre heim mit Gott,
Das hölzerne Haus steht bereit für Euch!

Und der Fischer trat seinen Rückweg an:
Von der Erdhütte war keine Spur mehr zu sehn.
Es erhob sich vor ihm ein hölzernes Haus
Mit Schornstein von Ziegeln, weiß übertüncht,
Und mit hoher, eichener Bretterpforte.
Am Fenster sitzt seine Alte schon;
Kaum sieht sie den Mann, so zankt sie ihn aus:
Du Gimpel, Du bist doch ein rechter Thor,
Begehrst so ein hölzernes Bauernhaus!

Kehr' um auf der Stelle und grüße den Fisch:
Ich will keine niedrige Bäuerin sein,
Will wohnen und leben als Edelfrau!

Ging der Fischer zum blauen Meere zurück,
Es wogte und brauste das blaue Meer.
Und er spähet und ruft nach dem goldenen Fisch.
Schwamm der Fisch herbei, hub ihn zu fragen an:
Was, Alter, ist Dein Begehr von mir?
Darauf sich verbeugend der Alte sprach:
Erbarme Dich meiner, erzürne nicht!
Noch schlimmer als früher jetzt tobt meine Frau
Und läßt mir daheim keine Ruhe mehr:
Sie will keine niedrige Bäuerin sein,
Will wohnen und leben als Edelfrau.

Gab der goldene Fisch ihm zur Antwort darauf:
Betrübe Dich nicht, kehre heim mit Gott!

Und es kehrte der Alte zur Alten heim:
Sieht er vor sich ein hohes Säulenhaus.
Auf der Freitreppe steht seine Alte schon
In kostbarer Jacke von Zobelpelz,
Mit seidenem Kopfputze bunt und reich,
Um den Hals eine blitzende Perlenschnur,
An den Fingern goldene Ringe,
Die Füße mit rothen Pantoffeln geschmückt.
Um sie her stehen eifrige Diener,
Und sie schlägt die Diener, zerzaust ihr Haar.
Redet also der Alte die Alte an:
Glück auf, hohe Herrin, gnäd'ge Edelfrau!
Jetzt wird Deine Seele zufrieden sein.
Da erboste die Frau, fuhr ihn heftig an,
Schickt ihn zum Stalle, zu dienen dort.

So war schon die zweite Woche vergangen,
Und das Toben der Alten nahm immer zu.
Auf's Neue schickt sie den Alten zum Fisch.
Geh fort auf der Stelle und grüße den Fisch:
Ich will keine einfache Edelfrau sein,
Will herrschen in Freiheit als Königin!

Da erschreckte der Alte und sprach zu ihr:
Was, hast Du Tollkraut gegessen, Weib?
Ich erbitte für Dich kein Reich vom Fisch,
Es würde Dir selbst nur zum Hohne sein.

Da erzürnte die Alte in ganzem Zorn
Und sie gab ihrem Mann einen Backenstreich:
Was? wagst Du Bauer zu streiten mit mir?
Mit mir, einer vornehmen Edelfrau!
Nimm Rath und Vernunft an, geh' gleich zum Meer,
Ich zwinge Dich wenn Du's nicht willig thust!

Ging der Fischer zum blauen Meere zurück,
Ganz trübe und schwarz ward das blaue Meer.
Und er spähet und ruft nach dem goldnen Fisch,
Schwamm der Fisch herbei, hub ihn zu fragen an:
Was, Alter, ist Dein Begehr von mir?
Darauf sich verbeugend der Alte sprach:
Erbarme Dich meiner, erzürne nicht!
Auf's Neue empört meine Alte sich,
Jetzt will sie schon nicht mehr Edelfrau sein,
Will herrschen in Freiheit als Königin!

Gab der goldene Fisch ihm zur Antwort darauf:
Betrübe Dich nicht, kehre heim mit Gott,
Deine Alte soll herrschen als Königin.

Und der Alte kehrte zur Alten zurück.
Sieht er vor sich prangen ein Königsschloß,
In dem Schlosse sitzt seine Alte schon,
An der Tafel sitzt sie als Königin;
Ihr dienen Bojaren und Hofleute viel,
Die ihr Wein einschenken, überseeischen.
Dazu ißt sie zierlichen Honigkuchen.
Um ihr steht ihre furchtbare Leibwächterschaar,
Die Streitäxte auf den Schultern tragend.
Als der Alte das sah, erschrack er sehr,
Warf sich hin zu Füßen der Königin:
Gruß und Heil Dir, furchtbare Königin!
Nun wird endlich Deine Seele zufrieden sein!

Die Alte aber sah ihn gar nicht an,
Winkte blos mit den Augen ihn fortzuschaffen.
Sprangen Hofleute und Bojaren herbei
Und rissen den Alten rücklings fort.
An der Thüre kamen die Wächter herzu,
Hätten bald mit der Streitaxt ihn niedergehauen;
Und draußen das Volk verhöhnte ihn:
Nun, was thust Du nur, alter Tölpel, im Schloß?
Laß es Dir für die Zukunft zur Lehre sein
Daß der Esel in seinen Stall gehört!

Geht wieder eine Woche nach der andern hin,
Und der Unmuth der Alten nimmt immer zu:
Sie befiehlt auf's Neue ihren Mann aufzusuchen.
Und man findet ihn bald, führt ihn hin zu ihr.
Redet also die Alte den Alten an:
Gehe hin zum Meere und grüße den Fisch,
Ich will nicht länger hier Königin sein,
Will Herrscherin werden im blauen Meer,

Daß ich wohne auf tiefem Meeresgrund
Und der goldene Fisch mir dienstbar werde
Als Bote, so oft ich ihn senden will.

Der Alte wagt keinen Widerspruch,
Gehorcht dem Befehl ohne Schwierigkeit
Und wandert auf's Neue zum blauen Meer.
Ueber'm Meer zieht ein dunkles Gewitter auf,
Hoch hebt sich die Flut und tobt und braust,
Und heult mit dem Sturme in lautem Zorn.
Und der Fischer ruft nach dem goldnen Fisch.
Schwamm der Fisch herbei, hub ihn zu fragen an:
Was, Alter, ist Dein Begehr von mir?
Darauf sich verbeugend der Alte sprach:
Erbarme Dich meiner, erzürne nicht!
Siehe, immermehr plagt mich mein böses Weib,
Jetzt will sie schon nicht mehr Königin sein,
Will Herrscherin werden im blauen Meer,
Daß sie wohne auf tiefem Meeresgrund
Und Du selber ihr dienstbar werdest fortan
Als Bote, so oft sie Dich senden will.

Kein Wort sprach diesmal der goldene Fisch,
Mit dem Schwanze schlug er das Wasser leise,
Und verschwand, in die Tiefe des Meeres gleitend.
Vergebens stand lange auf Antwort harrend
Der Alte, dann kehrt er zur Alten heim . . .
Was sieht er! Vor ihm seine Erdhütte liegt.
Auf der Schwelle sitzt seine alte Frau,
Davor liegt der alte, zerschlagene Trog.

Anmerkung des Uebersetzers.

1) Vergleiche das in plattdeutscher Mundart erzählte Märchen: „Von dem Fischer un syner Fru“ in der Sammlung der Gebrüder Grimm. Die Fabel ist hier im Wesentlichen dieselbe, nur etwas mehr in die Länge gezogen und am Schlusse kühner, da die Frau des Fischers, nicht zufrieden damit, König, Kaiser und Papst geworden zu sein, dem lieben Gott selbst an Macht gleich werden will, um die Sonne aufgehn lassen zu können: „Mann, säd se, un stödd em mit dem Ellbagen in de Ribben, waak up, ga hen tom Butt, ik will warden as de lewe Gott. De Mann was noch meist in'n Slaap, awerst he vörschrock sik so, dat he uut dem Bedd full. He meend he hadd sik vörhöörd, un reef sik de Ogen uut un säd: ach, Fru, wat säd'st du? — Mann, säd se, wenn ik nich de Sünn un de Maan kan upgaan laten un mutt dat so ansehn, dat de Sünn un de Maan upgaan, ik kan dat nich uuthollen, un hebb kene geruhige Stünd meer, dat ik se nich sülwst kan upgaan laten. Do seeg se em so recht gräsig an, dat em so'n Schudder äwerleep. Glyk ga hen, ik will warden as de lewe Gott. — Ach, Fru, säd de Mann, un füll vor eer up de Knee, dat kann de Butt nich. Kaiser un Paabst kan he maken, ik bidd dy, sla in dy un blyf Paabst. Da köhm se in de Boshait, de Hoor flögen ehr so wild üm den Kopp, do reet se sik dat Lyfkee up, un geef em eens mit dem Foot un schreed: ik holl dat nich uut un holl dat nich länger uut: wult du hengaan? Do slööpt he sik de Büxen an un leep wech as ansinnig. Buten awer gäng de Storm un bruusde dat he kuum up den Föten staan kunn: de Huser un de Bömer waiden üm, un de Baarge bewden, un de Felsenstücken rullden in de See, un de Himmel wöör ganß pickswart, un dat dunnerd un blitzd, un de See ging in so hoge swarte Bülgen as Kirchentöörm un as Baarge, un de hadden ba-

wen alle ene witte Kroon von Schuum up. Do schre he, un kunn syn egen Woord nich hören:

Manntje, Manntje, Timpe Te
Buttje, Buttje in de See,
myne Fru de Ilsebill
Will nich so as ik woll will!

Na, wat will se denn? säd de Butt. „Ach, säd he, se will warden as de lewe Gott.“ Ga man hen, se sitt all wedder in'n Pißputt. — Door sitten se noch bet up hüüt un düssen Dag.

Märchen

vom Zar Saltan, von seinem Sohne, dem berühmten und mächtigen Ritter Fürst Gwidon, und von der wunderschönen Schwanenprinzessin oder Zarentochter Lebed.

Saßen spät drei junge Mädchen,
Schnurrend ging ihr Spinnerädchen.
Redet eine von den drei'n:
Ach! könnt' ich doch Zarin sein!
Für die ganze weite Welt
Hätt' ich selbst ein Fest bestellt!
Sprach die zweite von den drei'n:
Schwester, könnt' ich Zarin sein;
Aller Welt mit eigner Hand
Webt' ich feine Leinewand!
Sprach die Jüngste von den drei'n:
Käm' ein Zar um mich zu frein,
Schenkt' ich ihm auf seinen Thron
Einen rechten Heldensohn!

Kaum der Wunsch gesprochen ward
Als die Thüre leise knarrt;
Zu den Mädchen zu den drei'n,
Tritt der Zar des Landes ein.
Draußen stand er bei dem Reden,
Hört' die Wünsche einer Jeden,
Doch der Letzten Wunsch vor allen

Hat dem Zaren wohlgefallen:
Grüß Dich Gott, schön Jungfräulein,
Sprach er, — komm, sollst Zarin sein!
Und bis zum September schon
Schenk mir einen Heldensohn!
Aber Ihr, Ihr beiden Andern,
Macht Euch auf mit uns zu wandern,
Bei der Schwester sollt Ihr bleiben,
Was Ihr wünscht, das sollt Ihr treiben:
Eine soll als Köchin leben,
Und die Andre Leinwand weben.

Die drei Mädchen wie sie waren
Folgten zum Palast dem Zaren,
Gleich am Abend ward die Braut
Ihm als Zarin angetraut.
Zar Saltan*) im Kreis der Gäste
Mit der Zarin saß beim Feste,
Drauf die Ehrengäste schreiten
Und das Hochzeitsbett bereiten
Fein geschnitzt aus Elfenbein;
Und man ließ das Paar allein.

Weberin und Köchin einen
Sich, ihr Schicksal zu beweinen;
Und es einen sich die beiden
Ihre Herrin zu beneiden;
Doch das junge Zarenpaar
Machte sein Versprechen wahr:
Eh' die Hochzeitsnacht vergangen
War der Heldensohn empfangen.

*) Sprich: Săltān.

Zu derselben Zeit gab's Krieg.
Zar Saltan sein Roß bestieg,
Bat die Zarin sich zu wahren
Ihm zu Liebe vor Gefahren. —
Und indeß er ferne weilt,
Stark von Kampf zu Kampfe eilt
Mit den rauhen Kriegsgenossen,
Ist die Kindesfrist verflossen,
Und Gott schenkt ihm einen Sohn,
Ellenlang geboren schon.
Ihren Sprößling pflegt die Zarin
Wie ihr Junges pflegt die Aarin;
Einen Boten, einen raschen,
Schickt sie, froh zu überraschen
Ihren Zaren. Doch die beiden
Schwestern, die ihr Glück beneiden,
Mit der Base Babariche
Sinnen sie auf arge Schliche,
Fangen ab den ersten Boten
Den die Zarin selbst entboten,
Senden einen andern fort
Mit der Botschaft Wort für Wort:
»Deine Zarin hat geboren,
Doch Gott weiß was Dir erkoren,
's ist kein Sproß für Deinen Thron,
Keine Tochter und kein Sohn —
's ist nicht Frosch und ist nicht Maus:
Sieht fast wie ein Unthier aus!«

Wie die Botschaft ihm gekommen
Und der Zar den Sinn vernommen,
Ward er zornig, und es drohten
Seine Worte Tod dem Boten.

Doch das Tödten unterblieb
Und der Zar zur Antwort schrieb:
»Schweigt jetzt still von der Geschichte
Bis ich selber seh' und richte.«

Mit der Schrift, auf schnellem Roß,
Kehrt der Bote heim zum Schloß.
Doch der bösen Schwestern Neid
Schuf der Zarin neues Leid:
Mit der Amme Babariche
Sannen sie auf arge Schliche,
Machten erst den Boten trunken
Bis er tief in Schlaf versunken;
Und indeß er arglos schlief,
Nahmen sie des Zaren Brief,
Nähten in sein Brustgewand
Einen Brief von ihrer Hand.
Als der Bote dann erwacht,
Ward die Botschaft überbracht:

»Zar Saltan an die Bojaren:
Was geschehn hab ich erfahren,
Drum die Zarin und ihr Kind
Sollt Ihr beide wie sie sind
Alsofort in's Meer versenken,
Sie im Wasser zu ertränken.«

Trauernd folgten die Bojaren
Dem gefälschten Brief des Zaren,
Drangen zu der Zarin Schmach
Nächtlich in ihr Schlafgemach,
Meldeten mit trübem Blick
Ihr verhängnißvoll Geschick,

Lasen ihr mit lauter Stimme
Was der Zar in seinem Grimme
Anbefohlen. In ein Faß
Wurden ohne Unterlaß
Kind und Mutter eingesteckt,
Und das Faß ward zugedeckt,
Dicht verstopft mit Werg und Theer
Und gerollt in's blaue Meer.

Glänzt der Himmel sternenhelle,
Rauscht im Meer die dunkle Welle.
Wolken ziehn am Himmel schwer,
Und das Faß schwimmt auf dem Meer.
Klagt die Zarin in dem Faß,
Jammert ohne Unterlaß;
Doch ihr Kind wächst wunderbar,
Nicht blos täglich, stündlich gar.
Und indeß die Mutter klagt
Singt das Kind im Faß und sagt:

»Ach du Welle, Meereswelle,
Wie du plätscherst frei und helle,
Keinen Zwang noch Fesseln fühlend,
Bald das Meergestein umspülend,
Bald an's hohe Ufer schlagend,
Mastenhohe Schiffe tragend —
O, erlös' uns unsrer Bande,
Trag' uns hin zum festen Lande!«

Und die Welle hört das Wort,
Trägt das Faß zum Ufer fort,
Läßt es sanft am Ufer nieder,
Gleitet dann zum Meere wieder.

Kind und Mutter sind gerettet,
Sind auf festem Land gebettet.
Aber wer macht jetzt die Zwei
Aus der Haft des Fasses frei?
Schnell hat sich der Sohn erhoben,
Drückt nach unten, drückt nach oben:
»Wär' nur eine Oeffnung möglich!«
Sprach's, und wunderte sich höchlich,
Denn kaum war das Wort gesprochen,
Lag der Deckel schon zerbrochen!
Schnell sind Beide ausgekrochen.

Braust und schäumt das blaue Meer,
Weit dehnt sich das Feld umher;
Steigt vom Feld ein Hügel auf,
Eine Eiche steht darauf.
Denkt der Sohn: ein Abendbrot
Thut uns jetzt vor allem Noth!
Doch wo find' ich Speise? spricht er —
Einen Zweig vom Baume bricht er,
Biegt den Zweig zu einem Bogen,
Hat die Schnur schnell abgezogen
Seinem Kreuz*), mit fester Hand
Sie dem Bogen aufgespannt,
Kleine Zweiglein dann in Eile
Zugespitzt als scharfe Pfeile —
Und er sucht am Dünenhügel
In der Bucht nach Seegeflügel.

Horch! da schlägt ein Klagelaut
An sein Ohr, er späht und schaut:

*) Dem Taufkreuz, welches die Russen an einer Schnur auf der Brust tragen.

Dunkel ist's — die Wogen thürmen
Sich, rings geht ein Brausen, Stürmen —
Plötzlich sieht das Auge freier:
Stößt ein ungethümer Geier
Hoch aus seiner luft'gen Bahn
Auf die Meerflut — und ein Schwan
Sieht das Raubthier auf sich dringen,
Hebt in Angst die weißen Schwingen,
Will entfliehen, peitscht die Wellen,
Doch der Geier naht im schnellen
Flug, sein Opfer anzufallen,
Packt es schon mit scharfen Krallen —
Von des Zarensohnes Bogen
Plötzlich kommt ein Pfeil geflogen
In des Geiers Hals — sein Blut
Färbt mit Purpur rings die Flut —
Und in Todesqual und Grimme
Schreit er wie mit Menschenstimme,
Taucht die Flügel in das Meer,
Doch der Schwan schwimmt um ihn her,
Unter Schlagen, Stoßen, Beißen,
Sucht er ihn an's Meer zu reißen,
Sicher ihn zu tödten. Drauf
Thut der Schwan den Schnabel auf,
Russisch und mit Menschenton
Spricht er zu dem Zarensohn:

Zarensohn: mich zu erlösen
Kamst Du, von der Macht des Bösen;
Ging verloren auch Dein Pfeil,
Glück wird Dir dafür und Heil!
Kannst Du jetzt um meinetwillen
Auch nicht Deinen Hunger stillen

In drei Nächten und drei Tagen —
Hast nicht Grund darum zu klagen:
Reicher Dank und reicher Lohn
Soll Dir werden, Zarensohn!
Sieh! ich bin nicht was ich scheine,
Bin kein Schwan, bin eine reine
Jungfrau, war im Bann des Bösen,
Bis Du kamst mich zu erlösen;
Und der Geier, der als Ziel
Deines sichern Schusses fiel,
War ein Zauberer — doch Du
Brachtest ihn zur ew'gen Ruh!
Deinem Dienst will ich mich weihn,
Ueberall Dir nahe sein,
Was Du wünschest will ich thun,
Doch jetzt geh Dich auszuruhn!

Sprach's der Schwan und war entflohn.
Und die Zarin und ihr Sohn
Schliefen ein mit leerem Magen.
Aber kaum begann's zu tagen
War der Sohn schon wieder wach,
Setzt sich hin und grübelt nach,
Alles schien ihm wie ein Traum.
Schweift sein Blick umher im Raum
Und er staunt: der Raum belebt sich,
Eine große Stadt erhebt sich,
Um das weite Häusermeer
Laufen weiße Mauern her,
Goldne Kuppeln sieht er blitzen,
Klöster, Kirchen, Thurmesspitzen.

Weckt der Sohn die Mutter — o!
Wie wird sie des Anblicks froh!
»Komm und laß der Stadt uns nahn,
Ruft er, Wunder thut mein Schwan.
Und sie gehn mit schnellen Schritten,
Haben kaum das Thor durchschritten,
Hören sie von allen Seiten
Feierliches Glockenläuten;
Mit Gesang auf allen Wegen
Wallt das Volk dem Paar entgegen;
Durch die festgeschmückten Schaaren
Goldne Hofkarossen fahren,
Alles ruft von nah und fern:
Heil, Heil unserm neuen Herrn!
Und man setzt dem Zarensohne
Auf das Haupt die Fürstenkrone,
Tief verneigt sich in der Runde
Alles Volk, und von der Stunde,
Da die Mutter eingewilligt,
Und des Volkes Wahl gebilligt,
Herrscht im Land der Zarensohn,
Und man heißt ihn Fürst Gwidon*).

Weht der Wind vom Meere her,
Treibt ein Schifflein auf dem Meer,
Das die Segel ausgebreitet
Leicht und schnell die Flut durchgleitet.
Plötzlich ruft das Schiffsvolk laut:
Welch ein Wunder: kommt und schaut!
Auf dem alten Inselland
Das sonst wüst und öde stand,

*) Sprich: Gwĭdōn.

Wie durch Zauberspruch von Oben
Hat sich eine Stadt erhoben,
Stolz gebaut mit Thürmen, Zinnen,
Goldne Kuppeln blitzen drinnen —
Horch: Kanonenschuß vom Walle!
Lootsenboot! Zur Fürstenhalle
Läßt der Fürst die Schiffer holen,
Sind als Gäste hinbefohlen;
Essen, trinken nach Behagen.
Fürst Gwidon hebt an zu fragen
Wer sie sind, woher sie kommen,
Wohin sie den Weg genommen,
Was der Reise Zweck und Ziel,
Und noch andrer Fragen viel.

Sprachen sie: mit Pelzwerk-Waaren
Haben wir die Welt durchfahren,
Führten Fuchs und Zobel aus,
Und jetzt kehren wir nach Haus.
Ostwärts führt uns unsre Bahn,
Um beim Inselland Bujan
In das Reich Saltan's zu fahren,
Des berühmten, mächt'gen Zaren.

Sprach der Fürst: ein guter Stern
Führe Euch, Ihr lieben Herrn,
Durch den weiten Ozean
Bis zum mächt'gen Zar Saltan;
Euer Abschied ist mir schmerzlich,
Grüßt von mir den Zaren herzlich!

Schifften sich die Gäste ein,
Ließen Fürst Gwidon allein.

Haupt und Herz von Kummer schwer
Wandelt er zum blauen Meer.
Siehe: durch die blauen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen.

Grüß Dich Gott, mein Fürst! warum
Wandelst Du so trüb und stumm?
Sprich, was ist Dir angethan?
So den Fürsten frägt der Schwan.

Trüb der Fürst dem Schwan entgegnet:
Ist kein Unglück mir begegnet,
Und doch traurig ist mein Sinn,
Zu dem Vater zieht mich's hin!

Drauf der Schwan: wünsch'st Du nichts mehr!
Folg' dem Schiffe über's Meer,
Fliege hin zu Deinem Glücke,
Nimm Gestalt an einer Mücke!

Und der Schwan bewegt die Schwingen
Daß die Wellen hochaufspringen,
Ueber's Ufer springen sie,
Fürst Gwidon verschlingen sie,
Der in's Meer bis über's Ohr kommt
Und als Mücke dann hervorkommt.
Und die Mücke schwirrt einher,
Fliegt zum Schiffe über's Meer,
Sucht in einer Spalte dort
Einen sichern Zufluchtsort.

Lustig weht und pfeift der Wind
Und das Schifflein fliegt geschwind,

Fliegt vom Insellland Bujan
Zu dem Reich des Zar Saltan.
Fern schon sehen sie den Strand
Und vom Mastkorb ruft es: Land!
Legt das Schiff im Hafen an.
Der berühmte Zar Saltan
Ruft die Schiffer zu sich her;
Fliegt die Mücke hinterher,
Fliegt zum Zarenhof zu Gaste.
Dort im goldenen Palaste
Sitzt auf goldnem Herrscherthrone
Zar Saltan mit goldner Krone;
Finster seine Augen blitzen.
Weberin und Köchin sitzen
Ihm zu Füßen, und als Dritte
Babariche in der Mitte.
Sehen scharf auf sein Gesicht,
Hören eifrig was er spricht,
Da der Zar das Wort genommen:
Lieben Gäste, seid willkommen!
Erst nehmt Platz im Tafelkreise,
Euch zu laben nach der Reise,
Und nun sagt, wo kommt Ihr her?
War't Ihr lange auf dem Meer?
Und jenseits des Meers wie war es,
Saht Ihr dort viel Wunderbares?

Und der Schiffsherr sprach zum Zaren:
Haben alle Welt umfahren,
Jenseits auch der Meeresflut
Ist es schön und lebt sich's gut;
Doch das größte Wunder sahn

Wir im blauen Ozean!
Ragte aus den Fluten weiland
Nackt und kahl ein Felseneiland,
Unbewohnbar, steil und leer
Stieg es aus dem blauen Meer,
Nichts wuchs da als eine Eiche —
Jetzt steht eine wunderreiche
Große, schöne Stadt darauf;
Goldne Kuppeln steigen auf
Aus dem weiten Häusermeer,
Gärten liegen rings umher;
Im Palast, auf goldnem Thron
Sitzt der Herrscher, Fürst Gwidon,
Der uns auftrug, als wir gingen,
Seine Grüße Dir zu bringen.

Zar Saltan erstaunte sehr
Ob der Wunderstadt im Meer;
Nach der Insel geht sein Streben.
Sprach er: läßt mich Gott am Leben,
Muß ich Fürst Gwidon noch sehn,
Sammt dem Wunder das geschehn.

Weberin und Köchin sinnen,
Zu verhindern das Beginnen
Zar Saltans; — mit Babariche
Sinnen sie auf arge Schliche.
Eine von dem Schwesterpaar
Spöttisch ruft: Warum nicht gar!
Nachzulaufen solchem Plunder!
Ich weiß ein viel größ'res Wunder:
Frei im grünen Waldesraum
Steht ein rother Tannenbaum,

Und ein Eichhorn sitzt darunter,
Singt und pfeift und zwitschert munter,
Und derweil es singt, im Takt
Zum Gesange Nüsse knackt,
Nüsse, gar nicht zu bezahlen,
Ganz von Golde sind die Schalen,
Und die Kerne — Edelsteine;
Solch ein Wunder ist das meine!

Zar Saltan erstaunte höchlich
Daß ein solches Wunder möglich;
Doch die Mücke ärgert sich,
Giebt der Muhme einen Stich
In das rechte Auge, daß
Sie vom Stuhl sinkt leichenblaß,
Sich vor Wuth und Schmerzen windet,
Und am rechten Aug' erblindet.
Diener, Base, Schwestern sprangen
Auf, das kleine Thier zu fangen:
»Warte Du, wir wollen Dich!«
Doch die Mücke rettet sich
Schnell durch's Fenster, und fliegt fort
Ueber's Meer in ihren Hort,
Steigt auf's Neu' als Fürst Gwidon
In der Meerstadt auf den Thron.

Und am blauen Meere wieder
Geht er spähend auf und nieder,
Siehe! durch die dunklen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen:

Grüß Dich Gott, mein Fürst! warum
Wandelst Du so trüb und stumm!

Sprich, was ist Dir angethan?
So den Fürsten frägt der Schwan.

Und der Fürst zur Antwort sagt:
Nur ein Wunsch ist's der mich plagt,
Eines großen Wunders gern
Macht ich mich durch Dich zum Herrn:
Frei im grünen Waldesraum
Steht ein rother Tannenbaum,
Und ein Eichhorn sitzt darunter
Singt und pfeift und zwitschert munter,
Und derweil es singt, im Takt
Zum Gesange Nüsse knackt,
Nüsse, gar nicht zu bezahlen:
Ganz von Golde sind die Schalen,
Jeder Kern ist ein Smaragd —
Wenn es wahr ist was man sagt.

Drauf der Schwan: Ist es nichts weiter
Was Dich plagt, mein Fürst, sei heiter!
Jene Wundermär ist richtig,
Doch Dein Gram darob ist nichtig,
Denn das Wunder kommt von mir
Und in Freuden schenk' ich's Dir! —

Voll von seinem neuen Glück
Kehrt der Fürst zum Schloß zurück:
Auf des Hofes breitem Raum
Steht ein rother Tannenbaum;
Sieht der Fürst das Eichhorn sitzen,
Sieht die goldnen Nüsse blitzen
Die es knackt, wo aus den Schalen
Herrliche Smaragde strahlen,

Sieht es vor sich auf zwei Seiten
Gold und Edelsteine breiten,
Hört es dabei zwitschern, singen, —
Und des Eichhorns Lieder klingen
Weit im Garten auf und nieder,
Laut vor allem Volke wieder.

Hoch erstaunte Fürst Gwidon
Und er rief im Jubelton:
Dank und Heil Dir, guter Schwan,
Daß Du solches mir gethan,
Lohn' es Dir der Himmel reich!
Und er ließ dem Eichhorn gleich
Ein krystallnes Haus bereiten,
Stellt davor zu beiden Seiten
Wachen; und ein Schreiber muß
Schriftlich zählen jede Nuß,
Daß des Eichhorns Ruhm und Ehre
Und des Fürsten Schatz sich mehre.

Weht der Wind vom Meere her,
Treibt ein Schifflein auf dem Meer,
Das die Segel ausgebreitet
Leicht und schnell die Flut durchgleitet.
Zu der steilen Insel schwimmt es,
Seinen Lauf zum Hafen nimmt es.
Als der Schuß vom Wall erschallt
Macht das Schiff im Hafen Halt;
Ladet man die Schiffer alle
Gastlich ein zur Fürstenhalle.
Als das reiche Mahl geendet,
Sich der Fürst zum Schiffsherrn wendet:
Frägt nach Herkunft, Reiseziel,

Thut noch andrer Fragen viel.
Und er hört zur Antwort sagen:
Weit hat uns das Meer verschlagen,
Haben alle Welt durchwandelt,
Hengste, donische, verhandelt;
Jetzt zur Heimkehr ist es Zeit,
Unser Weg führt uns noch weit:
Nach dem Inselland Bujan
In das Reich des Zar Saltan . . .

Sprach der Fürst: ein guter Stern
Leite Euch, Ihr lieben Herrn,
Durch den weiten Ozean
In das Reich des Zar Saltan; —
Seid Ihr glücklich heimgefahren
Grüßt von mir den mächt'gen Zaren!

Schifften sich die Gäste ein,
Ging der Fürst zum Meer allein:
Siehe, durch die blauen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen.
Spricht der Fürst: Mich zieht mein Sinn
Wiederum zur Ferne hin!
Und der Schwan bewegt die Schwingen
Daß die Wellen hochaufspringen,
Ueber's Ufer springen sie,
Fürst Gwidon verschlingen sie,
Der in's Meer bis über's Ohr kommt
Und als Fliege dann hervorkommt,
Summend in der Luft sich wiegt,
Zwischen Meer und Himmel fliegt.
Auf dem Schiffe fand er bald
Einen sichern Aufenthalt.

Lustig pfeift und weht der Wind,
Und das Schifflein fliegt geschwind
Nah dem Inselland Bujan
Nach dem Reich des Zar Saltan;
Fern schon sehen sie den Strand
Und vom Mastkorb ruft es: »Land!«
Legt das Schiff im Hafen an.
Der berühmte Zar Saltan
Ruft die Schiffer zu sich her;
Fliegt die Fliege hinterher
In den Zarenhof zu Gaste.
Dort im goldenen Palaste
Sitzt auf goldnem Herrscherthrone
Zar Saltan mit goldner Krone.
Finster seine Augen blitzen.
Weberin und Köchin sitzen
Ihm zu Füßen, und als Dritte
Babariche in der Mitte;
Sehen scharf auf sein Gesicht,
Merken eifrig was er spricht
Da der Zar das Wort genommen:
Lieben Gäste, seid willkommen!
Erst nehmt Platz in unserm Kreise,
Euch zu laden nach der Reise,
Und nun sagt, wo kommt Ihr her?
War't Ihr lange auf dem Meer?
Und jenseits des Meers, wie war es,
Saht Ihr dort viel Wunderbares?

Und der Schiffsherr sprach zum Zaren:
Haben alle Welt umfahren,
Jenseits auch der Meeresflut
Ist es schön und lebt sich's gut;

Doch das größte Wunder sahn
Wir im blauen Ozean:
Eine Insel steigt dort auf,
Eine Stadt dehnt sich darauf,
Stolz gebaut mit Thürmen, Zinnen,
Goldne Kuppeln blitzen drinnen;
Vor dem Schloß auf weitem Raum
Steht ein rother Tannenbaum;
Im krystallnen Häuschen drunter
Sitzt ein Eichhorn zahm und munter,
Singt und zwitschert, und im Takt
Zum Gesange Nüsse knackt;
Nüsse, gar nicht zu bezahlen,
Ganz von Golde sind die Schalen,
Und die Kerne — Edelsteine
Hell von wunderbarem Scheine.
Krieger, Diener halten Wacht
Bei dem Eichhorn Tag und Nacht;
Ein besondrer Schreiber muß
Schriftlich zählen jede Nuß
Die es knackt, — und von dem Heere
Wird ihm kriegerische Ehre.
Aus den Schalen prägt man Geld
Und vertheilt es in der Welt.
Von den Kernen große Haufen
Schickt man aus, sie zu verkaufen.
Alle Welt, mit Einem Wort,
Lebt in Pracht und Reichthum dort;
Keine Hütte ist zu sehen,
Weit und breit Paläste stehen;
In der Burg, auf goldnem Thron
Herrscht der mächt'ge Fürst Gwidon,

Der uns auftrug, als wir gingen,
Seine Grüße Dir zu bringen.

Zar Saltan erstaunte sehr
Ob der Wunderstadt im Meer;
Nach der Insel geht sein Streben,
Sprach er: Läßt mich Gott am Leben,
Mach' ich mit Gwidon Bekanntschaft,
Sammt den Wundern seiner Landschaft.

Weberin und Köchin sinnen,
Zu verhindern das Beginnen
Zar Saltan's; — mit Babariche
Sinnen sie auf arge Schliche.
Spricht die Weberin zum Zar:
Nun, was ist da wunderbar,
Daß ein Eichhorn Nüsse nagt,
Ganz von Gold und von Smaragd!
Ob auch wahr sei, was er spricht,
Wunderbares ist es nicht!
Ich will Dir ein Wunder sagen:
Hoch im Meer die Wellen schlagen,
Brausen, zischen, stürmen, toben,
Wälzen schäumend sich nach oben
Auf den nackten, öden Strand,
Ueberschwemmen rings das Land —
Plötzlich, flammend wie Gewitter,
Springen drei und dreißig Ritter
Aus der Flut, in blankem Stahl,
Junge Riesen allzumal
Hochgemuth von stolzer Schöne,
Auserwählte Heldensöhne,
Ein gewalt'ger Reckenchor,

Und es führt sie Tschornomor.*)
Solch ein Wunder läßt sich hören,
Daß es wahr ist, will ich schwören.

Sprach's, und Niemand bei dem Sprechen
Wagte sie zu unterbrechen.
Zar Saltan erstaunte höchlich
Daß ein solches Wunder möglich;
Doch Gwidon empörte sich,
Gab der Muhme einen Stich
In das linke Auge, daß
Sie vom Stuhl sinkt leichenblaß,
Sich vor Wuth und Schmerzen windet
Und am linken Aug' erblindet.
Diener, Base, Schwester sprangen
Auf, das kleine Thier zu fangen:
»Warte nur, wir wollen Dich!«
Doch Gwidon im Flug entwich
Durch das Fenster, und flog fort
Ueber's Meer in seinen Hort.

Und am blauen Meere wieder
Geht er spähend auf und nieder:
Siehe, durch die dunklen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen:

Grüß Dich Gott, mein Fürst! warum
Wandelst Du so trüb und stumm?
Sprich, was ist Dir angethan?
So den Fürsten frägt der Schwan.

*) Tschörnömör — ließe sich etwa übersetzen durch Schwarzmeer. Tschornoje More heißt: das schwarze Meer.

Und der Fürst zur Antwort sagt:
Höre was mein Herz zernagt;
Eines großen Wunders gern
Macht' ich mich durch Dich zum Herrn!

»Willst Du mir das Wunder sagen?«

Hoch im Meer die Wellen schlagen,
Brausen, zischen, stürmen, toben,
Wälzen schäumend sich nach oben
Auf den nackten, öden Strand,
Ueberschwemmen rings das Land.
Plötzlich, flammend wie Gewitter,
Springen drei und dreißig Ritter
Aus der Flut, in blankem Stahl,
Junge Recken allzumal
Hochgemuth von stolzer Schöne,
Auserwählte Heldensöhne,
Ein gewalt'ger Reckenchor,
Und es führt sie Tschornomor.

Und der Schwan zur Antwort sagt:
Das ist Alles was Dich plagt?
Jene Wundermär ist richtig,
Doch Dein Gram darob ist nichtig,
Denn die Ritter alle sind
Meine Brüder, und geschwind
— Wünsch' ich's — kommen sie geschwommen.
Alle sollen zu Dir kommen!
Magst in Freuden heimwärts gehn,
Bald wirst Du sie bei Dir sehn . . .

Ging der Fürst getröstet wieder
In sein Schloß. Vom Thurme nieder
Schaut er auf das blaue Meer:
Plötzlich wogt es rings umher,
Daß die Wellen hoch sich thürmen,
Ueber's nackte Ufer stürmen.
Siehe, flammend wie Gewitter,
Springen drei und dreißig Ritter
Aus der Flut, in blankem Stahl,
Junge Riesen allzumal;
Paarweis zieht die stolze Schaar.
Glänzend in schneeweißem Haar
Schreitet Tschornomor voran,
Führt sie zu der Stadt hinan.
Und vom Thurm, auf schnellen Füßen,
Seine Gäste zu begrüßen
Eilt Gwidon; und mit Gedränge
Stürzt das Volk heran in Menge.
Also an des Schlosses Thor
Spricht zum Fürsten Tschornomor:

Auf Befehl des Schwans erschienen
Sind wir, Fürst, um Dir zu dienen;
Deine stolze Stadt zu wahren
Und zu schützen vor Gefahren.
Jeden Tag um diese Stunde
Steigen wir vom Meeresgrunde
Künftig auf an dieser Stelle
Und besetzen Deine Wälle;
Drum bald sehen wir uns wieder!
Müssen jetzt zum Meere nieder,
Unsre Wohnung ist im Meer,
Und die Erdenluft drückt schwer,

Drückt uns schwer so oft wir landen.
Sprach's, und allesammt verschwanden.

Weht der Wind vom Meere her,
Treibt ein Schifflein auf dem Meer,
Das die Segel ausgebreitet
Leicht und schnell die Flut durchgleitet.
Zu der steilen Insel schwimmt es,
Seinen Lauf zum Hafen nimmt es.
Als der Schuß vom Wall erschallt,
Macht das Schiff im Hafen Halt;
Ladet man die Schiffer alle
Gastlich ein zur Fürstenhalle.
Als das reiche Mahl geendet,
Sich der Fürst zum Schiffsherrn wendet,
Frägt nach Herkunft, Reiseziel,
Thut noch andrer Fragen viel.
Und er hört zur Antwort sagen:
Weit hat uns das Meer verschlagen,
Haben alle Welt durchwandelt,
Silber, Gold und Stahl verhandelt;
Jetzt zur Heimkehr ist es Zeit,
Denn uns führt der Weg noch weit:
Nach dem Inselland Bujan
In das Reich des Zar Saltan . . .

Sprach der Fürst: ein guter Stern
Leite Euch, Ihr lieben Herrn,
Durch den weiten Ozean
Zum berühmten Zar Saltan;
Seid Ihr glücklich heimgefahren
Grüßt von mir den mächt'gen Zaren!

Schifften sich die Gäste ein.
Ging der Fürst zum Meer allein:
Siehe, durch die blauen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen.
Spricht der Fürst: mich zieht mein Sinn
Wiederum zur Ferne hin!

Und der Schwan bewegt die Schwingen
Daß die Wellen hochaufspringen;
Ueber's Ufer springen sie,
Fürst Gwidon verschlingen sie,
Der in's Meer bis über's Ohr kommt
Und als Wespe dann hervorkommt.
Und die Wespe summt und streicht,
Hat das Schifflein bald erreicht,
Sucht in einer Spalte dort
Einen sichern Zufluchtsort.

Lustig pfeift und weht der Wind,
Und das Schifflein fliegt geschwind
Nah dem Inselland Bujan
Nach dem Reich des Zar Saltan.
Fern schon sehen sie den Strand,
Und vom Mastkorb ruft es: »Land!«
Legt das Schiff im Hafen an.
Der berühmte Zar Saltan
Ruft die Schiffer zu sich her,
Fliegt die Wespe hinterher
In den Zarenhof zu Gaste.
Dort im goldenen Palaste
Sitzt auf goldnem Herrscherthrone
Zar Saltan mit goldner Krone.
Finster seine Augen blitzen.

Weberin und Köchin sitzen
Ihm zu Füßen, und als Dritte
Babariche in der Mitte.
Und vieräugig wie sie waren,
Sehn die Dreie auf zum Zaren,
Der alsbald das Wort genommen:
Lieben Gäste, seid willkommen!
Erst nehmt Platz in unserm Kreise
Euch zu laben nach der Reise,
Und nun sagt, wo kommt Ihr her?
War't Ihr lange auf dem Meer?
Und jenseits des Meers wie war es,
Saht Ihr dort viel Wunderbares?

Solche Antwort ward dem Zaren:
Haben alle Welt umfahren,
Jenseits auch der Meeresflut
Ist es schön und lebt sich's gut,
Doch das größte Wunder sahn
Wir im blauen Ozean;
Eine Insel steigt dort auf,
Eine Stadt dehnt sich darauf;
Auf der Insel — kaum vermag
Ich's zu sagen — Tag für Tag
Hat sich dieses zugetragen:
Hoch im Meer die Wellen schlagen,
Brausen, zischen, stürmen, toben,
Wälzen schäumend sich nach oben
Auf den nackten, öden Strand,
Ueberschwemmen rings das Land —
Plötzlich, flammend wie Gewitter,
Springen drei und dreißig Ritter
Aus der Flut, in blankem Stahl,

Junge Riesen allzumal
Hochgemuth von stolzer Schöne,
Auserwählte Heldensöhne,
Ein gewalt'ger Reckenchor,
Und es führt sie Tschornomor.
Täglich zu bestimmter Stunde
Steigen sie vom Meeresgrunde
Auf, die stolze Stadt zu wahren
Und zu schützen vor Gefahren.
Keine Wächterschaar gleicht diesen
Auserkor'nen Heldenriesen.
In der Stadt auf goldnem Thron
Herrscht der mächt'ge Fürst Gwidon,
Der uns auftrug als wir gingen,
Seine Grüße Dir zu bringen.

Zar Saltan mit offnem Munde
Horcht der neuen Wunderkunde,
Nach der Insel geht sein Streben;
Sprach er: läßt mich Gott am Leben,
Mach' ich mit Gwidon Bekanntschaft
Sammt den Wundern seiner Landschaft.

Weberin und Köchin wagen
Dieses Mal kein Wort zu sagen.
Mit verschmitztem Angesicht
Lächelnd Babariche spricht:
Ob es falsch ist oder wahr,
Doch was ist da wunderbar,
Daß in Waffen und in Wehre
Menschen steigen aus dem Meere,
Täglich auf die Insel gehn,
In der Stadt als Wächter stehn!

Besser als von solchen Helden
Will ich Dir ein Wunder melden:
Fern wohnt hinter'm blauen Meer
Eine Zarin schön und hehr,
Wer sie einmal sieht, kann nicht
Von ihr wenden das Gesicht,
So voll Glanz ist sie und Wonne.
Tags verdunkelt sie die Sonne,
Und durch ihre Lichtgeberde
Nachts erleuchtet sie die Erde.
Unter ihres Haares Kranz
Scheint ein Mond in vollem Glanz;
Und auf ihrer weißen Stirn
Blitzt ein strahlendes Gestirn.
Majestätisch ist die Frau,
Stolz geht sie, gleichwie ein Pfau;
Ihre Stimme gleicht dem hellen
Murmeln frischer Bergesquellen.
Solche Wundermär wie meine
Giebt es sonst auf Erden keine!

Sprach's. Man ließ sie ruhig sprechen,
Wagt' sie nicht zu unterbrechen.
Zar Saltan erstaunte höchlich
Daß ein solches Wunder möglich.
Fürst Gwidon war ungehalten,
Doch es jammert ihn der Alten;
Mit Gebrumm und mit Gesumm
Fliegt er lang um sie herum,
Fliegt ihr mitten auf die Nase
Sticht sie — eine große Blase
Steigt der Alten aus der Nase.
Schrie und tobte Babariche

Nach dem argen Wespenstiche
Mit der Alten Alles schrie:
»Fangt die Wespe, tödtet sie!
Warte Du, wir wollen Dich!«
Doch Gwidon im Flug entwich
Durch das Fenster, und flog fort
Ueber's Meer in seinen Hort.

Und am blauen Meere wieder
Geht er spähend auf und nieder:
Siehe, durch die dunklen Wogen
Kommt der weiße Schwan gezogen:

Grüß Dich Gott, mein Fürst! warum
Wandelst Du so trüb und stumm?
Sprich, was ist Dir angethan?
So den Fürsten frägt der Schwan.

Und der Fürst zur Antwort sagt:
Höre was mein Herz zernagt:
Alle Menschen frei'n, ich sehe
Daß nur ich noch ledig gehe ...

Sag mir was Dein Herz erstrebt!

— Eine mächt'ge Fürstin lebt,
— Sagt man — hinter'm blauen Meer,
Unvergleichlich schön und hehr!
Wer sie einmal sieht, kann nicht
Von ihr wenden das Gesicht,
So voll Glanz ist sie und Wonne.
Tags verdunkelt sie die Sonne,
Und durch ihre Glanzgeberde

Nachts erleuchtet sie die Erde.
Unter ihres Haares Kranz
Scheint ein Mond in vollem Glanz,
Und auf ihrer weißen Stirn
Blitzt ein strahlendes Gestirn.
Majestätisch ist die Frau,
Stolz geht sie, gleichwie ein Pfau;
Ihre Stimme gleicht dem hellen
Murmeln frischer Bergesquellen.
Alles an ihr wunderbar ist —
Doch, ob es auch wirklich wahr ist?

Also frägt er zitternd, bange;
Es besann der Schwan sich lange
Eh' er dies zur Antwort sprach:
Wahr ist es, doch denke nach
Eh' Du frei'st, was Dir bestimmt,
Daß Dein Herz nicht Schaden nimmt!
Ehestand hat schwere Pflicht,
Eine Gattin kann man nicht
Von der Hand wie Handschuh streifen
Und nach einer andern greifen.
Drum erwäge jetzt vernünftig,
Daß Du nichts bereuest künftig.

Möge Gott mein Zeuge sein
Daß es Zeit für mich zu frei'n,
Sprach der Fürst — schon Rath gepflogen
Hab' ich, Alles wohl erwogen,
Und so stark treibt mich mein Sinn
Zu der schönen Zarin hin:
Sie zu sehn, zu Fuße gerne
Ging ich bis zur weit'sten Ferne!

Seufzt der Schwan tief auf und spricht:
Weit zu gehen brauchst Du nicht,
Sieh, Dein Schicksal ist Dir nah,
Ich bin selbst die Zarin ja!

Sprach's, und schwang sich aus den Wogen,
Kam zum Uferland geflogen,
Ließ sich im Gebüsche nieder,
Und erschien als Zarin wieder.
Unter ihres Haares Kranz
Schien ein Mond in vollem Glanz,
Und auf ihrer weißen Stirn
Blitzt' ein strahlendes Gestirn.
Majestätisch war die Frau,
Stolz ging sie, gleichwie ein Pfau,
Ihre Stimme glich dem hellen
Murmeln frischer Bergesquellen.

Fürst Gwidon in Wonne schaut
Seine königliche Braut,
Küßt sie, und mit frohem Sinn
Führt er sie zur Mutter hin,
Der zu Füßen sinkt der Sohn,
Spricht in flehentlichem Ton:
Mütterchen, der Wunsch mich quälte,
Daß ich mir ein Weib erwählte,
Diese hab ich nun gewinnt
Mir zum Weib und Dir zum Kind.
Liebend kam sie mir entgegen,
Und nichts fehlt uns als Dein Segen,
Daß von Mutterhand gesegnet
Was in Liebe sich begegnet!

Und gerührt die Mutter stand,
Nahm ein Heil'genbild zur Hand,
Ein geweihtes, wunderbares,
Hielt es über's Haupt des Paares,
Weinte, schluchzte laut vor Freude,
Segnete die Kinder beide.
Blieb das Paar nicht lange stehn,
Eilt die Hochzeit zu begehn.
Was in Liebe sich gefunden
Ward in Liebe bald verbunden.
Fürst Gwidon erwartet schon
Einen Sproß auf seinem Thron.

Weht der Wind vom Meere her,
Treibt ein Schifflein auf dem Meer,
Das die Segel ausgebreitet
Leicht und schnell die Flut durchgleitet.
Zu der steilen Insel schwimmt es,
Seinen Lauf zum Hafen nimmt es.
Als der Schuß vom Wall erschallt
Macht das Schiff im Hafen Halt.
Ladet man die Schiffer alle
Gastlich ein zur Fürstenhalle.
Als das reiche Mahl geendet,
Sich der Fürst zum Schiffsherrn wendet,
Frägt nach Herkunft, Reiseziel,
Thut noch andrer Fragen viel.
Und er hört zur Antwort sagen:
Weit hat uns das Meer verschlagen,
Haben alle Welt durchfahren,
Handeln mit verbotnen Waaren.
Jetzt zur Heimkehr ist es Zeit,
Denn uns führt der Weg noch weit:

Nah dem Insselland Bujan
In das Reich des Zar Saltan.
Sprach der Fürst: ein guter Stern
Leite Euch, Ihr lieben Herrn,
Durch den weiten Ozean
Zum berühmten Zar Saltan!
Seid Ihr glücklich heimgefahren
Grüßt von mir den mächt'gen Zaren,
Und erinnert ihn zu kommen
Wie er oft sich vorgenommen;
Sagt ihm daß ich lang und oft
Schon auf den Besuch gehofft! —
Schifften sich die Gäste ein;
Fürst Gwidon bleibt nun allein
Mit der Zarin — geht nicht mehr,
Wie dereinst, zum blauen Meer.

Lustig pfeift und weht der Wind,
Und das Schifflein fliegt geschwind
Nah dem Insselland Bujan
Nach dem Reich des Zar Saltan.
Fern schon sehen sie den Strand,
Und vom Mastkorb ruft es: »Land!«
Kommt das Schiff an's Land geschwommen,
Und die Schiffer alle kommen
In den Zarenhof zu Gaste.
Dort im goldenen Palaste
Sitzt auf goldnem Herrscherthrone
Zar Saltan mit goldner Krone.
Finster seine Augen blitzen.
Weberin und Köchin sitzen
Ihm zu Füßen, und als Dritte
Babariche in der Mitte.

Und vieräugig wie sie waren
Sehn die Dreie auf zum Zaren,
Der alsbald das Wort genommen:
Lieben Gäste, seid willkommen!
Erst nehmt Platz in unserm Kreise,
Euch zu laben nach der Reise,
Und nun sagt: wo kommt Ihr her?
War't Ihr lange auf dem Meer?
Und jenseits des Meers wie war es,
Saht Ihr dort viel Wunderbares?

Solche Antwort ward dem Zaren:
Haben alle Welt umfahren,
Jenseits auch der Meeresflut
Ist es schön und lebt sich's gut;
Doch die größten Wunder sahn
Wir im blauen Ozean:
Eine Insel steigt dort auf,
Eine Stadt dehnt sich darauf,
Stolz gebaut mit Thürmen, Zinnen,
Goldne Kuppeln blitzen drinnen.
Vor dem Schloß auf weitem Raum
Steht ein rother Tannenbaum;
Im krystallnen Häuschen drunter
Sitzt ein Eichhorn zahm und munter,
Singt und zwitschert, und im Takt
Zum Gesange Nüsse knackt;
Nüsse, gar nicht zu bezahlen,
Ganz von Golde sind die Schalen,
Und die Kerne — Edelsteine
Hell von wunderbarem Scheine.
Und das Eichhorn Tag und Nacht
Wird gehütet und bewacht.

Noch von Wundern kann ich sagen:
Hoch im Meer die Wellen schlagen,
Brausen, zischen, stürmen, toben,
Wälzen schäumend sich nach oben
Auf den nackten, öden Strand,
Ueberschwemmen rings das Land —
Plötzlich, flammend wie Gewitter,
Springen drei und dreißig Ritter
Aus der Flut, in blankem Stahl,
Junge Riesen allzumal
Hochgemuth von stolzer Schöne,
Auserwählte Heldensöhne,
Ein gewalt'ger Reckenchor,
Und es führt sie Tschornomor.
Keine Kriegerschaar gleicht diesen
Auserkor'nen Heldenriesen!
Ein Gemahl hat Fürst Gwidon:
Nimmer schmückte Fürstenthron
Solche Schönheit: man kann nicht
Von ihr wenden das Gesicht,
So voll Glanz ist sie und Wonne!
Tags verdunkelt sie die Sonne,
Und durch ihre Lichtgeberde
Nachts erleuchtet sie die Erde.
Unter ihres Haares Kranz
Scheint ein Mond in vollem Glanz,
Und auf ihrer weißen Stirn
Blitzt ein strahlendes Gestirn.
In dem goldenen Palaste
Lud uns Fürst Gwidon zu Gaste
Und befahl uns, als wir gingen,
Seine Grüße Dir zu bringen,
Dich zu mahnen bald zu kommen,

Wie Du oft Dir vorgenommen —
Er erwartet Dich schon lange!

Bei dem Wort in starkem Drange
Neu erwacht des Zars Gelüsten —
Eilig läßt er Schiffe rüsten
Nach des Wundereilands Küsten.
Weberin und Köchin sinnen
Zu verhindern das Beginnen;
Mit der Base Babariche
Sinnen sie auf neue Schliche —
Doch Saltan ergrimmte sehr:
Bin ich denn nicht Herrscher mehr!
Haltet Ihr mich für ein Kind?
Rüstet Euch zur Fahrt geschwind!
Rief er zornig von Geberde,
Stampfte mit dem Fuß die Erde,
Schlug die Thür zu, eilte fort,
Und man that nach seinem Wort.

Sitzt am Fenster Fürst Gwidon,
Blickt in Schweigen lange schon
Nieder auf das blaue Meer.
Trübt kein Sturm die Fläche mehr,
Kaum daß sich das Meer bewegt,
Silberstreifig Falten schlägt.
Und es späht der Fürst und sieht
Fern dort eine Flotte zieht —
Durch den blauen Ozean
Schwimmt das Schiff des Zar Saltan.
Fürst Gwidon mit Einem Satze
Springt in Freuden auf vom Platze,
Springt hinunter von den Stufen,

Mutter und Gemahl zu rufen:
Seht des Vaters Schiff, dort schwimmt es!
Seinen Weg zum Hafen nimmt es!

Kommt der Stadt die Flotte nah.
Fürst Gwidon durch's Fernrohr sah —
Sieht er seinen Vater stehn
Vom Verdeck durch's Fernrohr sehn.
Auch das böse Schwesterpaar
Und die Base mit ihm war.
Alle Drei in Staunen stehen
Und das fremde Land besehen.

Plötzlich von Kanonen dröhnt es,
Und von Glockenläuten tönt es:
Fürst Gwidon kommt selbst gegangen
Um den Zaren zu empfangen
Sammt den Frau'n, die ihn begleiten;
Feierlichen Zuges schreiten,
Freudenvollen Angesichts
Sie zur Stadt — Gwidon sagt nichts.

Nach dem goldenen Palaste
Führt er allesammt zu Gaste;
Sieh: vor des Palastes Gitter
Stehen drei und dreißig Ritter,
Riesenhaft von Wuchs, verwegen,
Auserkor'ne, stolze Degen,
Ein gewalt'ger Reckenchor,
Und es führt sie T s c h o r n o m o r.

Kommt der Zar zum Hofesraum,
Sieht den rothen Tannenbaum,

Und das Eichhorn sitzt darunter,
Singt und pfeift und zwitschert munter,
Und derweil es singt, im Takt
Zum Gesange Nüsse knackt,
Goldne Nüsse, drin die Kerne
Edelsteine; nah und ferne
Liegen auf dem Hof die Schalen
Und von eitel Golde strahlen.

Aber starr die Gäste stehn
Wie sie jetzt die Fürstin sehn!
Unter ihres Haares Kranz
Scheint ein Mond in vollem Glanz,
Und auf ihrer weißen Stirn
Blitzt ein strahlendes Gestirn,
Stolz geht sie, gleichwie ein Pfau,
Führt am Arme eine Frau . . .

Ist es Wahrheit, ist es Wahn!
Ruft in Staunen Zar Saltan,
Als er seine Zarin sieht,
Die er schluchzend an sich zieht,
Sie in seine Arme preßt
Und mit Freudethränen näßt.
Nun erkannt' er auch Gwidon,
Herzte, küßte seinen Sohn,
Und das schöne Weib nicht minder.
Fröhlich führten ihn die Kinder
Nun zu Tische in den Saal —
Hei, gab das ein frohes Mahl!
Doch die bösen Schwestern schlichen
Sich hinweg mit Babarichen,
Suchten schnell sich zu verstecken,

Kaum noch kann man sie entdecken.
Und nun beichteten die Dreie
Ihre Unthat nach der Reihe;
Doch weil Jede Reue zeigte,
Sich des Zaren Herz erweichte,
So vergnügt war er beim Schmause,
Schickt sie alle drei nach Hause ...

Schön war Alles wie im Traum,
Und zur Nacht gelang es kaum
Zar Saltan in's Bett zu tragen,
So beschwert war Geist und Magen
Von dem kreisenden Pokal.
Ich war selbst bei diesem Mahl,
Habe nicht den Mund verschlossen,
Speise, Bier und Meth genossen,
Allem tapfer zugesetzt,
Und den Schnurrbart kaum benetzt.

Märchen

von der todten Zarentochter und den sieben Rittern.

Von der Zarin nahm der Zar
Abschied; lang die Reise war.
Und die Zarin klagte sehr,
Harrt des Zaren Wiederkehr,
Sitzt am Fenster früh und spät
Und hinaus in's Weite späht;
Schmerzt vom Sehn ihr das Gesicht,
Und der Zar kommt immer nicht!
Bricht der Winter schon herein,
Stürmend fängt es an zu schnein,
Schnee hüllt Wald und Felder ein.
Schon neun Monde sind dahin,
Und in wehmutvollem Sinn
Sitzt die Zarin, früh und spät
Nach des Gatten Heimkehr späht.
Weihnachtsabend bricht herein,
Schenkt ihr Gott ein Töchterlein.
Kaum war ihr dies Glück beschert,
Als ihr Gatte wiederkehrt;
Früh am Morgen war er da —
Und als ihn die Zarin sah,
Außer sich ganz vor Entzücken
Eilt sie ihn an's Herz zu drücken;

Doch zu stark war die Erregung,
Ihre freudige Bewegung
Schuf der Kranken Weh und Noth,
Schon am Mittag war sie todt.

War der Zar voll Gram und Pein,
Und wie konnt' es anders sein?
Wie ein Traum entschwand ein Jahr,
Da auf's Neue freit der Zar;
Und die Frau die er erkoren
War zur Zarin wie geboren,
Weiß, von stolzem Gliederbau,
Eine schöne, kluge Frau;
Doch voll Hochmuth nebenbei,
Auch von Eifersucht nicht frei,
Eigenwillig, eigensinnig,
Aber wirklich schön und minnig.
Nichts ward ihr in's Eheleben
Als ein Spiegel mitgegeben,
Klein, doch eine seltne Habe,
Denn ihm wurde Redegabe;
Reden konnt' er, russisch gar,
Wie ein Mensch, — und immer wahr.
Sah sie nach dem Spiegel hin
War die Zarin froh von Sinn,
Er war ihr zum Trost und Spiel,
Nichts war sonst was ihr gefiel.
Rief sie, lieber Spiegel sage
Treu mir Antwort auf die Frage:
Ziemt mir nicht der Schönheit Preis?
Bin ich nicht so frisch und weiß,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib mir gleicht auf Erden?

Gab der Spiegel Antwort gleich:
Ja, Du bist so anmuthreich,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib Dir gleicht auf Erden!

Und mit strahlendem Gesicht
Hört sie was der Spiegel spricht,
Läßt der Freude freien Lauf,
Zieht die weißen Schultern auf,
Hat bald hier, bald da zu lüften,
Stemmt die Arme in die Hüften,
Dreht und biegt sich, blinzt und nickt,
Stolzen Auges um sich blickt,
Vor den Spiegel stellt sie sich,
Selber sehr gefällt sie sich.

Doch das Töchterlein des Zaren
Wurde größer mit den Jahren,
Wuchs zu wunderbarer Blüthe;
Sanft von Herzen und Gemüthe
War sie, blendend von Gesicht,
Schön're Jungfrau sah man nicht.
Zündend war des Augs Gefunkel,
Haar und Brauen fein und dunkel.

Wie Prinz Jelißéi sie schaut,
Hält er um sie an als Braut.
Willigt gern der Vater ein,
Kommt der Prinz um sie zu frei'n.
Man beschenkte sie au'fs Beste:
Hundertvierzig Prunkpaläste,
Sieben Städte groß und reich
Gab der Zar als Mitgift gleich.

Schon versammeln sich die Gäste
Im Palast zum Hochzeitsfeste.
Doch die schöne Zarin kleidet
Sich noch an, im Spiegel weidet
Sie das stolze Angesicht,
Und auf's Neu' die Zarin spricht:
Spiegel, lieber Spiegel sage
Treu mir Antwort auf die Frage:
Ziemt mir nicht der Schönheit Preis?
Bin ich nicht so frisch und weiß,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib mir gleicht auf Erden? —
Und was sagt der Spiegel wieder?

Schön geformt sind Deine Glieder,
Frisch und weiß ist Dein Gesicht,
Doch die Schönste bist Du nicht,
Denn das schöne Zarenkind,
Das der Prinz als Gattin minnt,
Ist so lieblich von Geberden
Daß kein Weib ihr gleicht auf Erden.

Wie die Zarin da erbittert
Aufspringt und vor Ingrimm zittert!
Tobend ihren Arm bewegt,
Zornig nach dem Spiegel schlägt:
Mit den Füßchen auf die Erde
Stampft sie, ruft in Zorngeberde:

O Du schlechtes Spiegelglas!
Mir zum Hohne sagst Du das;
Ich soll ihrer Schönheit weichen?
Wie kann sie sich mir vergleichen!

Warte nur, ich will ihr lehren
Sich so stolz herauszukehren!
Zu verwundern ist es nicht
Daß so schneeweiß ihr Gesicht,
Sah die Mutter immer nur
Aus auf die beschneite Flur;
Doch soll darum gleich ihr Kind
Schöner sein als ich? O, blind
Mußt Du sein mir das zu sagen!
Brauchst den Blick nur aufzuschlagen:
Wer, in meines Zaren Reichen
Mag sich mir an Schönheit gleichen?
Wer, rings auf der weiten Erde
Ist so lieblich von Geberde?

Gab der Spiegel Antwort gleich:
Schön bist Du und anmuthreich,
Doch die Zarentochter ist
Schöner als Du selber bist!

Nie ward ihr so großes Leid.
Voll von Eifersucht und Neid
Warf sie, grimmig von Geberde,
Ihren Spiegel auf die Erde,
Rief Tschernawka *), ihre Zofe,
Durch das Fenster her vom Hofe,
Gab Befehl, das Zarenkind
In den dicksten Wald geschwind
Fortzuführen, festzubinden
Wo kein Rettungsweg zu finden.
Leben soll sie dort im Raume
An dem dicksten Fichtenbaume

*) Sprich: Tschĕrnāwkă.

Festgeknebelt mit den Armen,
Bis sich Wölfe ihr erbarmen.

Hätte selbst der Teufel Muth
Einem Weib in ihrer Wuth
Von Vernunft zu reden? Bald
Kam Tschernawka in den Wald
Mit dem schönen Zarenkinde,
Schickt sich an daß sie es binde.
Und das Zarenkind erschrickt,
Jammernd auf zur Zofe blickt,
Fleht mit ausgestreckten Armen
Sie um Mitleid und Erbarmen:
Gott, was ist denn mein Verschulden,
Daß ich solches soll erdulden?
Rette mich, laß mich am Leben,
Reichen Lohn will ich Dir geben
Künftig wenn ich Zarin werde!
Ruft sie flehender Geberde.

Und die Zofe hört ihr Flehen,
Kann gerührt nicht widerstehen,
Denn sie liebt die schöne Maid,
Spricht: ich thue Dir kein Leid,
Mög' der Himmel mit Dir sein!
Ließ sie, kam zu Haus allein.
Und die Zarin frägt geschwind:
Nun, wo ist das schöne Kind?

Spricht die Zofe: dort im Wald
Steht sie festgebunden, bald
Wird sie dort ihr Leid vergessen,
Werden sie die Wölfe fressen. —

Kam die Mär zu Aller Ohren
Daß das Zarenkind verloren!
Schmerzgebeugt ob solcher Kunde
Ward der Zar. Zur selben Stunde
Jelißei bereitet sich,
Betet erst inbrünstiglich,
Eilt von Sehnsucht fortgetrieben
Auszuspähn nach seiner Lieben.

Die Prinzessin kummerschwer
Irrt im Walde hin und her;
Dunkel schon den Wald umfloß,
Plötzlich steigt ein großes Schloß
Vor ihr auf. Es kommt ein Hund
Auf sie zu, umkriecht sie rund,
Schnüffelt, wedelt, bellt und springt;
Und die Zarentochter dringt
In den Hofraum mit dem Hunde —
Tiefes Schweigen in der Runde.
Und sie faßt sich Muth und steigt
Auf die Treppe; bald erreicht
Sie im Schlosse ein Gemach;
Giebt dem Druck die Klinke nach,
Leise knarrt's — bei hellem Schimmer
Tritt sie in ein großes Zimmer,
Rings von Bänken eingehegt
Und mit Teppichen belegt.
Heil'genbilder an der Wand,
Und ein eichner Tisch befand
Sich darunter; um den tiefen
Ofen bunte Fliesen liefen.
Alles zeigte deutlich ihr:
Gute Menschen wohnen hier

Und man wird sie gut empfangen.
Doch, so weit sie auch gegangen
Ringsum, Niemand ist zu sehn!
Müde von dem vielen Gehn
Zündet sie ein Wachslicht an,
Heizt den großen Ofen dann,
Macht im Schlosse Alles rein,
Setzt sich hin — und schlummert ein.

Mittag naht', vom Hof herauf
Schallt' ein Lärm; sie wachte auf.
Sieben Ritter auf einmal
Stolz mit Schnurrbart und in Stahl
Treten ein. Der Aelt'ste spricht:
Seht nur! täuscht mich mein Gesicht?
Alles glänzt so schmuck und rein,
Jemand muß im Hause sein
Der uns Alles schön bereitet!

Und der Ritter spähend schreitet
Durch das Zimmer: Tritt hervor!
Schallt mein Rufen an Dein Ohr,
Wisse es ist gutgemeint,
Tritt hervor, sei unser Freund!
Bist Du alt schon von Geberden
Sollst Du unser Oheim werden —
Bist Du jung noch auf den Füßen
Laß als Bruder Dich begrüßen —
Bist Du eine alte Frau:
Ist Dein Haar in Ehren grau,
Wollen wir Dich Mutter heißen,
Dich zu ehren uns befleißen —
Doch bist Du ein Jungfräulein
Sollst Du unsre Schwester sein! —

Und das Zarenkind in Zittern
Naht, verbeugt sich vor den Rittern,
Und, schamroth von Angesicht,
Manches zur Entschuld'gung spricht,
Daß am Abend ungebeten
Sie zum Schlosse eingetreten.
Und die Ritter allsofort
Merkten an der Jungfrau Wort
Daß sie Zarentochter sei,
Holen Kuchen, Wein herbei,
Laden sie zum Sitzen ein —
Doch sie dankte für den Wein,
Und vom Kuchen den es gab,
Brach sie nur ein Stückchen ab.
Gar zu müde war sie, hätte
Gern ein Stübchen und ein Bette.
Noch bei hellem Tagesschimmer
Führte man sie in ein Zimmer
Oben, ließ sie dort allein,
Und bald schlummerte sie ein.

Tag auf Tag also entschwand,
Und das Zarenkind befand
Sich noch immer wohlgemuth
In der sieben Ritter Huth.
In der Frühe stets von Haus
Ziehn die sieben Brüder aus,
Streifen auf verschiednen Wegen
Wilde Enten zu erlegen,
Oder Elstern aufzujagen,
Oder Köpfe abzuschlagen
Von Tataren und Tscherkessen.
Und das Zarenkind indessen

Weilt im Waldesschloß allein,
Läßt sich's angelegen sein
Einer Hausfrau gleich zu schalten,
Alles ordnend zu erhalten.
Froh in Eintracht Alles steht,
Ob auch täglich Jeder geht
Einzeln seines Wegs zu wandern.
So flieht ein Tag nach dem andern,
Bis die Brüder alle sieben
Sich in's Zarenkind verlieben.
Einstmals, schon beim Frührothschimmer
Treten Alle in ihr Zimmer.
Hebt der Aelt'ste an zu reden:
Holde Maid, Du kennst nun Jeden
Von uns, weißt daß alle Sieben
Dich wie eine Schwester lieben;
Jeder würde glücklich sein
Dich als Ehgemahl zu frei'n;
Doch das geht nicht, drum gestehe:
Welchen wünschest Du zur Ehe
Von uns Sieben? Einen wähle,
Und auf alle Andern zähle
Wie auf treue Brüder immer —
Nun was trübt sich so der Schimmer
Deiner Augen? Mürrisch neigst
Du das Köpfchen, schwankst und schweigst?
Ist Dir Keiner zu Gefallen,
Liebst nicht Einen von uns Allen?

Ach, Ihr Brüder, meine Lieben,
Schwesterlich Euch alle sieben
Lieb' ich — so die Jungfrau spricht —
Doch Euch freien kann ich nicht.

Strafe Gott mich wenn ich lüge,
Euch durch falsches Wort betrüge:
Meinem Herzen werth und traut
Seid Ihr — doch ich bin schon Braut!
Alle seid ihr hochgemuth,
Weise, edel, stolz und gut,
Alle seid Ihr gleich vernünftig,
Aber ich gehöre künftig
Einem Andern: lange schon
Minnt um mich der Königssohn
Jelißéi mit starker Minne,
Und auch ich in treuem Sinne
Habe mich mit Herz und Leben,
Mich ihm ganz dahin gegeben!

Standen alle Brüder stumm,
Kratzten sich am Ohr herum.
Fragen ist nicht sünd'gen — spricht
Drauf der Aelt'ste — zürne nicht,
Gutgemeint war unser Wort,
Schweigen wir davon hinfort!

Sprach die Jungfrau: lieben Herrn,
Euch zu zürnen sei mir fern!
Laßt auch mich Verzeihung hoffen
Daß ich meine Minne offen
Euch bekannt . . .
Und alle sieben
Brüder grüßten sie und blieben
Freundlich wie sie immer waren
Mit dem holden Kind des Zaren.

Doch die Zarin hat indessen
Nicht das Zarenkind vergessen.

Jeder Tag in Ihrem Innern
Weckt ein neidisches Erinnern.
Lange Zeit in ihrem Haß
Geht sie nicht zum Spiegelglas.
Doch sie kann nicht widerstehen
Auf die Dauer, muß sich sehen,
Macht ein freundliches Gesicht,
Spiegelt sich im Glas und spricht:
Gruß Dir, lieber Spiegel! sage
Treu mir Antwort auf die Frage:
Ziemt mir nicht der Schönheit Preis?
Bin ich nicht so frisch und weiß,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib mir gleicht auf Erden?

Gab der Spiegel Antwort gleich:
Schön bist Du und anmuthreich,
Doch wo sich ein Schloß erhebt
Tief im Eichenwalde, lebt
Ohne Ruhm zu dieser Frist
Eine die noch schöner ist;
Schön're Jungfrau sah man nie!
Sieben Ritter hüten sie!

Stürzt die Zarin zornesvoll
Auf Tschernawka, ruft in Groll:
Wie hast Du mit falschem Sinn
Mich betrogen! und worin! —
Und Tschernawka voller Schrecken
Eilt ihr Alles zu entdecken.
Drauf die grimme Zarin droht
Ihr mit martervollem Tod,
Tödtet sie nicht selbst geschwind
Das verhaßte Zarenkind.

Eines Tags das Zarenkind
Sitzt am Fenster spät und spinnt,
Dreht das Spinnrad schnurrend, harrt
Ihrer Brüder Gegenwart.
Plötzlich bellt's im Hofe laut,
Springt sie auf und späht und schaut:
Eine arme Frau treibt dort
Mit dem Stock den Hofhund fort.
Ruft das Zarenkind ihr zu:
Warte nur, gleich schaff' ich Ruh,
Werde selbst den Hund verjagen,
Speise Dir hinuntertragen!

Und die Alte spricht zu ihr:
Schöne Jungfrau, Dank sei Dir!
Sieh, wie das verwünschte Thier
Wüthig bellt und beißt nach mir,
Hat mich blutig schon gebissen,
Hätte mich beinah zerrissen!

Und das schöne Zarenkind
Eilt mit Brot hinab, geschwind
Es der armen Frau zu bringen —
Doch der Hund hebt an zu springen
Wie sie nie gesehn — ein Bellen,
Heulen, daß die Ohren gellen,
Sucht gewaltsam von der Alten
Seine Herrin fernzuhalten —
Kaum naht sich die Alte ihr:
Stürzt, gleichwie ein wildes Thier,
Auf sie los der Hund in Wuth.
Hat gewiß schlecht ausgeruht!
Fang'! die Jungfrau wirft das Brot,

Und die Alte fängt's mit Noth:
Segne Gott Dich für die Gabe,
Nimm zum Dank was ich hier habe!
Sprach's und einen Apfel zog
Sie hervor, der Apfel flog . . .
Sucht der Hund ihn zu erwischen,
Springt empor und heult dazwischen,
Doch das Zarenkind gewandt
Fängt den Apfel mit der Hand.
Wie er frisch und mürbe war,
Rings verklebt mit Golde gar!

Nochmals dankend rief die Alte:
Daß der Himmel Dich erhalte
Wie Du bist, so schön und rein!
Iß den Apfel, denke mein . . .

Also sprach sie, mit der Hand
Winkt' sie grüßend und verschwand . . .

Und hinauf die Treppenstufen
Eilt die Jungfrau. Ungerufen
Folgt der Hund ihr, springt und bellt
Nach dem Apfel den sie hält,
Kann den Apfel nicht erreichen;
Sieht der Hund mit schmerzensreichen
Blicken ihr in's Angesicht,
Und sein flehend Auge spricht:
— Denn der Zunge fehlt das Wort —
Laß den Apfel, wirf ihn fort!

Nun, was hast Du? — sagt sie schmeichelnd,
Ihn mit zarten Händchen streichelnd:

Komm, Sakolka, lege Dich,
Ruh Dich aus und pflege Dich!

Eilt die Jungfrau in ihr Zimmer,
Schließt die Thüre leis, wie immer,
Setzt an's Fenster sich und harrt
Ihrer Brüder Gegenwart.
Doch vom Apfel in der Hand
Wird kein Auge abgewandt:
Wie er saftig, rosig, mürbe,
Schade, wenn der so verdürbe!
Gerne äß' ich ihn so frisch,
Doch, ich warte bis zu Tisch!
Also spricht sie, legt ihn nieder.
Doch in Eile hat sie wieder
Ihren Apfel aufgehoben,
Will doch wenigstens erproben
Wie er schmeckt; riecht erst daran,
Führt ihn an die Lippen dann,
Beißt ein Stückchen ab und schluckt . . .
Plötzlich wirr ihr Auge zuckt,
Fiebernd zittern alle Glieder,
Ihre Arme sinken nieder
Und der Apfel fällt zur Erde.
Geisterähnlich von Geberde,
Des Bewußtseins ganz beraubt
Stürzt sie selbst hin, lehnt ihr Haupt
An den Tisch, der an der Wand
Bei den Heil'genbildern stand . . .

Bald darauf aus blut'gem Strauß
Kehrt die Brüderschaar nach Haus.
Bellend kommt auf ihren Wegen

Ihnen schon der Hund entgegen;
Unter kläglichem Gewimmer
Führt er sie hinauf in's Zimmer.
In des Hundes Wimmern, Keuchen,
Sehen sie ein schlechtes Zeichen —
Treten ein, und staunend sehen,
Was hier Gräßliches geschehen.
Und der Hund laut bellend springt
Auf die Frucht, die er verschlingt,
Und sich winselnd streckt: es trifft
Tödtend selber ihn das Gift.
Ach, das treue Thier! es wußte
Daß der Apfel tödten mußte!
Doch die Brüder alle sieben
Tiefgebeugten Hauptes blieben
Trauernd bei der Schwester stehn.
Schön im Tod noch anzusehn
War sie. Nach inbrünst'gem Beten
Leis die Brüder zu ihr treten,
Legen ihr ein Grabkleid an
Wollen sie begraben dann,
Doch beschließen anders wieder —
Denn so frisch sind ihre Glieder
Anzusehn und ihre Wangen,
Als ob Schlummer sie umfangen.
Nur der Athem ist vergangen.
Und drei Tage so verstrichen,
Doch sie war und blieb verblichen.

Nach der Todtenfeier barg
Man den Leib in einem Sarg
Von Krystall. Um Mitternacht
Ward die Leiche fortgebracht

In's Gebirg. Die sieben Ritter
Zogen um den Sarg ein Gitter,
Drin sechs runde Säulen standen;
Fest an diese Säulen banden
Sie den Sarg mit Eisenketten,
Als ob sie gefürchtet hätten
Daß man sie noch rauben könnte,
Ihr die letzte Ruh nicht gönnte.
Eh' sie von der Leiche schieden,
Sprach der Aelt'ste: Ruh' in Frieden!
Schnell, als Opfer böser Leute
Wurdest Du des Todes Beute,
Lebst im Himmel jetzt als Engel
Ohne Fehl' und ohne Mängel;
Und als irdisches Vermächtniß
Wahren treu wir das Gedächtniß
Deiner Schönheit; ihre Blüthen
Suchten wir für den zu hüten,
Den Du liebend selbst erkoren,
Doch er blieb für Dich verloren —
Keinem hast Du Dich im Leben,
Nur dem Grab ganz hingegeben. —

An dem Tag der Zarin war es
Als ob etwas Wunderbares
Vorgefallen; heimlich geht sie
Hin zum Spiegel, fragend steht sie:
Spiegel, lieber Spiegel, sage
Treu mir Antwort auf die Frage:
Ziemt mir nicht der Schönheit Preis?
Bin ich nicht so frisch und weiß,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib mir gleicht auf Erden?

Gab der Spiegel Antwort gleich:
Ja, Du bist so anmuthreich,
Schön und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib Dir gleicht auf Erden! —

Jelißéi in seinem Schmerz
Sucht indessen allerwärts
Seine Braut, doch ach! vergebens,
Denn kein Ende seines Strebens
Zeigt sich ihm. Auf seine Fragen
Kann ihm Niemand Antwort sagen.
Löst sein Schmerz sich auf in Thränen,
Und gar viele Menschen wähnen
Ihn im Wahnsinn: wenn er spricht
Lacht ihm Einer in's Gesicht,
Zeigt den Rücken ihm der Andre.
Ob er alle Welt durchwandre,
Die Verlorne sieht er nicht!
Endlich auf zum Sonnenlicht
Hat er seinen Blick erhoben,
Spricht: Du schöne Sonne oben,
Aller Welt mit warmem Schein
Leuchtest Du Jahraus, Jahrein,
Auf und ab am Himmel ziehst Du,
Und auf Erden Alles siehst Du,
Hör' mich, helle Sonne, sage
Wahr mir Antwort auf die Frage:
Sahst Du meine Auserkorne,
Die Prinzessin, die Verlorne?
Eine Jungfrau, von Geberden
Schön, wie keine sonst auf Erden.

Und die rothe Sonne spricht:
Die Verlorne sah ich nicht;

Ob sie lebt und wo sie wohnt,
Weiß ich nicht. Vielleicht der Mond
Kann, mein Nachbar, Kunde geben,
Ob sie wirklich noch am Leben.

Jelißéi in schwerem Gram
Harrte bis der Abend kam.
Und kaum war der Mond erschienen
Fragt' er ihn mit bangen Mienen:
Lieber Mond, aus tiefstem Dunkel
Hebt sich strahlend Dein Gefunkel,
Rund und voll ist Dein Gesicht,
Silbern Deiner Augen Licht;
Und in strahlendem Gewimmel
Schaun die Sterne rings am Himmel
Liebend auf Dich hin! O sage
Wahr mir Antwort auf die Frage:
Sahst Du nicht, die ich erkoren,
Meine Braut die sich verloren?

Und der Mond zur Antwort spricht:
Die Verlorne sah ich nicht,
Weiß nicht, ob sie nah, ob ferne,
Denn ich hüte nur die Sterne;
Und auf Erden viel geschieht,
Was mein strahlend Aug' nicht sieht!

Jelißéi laut weint und klagt.
Und der Mond auf's Neue sagt:
Warte, weiß vielleicht der Wind
Von dem schönen Zarenkind;
Tröste Dich, auf Deine Fragen
Wird er gern Dir Antwort sagen!

Jelißéi auf seinen Wegen
Eilt dem Winde schnell entgegen,
Ruft ihm zu: O mächt'ger Wind,
Unsichtbaren Laufs geschwind
Wandelst Du einher auf Erden!
Wolken treibst Du gleichwie Heerden
Vor dir her; bei Deinem Stürmen
Muß das blaue Meer sich thürmen;
Fürchtest rings im Raume Keinen,
Bist nur dienstbar Gott, dem Einen.
Sahst Du nicht, o mächt'ger Wind,
In der Welt ein Zarenkind,
Das ich mir zur Braut erkoren
Und in Trauern dann verloren?

So der Wind zur Antwort sprach:
Sieh, dort hinter jenem Bach,
Murmelnd geht sein Schlangenlauf,
Steigen hohe Berge auf.
In den Bergen gähnt ein Schlund;
Auf des Schlundes finsterm Grund
Zwischen Säulen hingestellt
Ein Krystallsarg steht; ihn hält
Ringsum eine Eisenkette.
Nirgends nah der wüsten Stätte
Wohnt ein Mensch — kein Auge schaut
Auf das Grabmal Deiner Braut.

Sprach's der Wind und weiter weht.
Jelißéi laut schluchzend geht
In's Gebirg zur wüsten Stätte,
Um in ihrem Todesbette
Noch einmal — zum letzten Male!

Seine Braut zu sehn. Vom Thale
In die Berge kommt er bald.
Gähnt vor ihm ein Felsenspalt,
Oeffnet ihm den Weg zum Schlunde
Wo auf tiefem, finstern Grunde
Der Krystallsarg steht; dort ruht
Seine Braut in Gottes Huth.
Jelißéi that einen Schlag
Daß der Sarg zerbrochen lag.
Und er steht und staunend schaut
Seine todtgeglaubte Braut
Plötzlich neuerwacht zum Leben
Aus dem Sarge sich erheben.
Und sie streckt' sich, schluchzte tief,
Rieb die Augen sich und rief:
Gott, was ich geschlafen habe!
Dann entstieg sie ihrem Grabe —
Himmel! . . . er griff ihre Hände,
Ihrer Freude war kein Ende.
Beide weinten laut vor Glück . . .
Jelißéi führt sie zurück
An das Tageslicht, in's Freie.
Scherzten, herzten sich die Zweie,
Waren ganzer Wonne voll.
Und mit Blitzesschnelle scholl
Das Gerücht in allen Landen,
Daß das Zarenkind erstanden!

Weilt im Haus die Zarin müßig,
Und des Nichtsthuns überdrüßig
Sitzt sie vor dem Spiegel nieder,
Scherzt mit ihm und frägt ihn wieder:
Spiegel, lieber Spiegel, sage

Treu mir Antwort auf die Frage:
Ziemt mir nicht der Schönheit Preis?
Bin ich nicht so frisch und weiß,
Hold und lieblich von Geberden,
Daß kein Weib mir gleicht auf Erden?

Und der Spiegel zu ihr spricht:
Schön bist Du von Angesicht;
Doch die Zarentochter ist
Schöner als Du selber bist —
Ist so lieblich von Geberden,
Daß kein Weib ihr gleicht auf Erden!

Tobend, zornig von Geberde
Sprang die Zarin auf, zur Erde
Schmettert sie das Spiegelglas,
Stürzt zur Thüre leichenblaß —
Plötzlich kommt auf ihren Wegen
Ihr das Zarenkind entgegen.
Da versagten ihr die Glieder,
Todt vor Schrecken schlug sie nieder.
Hochzeit hielt das junge Paar
Als sie kaum begraben war;
Mit der jungen, schönen Braut
Ward Prinz Jelißëi getraut;
Nie, seit Erd und Himmel stehn,
Sah man solch ein Fest begehn!
Ich war selbst bei diesem Feste,
Habe, wie die andern Gäste,
Allem tapfer zugesetzt,
Und den Schnurrbart kaum benetzt.

Anmerkung des Uebersetzers.

Auf den gleichen Ursprung dieses Märchens mit unserm „Schneewittchen“ brauche ich den deutschen Leser wohl nicht erst aufmerksam zu machen.

III.

Balladen.



Budryß*) und seine Söhne.

Hatte Budryß drei Sprossen,
Drei wack're Genossen,
Wie er selbst, von litthauischem Blute;
Und er rief: nun bereitet
Die Rosse, und reitet,
Nehmt Waffen mit, scharfe und gute.

Stark in Zahl und in Wehre
Ziehn aus Wilna drei Heere,
Dabei ist für Euch Kriegsruhm zu holen:
Olgerd kämpft mit den Preußen,
Und Kestutt**) mit den Reußen,
Aber Pas rückt aus gegen die Polen.

Ihr seid jung noch an Jahren,
Und im Kampf wohlerfahren,
(Schenken Litthauens Götter Euch Segen!)
Ich selbst mag nicht mehr reiten,
Sende Euch nun zum Streiten,
Ihr seid Drei, und Ihr zieht auf drei Wegen!

*) Sprich: Būdrўß.

**) Sprich: Kĕstūtt.

Guter Lohn wird Euch Allen:
Einer nimmt nach Gefallen
In Groß-Nowgorod russische Beute —
Dort nur Sammet und Seide
Tragen Frauen zum Kleide,
Reichen Schmucks prangen Häuser und Leute.

Daß in Preußen der Zweite
Reiche Beute erstreite,
Sich mit Gold und mit Silber beschwere;
Viel dort giebt es im Lande,
Dazu gute Gewande,
Und Bernstein — dem Sand gleich am Meere.

Ist mit Pas für den Dritten
— Sind die Polen bestritten —
Auch nicht Gold viel und Silber zu holen,
Wo der Stahl nur im Schwunge —
Doch ich wette, der Junge
Bringt sich eine Frau mit aus Polen.

Keine Fürstin auf Erden
Ist so schön von Geberden
Wie die polnischen Mädchen. Gesichter
Wie Milch und wie Rosen,
Und den Schelmen, den losen,
Brennen Augen im Kopfe, wie Lichter.

Als ich jung noch an Jahren
Bin ich auch einst gefahren
Nach Polen, ein Weib mir zu holen —
Jetzt zum Grabe schon lenk' ich
Die Schritte, doch denk' ich
Noch immer in Liebe an Polen!

Und vom Hause fort reiten
Die drei Söhne zum Streiten.
Schon erwartet seit Jahren und Tagen
Sie der Alte vergebens;
Keine Spur ihres Lebens —
Denkt Budryß: sie sind wohl erschlagen!

Weißer Schnee flockt hernieder,
Kehrt der erste Sohn wieder,
Birgt etwas im Mantel verstohlen.
Frägt Budryß voll Jubel:
Sind das silberne Rubel? —
Nein, Vater, ein Weibchen aus Polen!

Weißer Schnee flockt hernieder,
Kehrt der zweite Sohn wieder,
Birgt etwas im Mantel verstohlen.
Bernstein und Gewande
Aus preusischem Lande?
Nein, Vater, ein Weibchen aus Polen!

Weißer Schnee flockt hernieder,
Kehrt der dritte Sohn wieder,
Hält etwas im Mantel verborgen —
Und Budryß verstummte,
Doch wie er auch brummte,
Mußt' er dreifache Hochzeit besorgen.

Der schwarze Shawl.

Mein Aug', wie im Wahnsinn, blickt starr auf den Shawl,
Am eisigen Herzen nagt bittere Qual.

Jung war ich an Jahren, leichtgläubig mein Sinn,
Da gab einer Griechin ich glühend mich hin.

Schön war sie und minnig, stolz nannt' ich sie mein;
Doch bald brach der Tag meines Unglücks herein.

Einst saß ich mit Gästen im fröhlichen Kreis,
Da naht sich ein Jude und flüstert mir leis:

Du schwelgst hier mit fröhlichen Gästen vergnügt,
Derweil Deine Griechin Dich treulos betrügt.

Ich fluchte dem Juden, doch gab ich ihm Geld,
Und schnell ward mein treuester Sklave bestellt.

Wir flogen auf muthigen Rossen dahin,
Und jegliches Mitleid entwich meinem Sinn.

Kaum daß ich die Schwelle der Griechin erschaut,
Da trübt sich mein Auge, ich zittre, mir graut ...

Ich schleiche zum Zimmer des Mädchens allein,
Da saß sie mit ihrem Armenier zu Zwei'n.

Von selbst hob mein Arm sich zu wuchtigem Hieb,
Noch küßte der Schurke das buhlende Lieb.

Mit Füßen zertrat ich den kopflosen Leib;
Starr sah ich noch lang' auf das treulose Weib.

Ich denk' ihrer Thränen, ich hör' ihren Schmerz . . .
Doch todt ist die Griechin, und todt ist mein Herz!

Ich riß von dem zuckenden Haupt ihr den Shawl,
Und wischte dann schweigend das Blut von dem Stahl.

Die Leichen der Beiden: im Dunkel der Nacht
Mein Sklav hat sie heimlich zur Donau gebracht.

Seitdem küß' ich funkelnde Augen nicht mehr,
Seitdem drücken lustige Nächte mich schwer.

Mein Aug', wie im Wahnsinn, blickt starr auf den Shawl,
Am eisigen Herzen nagt bittere Qual.

Der Ertrunkene.

Hin zum Haus die Kinder sprangen;
Vater! ein ertrunkner Mann
Hat im Netze sich gefangen! —
Doch der Vater fuhr sie an:
Wollt Ihr schweigen, böse Jungen!
Seid Ihr Tölpel nicht gescheit?
Ich will Eure lauten Zungen
Zähmen, daß Ihr stille seid!

Einen todten Menschen finden!
Kommt der Richter mir in's Haus,
Heißt es sich herauszuwinden . . .
Doch, gieb den Kaftan heraus
Alte! ich muß nun schon gehen . . .
In der That: am Stromesrand
Ist der todte Mann zu sehen,
Liegt im Netz, im Ufersand.

Ganz entstellt ist des Ertrunknen
Leiche, schwarz, geschwollen schon.
Barg sie eines Schuldversunknen
Seele, die der Welt entflohn?
Ist's ein Kaufmann, hier erschlagen
Und von Räuberhand ertränkt?
Ist's ein Fischer, umgeschlagen
Mit dem Nachen, hier versenkt?

Doch was kümmert das den Bauer?
Der erst spähend um sich sieht
Ob auch Niemand auf der Lauer —
Aus dem Netz die Leiche zieht:
Und vom steilen Ufer nieder
Stößt er sie zum Strom hinab;
Dort nun schwimmend sucht sie wieder
Wie zuvor ein christlich Grab.

Treibt im starken Flutendrange
Wie lebendig hin und her.
Schaut nach ihr der Bauer lange,
Geht dann heim gedankenschwer.
Kinder! — rief er — seid Ihr schweigsam,
Kriegt Ihr einen neuen Rock;
Aber schwatzt Ihr! . . . und vergleichsam
Zeigt er nach dem dicken Stock.

In der Nacht, mit Sturmesschauern
Schwoll die Flut im Wellgebraus;
In der Hütte unsres Bauern
Flackernd ging das Nachtlicht aus.
Weib und Kinder ruhn im Bette,
Doch der böse Bauer lag
Ruhlos auf der Lagerstätte:
Horch! am Fenster dröhnt ein Schlag.

»Wer da?« — Bauer! aufgemacht hier! —
Und der Bauer zornig blickt:
»Kaïn, was treibst Du zur Nacht hier?
Hat der Teufel Dich geschickt?
Dunkel ist's an dieser Stätte
Und kein Platz für Dich im Haus!«

Rief er bang, doch aus dem Bette
Sprang er, sah zum Fenster aus.

Steht im Mondlicht nackt und kläglich
Der Ertrunkne; hohl, vertieft
Starrt das Auge unbeweglich,
Und der Bart von Wasser trieft.
Seine Arme hängen nieder
Leblos, wie gehau'n aus Stein,
In die aufgeduns'nen Glieder
Nisteten sich Krebse ein.

Kalt durchrieselt es den Bauern,
Und er schlägt das Fenster zu,
Ruft in wilden Fieberschauern:
Fort, Gespenst, laß mich in Ruh! —
Aber taub sind die Gespenster
Sünd'gem Ruf, bis früh am Tag
An der Pforte und am Fenster
Pocht es dröhnend Schlag auf Schlag.

Geht im Volke eine Sage,
Daß der Bauer, qualbedrängt,
Jährlich am bestimmten Tage
Seinen todten Gast empfängt.
Stürmt es, braust es dann am Orte —
Geisterhaft, bis früh am Tag
An dem Fenster, an der Pforte
Pocht es dröhnend Schlag auf Schlag.

Die bösen Geister.

Ziehn die Wolken schwer und dunkel,
Flockt der Schnee und stürmt's mit Macht;
Birgt sich Mond- und Sterngefunkel,
Trüb der Himmel, trüb die Nacht.
In dem Schnee ist kein Geleise;
Klingt das Glöckchen: din — din — din . . .
Schaurig ist's auf nächt'ger Reise,
Wenn man selbst nicht weiß: wohin?

Vorwärts, Kutscher! . . . »Gerne führ' ich,
Doch den Pferden wird's zu schwer,
Und vor Schneegestöber spür' ich
Selbst kein Licht im Auge mehr!
Hat der Teufel sich verschworen
Gegen uns, führt uns im Kreis;
Haben uns im Schnee verloren,
Daß ich keinen Ausweg weiß!

Sieh, dort, gräßlich von Geberde
Schielt er, zischt, giebt keine Ruh,
Speit nach mir — die scheuen Pferde
Ködert er dem Abgrund zu.
Wie ein Pfahl mir gegenüber
Taucht' er eben auf und stand,
Dann als Funken mir vorüber
Blitzt' er zischend und verschwand.«

Ziehn die Wolken schwer und dunkel,
Flockt der Schnee und stürmt's mit Macht;

Birgt sich Mond- und Sterngefunkel,
Trüb der Himmel, trüb die Nacht.
Plötzlich starr die Pferde stehen,
Und das Glöckchen klingt nicht mehr —
Was ist dort im Feld zu sehen?
Stürzen Wölfe auf uns her?

Heult es, stürmt es, zischt es, dunkelt's
Immer mehr; das Dreigespann
Schnaubt, und bäumt sich, — sieh, dort funkelt's
Wie zwei Augen, schleicht heran!
Aufgeschreckt die Pferde fliehen,
Klingt das Glöckchen: din — din — din . . .
Fern seh' ich die Geister ziehen
Ueber's weiße Schneefeld hin!

Scheint der Mond. In wilden Weisen
Zahllos, zwerghaft wie sie sind,
Auf und ab die Geister kreisen,
Blättern gleich im Herbsteswind.
Hu! das ist ein schaurig Klingen!
Doch, wer mag den Sinn verstehn?
Ob sie Hochzeitsreigen schlingen,
Ob ein Todtenfest begehn?

Ziehn die Wolken schwer und dunkel,
Flockt der Schnee und stürmt's mit Macht;
Birgt sich Mond- und Sterngefunkel,
Trüb der Himmel, trüb die Nacht.
Fliehn, in größern Schwärmen immer,
Wolkenwärts der Geister Reih'n,
Ihr Geheul und ihr Gewimmer
Zittert mir durch Mark und Bein . . .

Der Husar.

Er striegelte sein gutes Thier
Und brummte mehr als sich's gebührte:
»O du vermaledeit Quartier,
Wohin der böse Geist mich führte!

Hier hält man sparsam unsre Reih'n,
Gleichwie im türkischen Gefechte —
Von Schnaps darf nicht die Rede sein,
Kohlsuppe giebt es, aber schlechte.

Wie eine wilde Bestie sieht
Der Hausherr bissig auf Dich immer,
Und sie! kein Flehn, kein Drohen zieht
Das Weib hervor aus ihrem Zimmer.

O Kiew, wie gedenk ich Dein!
Da flogen die gebrat'nen Tauben
Uns in den Mund; da gab es Wein
Und Mädchen — nein! 's ist nicht zu glauben!

Ja, ja! von solchem Schelmgesicht
Läßt man sich leicht und gern bethören.
Nur Eins dabei gefällt mir nicht . . .«
— Was denn Husar? sprich, laß uns hören!

Er strich den langen Schnurrbart krumm
Und sprach: »mußt mich nicht falsch verstehen
Freund, bist vielleicht nicht feig, doch dumm,
Doch Unsereins hat was gesehen!

Nun hör': es war am Dnjéprbord
Wo wir uns im Quartier befanden;
Die schönste Wirthin fand ich dort,
Ihr Mann war todt schon, wohlverstanden!

Wir wurden bald bekannt genug,
Und lebten wie ein Paar in Liebe,
Und ziemlich still, wenn ich sie schlug,
Ertrug Marúschka ihre Hiebe.

Und kam ich Nachts betrunken heim,
Durch sie ward ich bald wieder nüchtern;
Kurz, zwischen uns blieb Nichts geheim
Und sie war bei mir gar nicht schüchtern.

Ich konnte glücklich sein, bei Gott!
Nichts fehlte mir zum Wohlbehagen.
Doch nein! mir selbst zum Hohn und Spott
Muß plötzlich Eifersucht mich plagen.

Schon eh' der Hahn kräht, früh am Tag
Kann sie nicht mehr im Bette bleiben ...
Dacht' ich: was die wohl haben mag!
Wohin mag sie der Teufel treiben?

Ich spähte nach ihr. Einst zur Nacht —
Die Nacht war dunkler als ein Kerker —
Lag ich, vom Winde aufgewacht,
Im Hofe stürmt es immer stärker.

Vom Bett erhob Marúschka sich,
Macht sich ganz leise auf die Sohlen,
Sah nach ob ich auch schlief, und schlich
Zum Ofen dann, blies an den Kohlen,

Bis eine Kerze angebrannt.
Dann nahm das sonderbare Wesen
Ein kleines Fläschchen von der Wand,
Bestieg beim Ofen einen Besen,

Und splitternackt that sie drei Schluck
Aus ihrem Fläschchen, daß es zischte;
Dann durch die Luft mit Einem Ruck
Ritt sie zum Schornstein und entwischte.

Hm! eine Hexe ist mein Lieb!
Rief ich, und auf vom Lager stand ich,
Und wie ich mir die Augen rieb,
Vor mir das Zauberfläschchen fand ich.

Ich roch daran, doch eilig schwang
Ich's fort von mir, so roch es übel,
Und sieh: hochauf zum Ofen sprang
Die Ofengabel und der Kübel!

Ein Kater schlief dort bei der Bank,
Er roch, und hoch den Rücken zog er —
Briß! rief ich, gab ihm von dem Trank,
Und — plötzlich auf zum Schornstein flog er.

Ringsum im Zimmer goß ich drauf
Die Tropfen — überall verfing es:
Tisch, Topf und Bänke sprangen auf,
Und Marsch! hinauf zum Schornstein ging es.

Was Teufel! dacht' ich, dies Gericht
Muß ich doch selbst einmal erproben!
Ich trank, und — glaubt es oder nicht! —
Ward federleicht emporgehoben.

Weiß nicht recht mehr wohin, doch fern
Und hoch flog ich wie auf Gefieder,
Traf auf dem Wege manchen Stern,
Rief: Platz gemacht! . . . und stürzte nieder.

Ein Berg lag vor mir; oben braut'
Man Zaubertränke. Geig' und Flöte
Erklang: ein Jude ward getraut
Beim Hexenfest mit einer Kröte.

Ich wollte sprechen, spuckte aus . . .
Da kommt Marúschka, ruft verwegen:
»Man frißt Dich hier, pack' Dich nach Haus!«
Ich aber fluchte ihr entgegen:

Was Teufel! Weib, ich soll nach Haus!
Wie find' ich hin? Willst mich begleiten?
»Hier — rief die Hexe spöttelnd aus —
Kannst auf der Ofengabel reiten!«

Ich, ein geschworener Husar,
Soll auf der Ofengabel reiten?
Weib, hast Du doppelt Haut und Haar?
Hab' ich je Furcht gezeigt im Streiten?

Ein Pferd her! — »Da, so nimm, Du Thor!«
Wahrhaftig kommt ein Pferd geflogen,
Mit hohem Schweif, mit feinem Ohr,
Den Hals gekrümmt gleichwie ein Bogen.

»Sitz auf!« — Ich suche nach dem Zaum,
Doch keiner hing am Halse nieder.
Wild fliegt das Pferd; ich athme kaum,
Und — bin zu Haus beim Ofen wieder.

Ich schaute um mich: Gott sei Dank,
Rings Alles war wie vor dem Reiten —
Doch statt zu Pferd: auf einer Bank
Saß ich — das kommt wohl vor zu Zeiten!«

Er strich den langen Schnurrbart krumm
Und sprach: »mußt mich nicht falsch verstehen
Freund, bist vielleicht nicht feig, doch dumm,
Doch Unsereins hat was gesehen!«

Die beiden Raben.

Durch die Luft ein Rabe krächzt,
Hungermüd nach Labung lechzt;
Frägt er einen andern Raben:
Werden wir heut Speise haben?

Und der andre Rabe spricht:
Heut an Speise fehlt es nicht:
Tod im Feld, am Waldessaume,
Liegt ein Ritter unter'm Baume.

Wer, warum man ihn erschlug?
Weiß der Falk nur, den er trug,
Weiß des Ritters schwarzes Roß nur
Und sein junges Weib im Schloß nur.

Flog der Falk zum Walde fern,
Blieb das Roß dem Feind des Herrn;
Und die Frau harrt ihres Lieben,
Aber deß nicht, der geblieben . . .

Der Wojewode.

Kehrt, entronnen nahem Tode,
Aus der Schlacht der Wojewode.
Herrscht im Hause Nachts umher
Tiefe Stille; und er schleicht sich
In die Kammer . . . ha! was zeigt sich
Seinem Blick: das Bett ist leer.

Finstrer als das nächt'ge Grauen
Seine grimmen Augen schauen.
Und er zwickt den greisen Bart,
Streift den Aermelsaum nach oben,
Schließt die Thür, fängt an zu toben
Laut, in ungethümer Art:

»Warum sind hier keine Hunde,
Keine Diener in der Runde?
Schurke, bring' mir mein Gewehr!
Einen Strick und Sack bereite,
Nimm auch ein Gewehr, begleite
Mich zum Garten, schnell komm her!«

Und entlang die Mauer schleichen
Herr und Diener; bald erreichen
Sie den Garten, halten an:
Durch's Gebüsch klar unterscheidet
Man die Panin, weißgekleidet;
Ihr zu Füßen kniet ein Mann.

Spricht er: »Alles ist zerronnen
Was ich liebend einst gewonnen,
Du mein höchstes in der Welt!
Deiner Händchen weiches Drücken,
Deiner Liebesglut Entzücken
Kauft des Wojewoden Geld.

O wie lang um Dich gelitten,
Dich gesucht, um Dich gestritten
Hab' ich — doch Du täuschtest mich!
Er hat nicht um Dich gestritten,
Nicht gesucht und nicht gelitten:
Seinem Geld ergabst Du Dich!

Sieh, ich kam im nächt'gen Grauen,
Noch einmal die Glut zu schauen
Deines Aug's, Gott anzuflehn
Dich zu segnen, zu beglücken —
Nochmals Deine Hand zu drücken,
Und auf immer dann zu gehn!«

Schwimmt ihr Aug' in Thränengüssen,
Er bedeckt mit heißen Küssen
Ihre Knie'. Die andern Zwei
Spähen durch's Gebüsch von hinten,
Sie bereiten ihre Flinten,
Pressen in den Lauf das Blei.

Leise vorwärts gehn die Beiden:
»Ich kann nichts recht unterscheiden!«
Ruft der Diener, und bleibt nach —
»Ob's von Kälte, ob's vom Wind ist,
Daß mein Auge ganz wie blind ist,
Und mein Arm ganz steif und schwach?«

— Schweig, Du Heidensohn! ich will Dich ...
Heule später ... jetzt halt still Dich!
Schütte frisches Pulver zu,
Ziel' auf sie ... hoch ... mehr zur Rechten —
Mit ihm will ich selber rechten;
Erst schieß' ich; dann schießest Du.

Wiederhallt ein Schuß im Garten.
Wollte nicht der Diener warten
Auf den Herrn; der Wojewod'
Schreit, stürzt hin ... Wohl aus Versehen
War des Dieners Schuß geschehen:
Traf die Stirn — der Herr war todt.

IV.

Größere Dichtungen epischer Gattung.



Der Springquell von Bachtschißaraï.

Girëi saß, den Blick gesenkt,
Der Bernstein dampft in seinem Munde;
Lautlos den grimmen Chan umdrängt
Der knecht'sche Hof. Weit in der Runde
Herrscht Stille wie zur Zeit des Schlummers.
Die ehrfurchtsvoll den Chan umstehn,
Auf seinem finstern Antlitz sehn
Der Zornes Zeichen und des Kummers.
Da plötzlich winkt er mit der Hand
In Ungeduld -- und schnell verschwand
Mit tiefem Gruß der Höflingstroß.

Der Herrscher bleibt allein im Schloß,
Und athmet freier. Aus der Glut
Der Augen, und dem Angesicht,
Dem strengen, jetzt lebend'ger spricht
Was ihm das Herzblut aufgewiegelt —
Wie in bewegter Golfesflut
Ein Sturmgewölk sich wiederspiegelt.
Doch was durchwogt die stolze Brust?
Will er sich frische Lorbeern holen?
Hat er zu neuem Kriege Lust
Mit Rußland — oder gilt's den Polen?
Drückt blut'ge Rache ihn so schwer?
Verschwor sich gegen ihn sein Heer?
Droht ihm des Bergvolks wilde Schaar?
Der schlauen Genueser Tücken?

O nein! der Kriegsruhm, die Gefahr
Vermag ihn nicht mehr zu berücken!
Die Hand ist müde noch vom Siege,
Und sein Gelüsten fern dem Kriege.

Ward in des Harems Wollustschranken
Trotz aller Wacht Verrath gesponnen,
Und hat ein Kind erzwungner Wonnen
Sich gar verliebt in einen Franken?

Nein! in Girei's Haremsräumen
Wagt keine Frau zu wünschen, denken;
Wagt keine nur von Glück zu träumen,
Auf Fremdes ihren Blick zu lenken.
Der Langeweile Ueberdruß
Verzehrt sie; ihre Schönheit muß
Verborgen allen Menschen bleiben,
Sorgsam bewacht und eingehegt —
Wie man im Treibhaus hinter Scheiben
Arabiens schöne Blumen pflegt ...

Sie sehn in schleichendem Getriebe
Die Tage, Monde, Jahre fliehn:
Und unbemerkbar mit sich ziehn
Die Zeit der Jugend und der Liebe.
Es gleicht ein Tag dem andern Tage,
Langsam die öden Stunden schwinden,
Der Trägheit und des Zwanges Plage
Läßt keine rechte Freude finden.
Wohl oft, im Drange nach Vergnügen
Die jungen Frau'n sich selbst betrügen:
Bald wechseln sie der Kleidung Pracht;

Bald wird gespielt, gescherzt, gelacht;
Bald schwärmen sie auf grünen Matten
In mächtiger Platanen Schatten,
Des hohen Springquells plätschernd Rauschen,
Des Baches Wellgetös zu lauschen.
Doch immerfort, auf jedem Schritt
Geht der Eunuch, der finstre, mit.
Unmöglich ist's, ihm zu entfliehn,
Sich seinem Anblick zu entziehn.
Sein Aug' und Ohr ist allerwärts
Auf ihrer Spur; sein stumpfes Herz
Und sein Verstand ist nur dem Chan,
Dem Allgebieter unterthan,
Deß Willen er in dieser Welt
So heilig wie den Koran hält.

Und wie ein leblos Bild erträgt
Er Haß, Verachtung, Spott und Hohn;
Ihn, den kein Wort des Schimpfs erregt,
Rührt auch kein Flehn und Schmeichelton.
Taub ist sein Ohr für alle Bitten,
Sein Aug' für alle Thränen blind;
Und liebefremd kennt er die Sitten
Der jungen Evatöchter lange,
Weiß daß sie schlau und listig sind,
Wie in der Freiheit, so im Zwange.
Nie hat die Liebe ihn verführt,
Nie hat ein Blick sein Herz gerührt,
Er kennt das Band nicht der Geschlechter,
Und traut den Schönen niemals weiter
Als er sie sieht — ihr finstrer Wächter
Und unvermeidlicher Begleiter.

Wenn der Gefangnen junge Schaar
Mit flatternd aufgelöstem Haar
Sich badet in der Sommerschwüle
Bei der Platanen Schattenkühle: —
Rein um die wonniglichen Glieder
Plätschert das Wasser auf und nieder —
Steht der Eunuch am Bachesrand
Den nackten Reizen zugewandt;
Doch alle Schönheit rührt ihn nicht,
Kalt bleibt sein Herz, streng sein Gesicht.

Nachts schleicht er durch die Haremsräume,
Des Argwohns finsterer Geselle
Durchspäht er sorgsam jede Zelle,
Belauscht den Schlaf, belauscht die Träume
Der Odalisken, ob man nicht
Im Traume gar von Liebe spricht
Zu einem Andern als dem Chan.
So schleichend auf dem Teppich geht er
Behutsam seine Späherbahn,
Vor jedem Bette horchend steht er,
Kommt heimlich und geht heimlich fort
Von Thür zu Thür — und Wehe ihr,
Die durch ein unvorsichtig Wort
Verrathen daß ihr Herz nicht hier!

Da kann Girëi sicher sein ...

Und doch, was schuf ihm solche Pein?
Lang schon erlosch ihm sein Tschibuch.*)
Stumm an der Thür steht der Eunuch,

*) Tschibuch oder Tschibuq: die türkische Pfeife.

Der des Gebieters Winken harrt;
Wagt in des Chanes Gegenwart
Zu athmen kaum; ernst von Geberde
Senkt er den starren Blick zur Erde.

Plötzlich erhebt sich stumm der Chan,
Die Thür wird vor ihm aufgethan
Und führt ihn in die Haremszimmer,
Einst seine höchste Wonne immer.

Dort, auf weichseidnen Perserdecken,
Rings um des Springquells Marmorbecken
Sitzt reichgeschmückt die Schaar der Frauen,
Des Chans gewärtig: und sie schauen
Mit kindlich-frohem Uebermuth
Wie in des Marmors klarer Flut
Die Fischlein schwimmen. Hin und wieder
Fällt auf den Grund ein Ringlein nieder,
Daß jedes Fischlein aufwärts steigt
Bis zu dem plätschernden Geschäume.
Es wird Scherbet herumgereicht,
Und Wohlgeruch erfüllt die Räume.
Dann singen laut in schönen Weisen
Die Mädchen, Liebesglück zu preisen.

* * *

Tatarisches Lied.

Dem Menschen wird Ersatz gegeben
Für alles Leid das ihm geschieht;
Und war auch noch so trüb sein Leben:
Heil dem Fakir, der Mekka sieht!

Heil dem auch, der im Kampf gefallen
An der berühmten Donauflut!
Im Paradies lohnt ihm vor Allen
Der schönsten Jungfrau Liebesglut.

Doch glücklicher ist der hienieden,
Saréma, in der Haremsnacht
Glutvolle Rose! den der Frieden,
Den Deine Liebe glücklich macht!

* * *

Sie singen. Doch der Liebe Stern,
Saréma, warum weilt sie fern?
Bleich, mit verweintem Angesicht,
Hört sie ihr eignes Loblied nicht.
So traurig sah man sie noch nie!
Wie eine stolze Palme, die
Der Sturm gebrochen und entlaubt,
Senkt sie das schöne, junge Haupt.
Nichts, Nichts was ihr noch Glück verspricht:
Gireï liebt Saréma nicht,
Hat sie betrogen!

Doch, wer mag
Georgierin, sich Dir vergleichen?
Dein Aug' glänzt heller als der Tag
Und dunkler als die Nacht; in reichen
Glanzvollen Flechten schlingt Dein Haar
Sich zweimal um die Lilienstirne;
Dein Hals beschämt den Schnee der Firne.
Und wessen Stirne spricht so wahr
Wie Deine, so voll Glut und Kraft
Von der Gewalt der Leidenschaft?

Ist's möglich daß, wer Dich besessen,
Jemals nach andrer Schönheit trachtet?
Und doch! Giréi hat Dich vergessen,
All Deine Reize kalt verachtet.
In Einsamkeit und finstrem Gram
Durchwacht der Chan die öden Nächte,
Seit in sein Schloß die Polin kam,
Ein Sproß aus fürstlichem Geschlechte.

* *
*

In jungfräulicher Pracht erblühte,
Kind noch an Jahren und Gemüthe,
Maria — kurze Zeit zurück
War sie noch fern im Heimatland
Des greisen Vaters Stolz und Glück,
Von ihm sein einz'ger Trost genannt.
In seiner Pflege ward sie groß,
Ihr Wille war dem Greis Gebot,
Er lebte, sorgte nur für sie,
Und wünschte nichts, als daß ihr Loos,
Von keinem Ungemach bedroht,
Dem heitern Frühlingsmorgen gleiche,
Und selbst ein flücht'ger Kummer nie
In ihre zarte Seele schleiche,
Daß sie das Bild der Jugendjahre
Gleichwie ein freundliches Vermächtniß,
Ihm und sich selber zum Gedächtniß,
Bis in die spät'ste Zeit bewahre.

Schön von Gestalt, lieb von Geberden,
Schien sie ein Bild des Glücks auf Erden.

Im dunkelblauen Auge lag es
Glutvoll und klar wie Glanz des Tages.
Und was ihr des Geschickes Gunst
Verlieh an seltner Körperschöne,
Erhöhte sie noch durch die Kunst:
Entlockte zaubervolle Töne
Der Harfe, die beim Festesmahle,
Entzücken weckend rings im Saale,
Erklang im fürstlichen Palaste.

Wohl schon von manchem hohen Gaste
Ward nach Maria's Hand getrachtet,
Und heimlich mancher Jüngling schmachtet
Nach ihrer Gunst in treuer Minne.
Doch fremd bis jetzt blieb ihrem Sinne
Die Liebe. Ihre Zeit verfloß
In traulicher Gespielen Kreise,
Vergnügt, in kindlich-froher Weise,
Auf des geliebten Vaters Schloß.

Und plötzlich . . . lange ist's noch nicht —
Ein wilder Schwarm Tataren bricht
Wie eine Flut in's Polenland
Und wogt umher — so schnell verbreitet
Im Felde sich kein Erntebrand.
Verderbend durch die Lande schreitet
Der Krieg, zerstört was blühend ist.
Verwüstet sind in kurzer Frist
Weitum die Dörfer und die Felder,
Verbrannt die alten Eichenwälder.
Das stolze Schloß steht öd' und leer,
Maria wohnt im Schloß nicht mehr.

In der Kapelle wo die Leichen
Des Fürstenhauses beigesetzt,
Sieht man ein neues Grabmal jetzt
Mit Krone und mit Wappenzeichen.
Maria's Vater ruht im Grabe.
Sie selbst weilt fern von Haus und Habe.
Erloschen ist des Hauses Stern,
Das Schloß hat einen neuen Herrn,
Der — ehrlos dem Tatarenchan
Und eigner Raubsucht unterthan —
Dem schon verödeten Gebiet
Schamlos das letzte Mark entzieht.

Ach! in Giréi's Haremsmauern,
Für sie noch schlimmer als das Grab,
Muß jetzt die junge Fürstin trauern,
Welkt sie dahin und härmt sich ab.
Das jammervolle Loos der Armen,
Ihr lauter thränenreicher Kummer,
Weckt selbst dem grimmen Chan Erbarmen,
Ihr Weinen stört ihn Nachts im Schlummer.
Er liebt sie, lindert ihre Haft,
Für sie hat das Gesetz nicht Kraft
Wonach dem tückischen Eunuch
Die Odalisken unterthan.
Ihr darf bei Nacht und Tag nicht nahn
Der finstre Wächter; sie wohnt einsam
Im Schloß, nach des Gebieters Spruch,
Hat mit den Andern Nichts gemeinsam.
Allein geht sie zum Bade hin,
Und nur die alte Dienerin
Tritt hin und wieder zu ihr ein,
Dienstbar auf jeden Wunsch zu hören.

Mit ihr schläft sie zur Nacht allein
Im seidnen Bett, dem dicht umhangnen,
Und selbst der Chan wagt nicht zu stören
Die heil'ge Ruhe der Gefangnen.

Beim Muttergottesbild im Zimmer,
Das ihr zur Wohnung auserlesen,
Brannte die heil'ge Lampe immer.
Und sah man hier die Fürstin knie'n
In brünstigem Gebet — erschien
Sie wie ein überirdisch Wesen
Entrückt in diese Einsamkeit.
Die Stille weckt in ihrem Innern
Ein schmerzlich-seliges Erinnern
An Vaterhaus und Jugendzeit.
Und während Alle sie beneiden,
Die Auserkorne glücklich wähnen,
Welkt sie dahin in Gram und Leiden,
Schwimmt Tag und Nacht ihr Aug' in Thränen.
Doch, mochte man ihr Alles rauben:
In Treue hält sie fest am Glauben,
Läßt von der frommen Zuversicht
Auf Gottes Vaterhülfe nicht.
Und während Alles rings im Kreise
Nach Lust lechzt, wie nach Thau die Blume:
Wird hier in wunderbarer Weise
Ein Winkelchen zum Heiligthume.
So wahrt — ob auch im Weltgewühle
Der Mensch gestrauchelt und gesunken,
Von eitlem Sinnentaumel trunken —
Das Herz doch seine Gottgefühle . . .

* * *

Schon dunkelts nächtig überall.
Süß Tauris' üpp'ge Fluren träumen;
Fern aus den duft'gen Lorbeerbäumen
Klingt der Gesang der Nachtigall.
Bleich folgt am wolkenlosen Himmel
Der Mond dem strahlenden Gewimmel
Der Sterne, hüllt mit blassem Schein
Wald, Hügel und Gefilde ein.

Und in der Stadt Bachtschißarai,
An plattgedrückter Häuserreih',
Von einer Thüre zu der andern
Sieht man Tatarenfrauen wandern,
Um nächtlich im vertrauten Kreis
Durch Plaudern sich zu unterhalten.
Ganz eingehüllt in blendend Weiß
Sieht man die luftigen Gestalten
Wie Schatten schnell vorüberschweben.
Der Harem schlummert; im Palast
Ist nirgends eine Spur von Leben.
Schon machte der Eunuch die Runde,
Und schläft jetzt selbst in später Stunde,
Doch hat er keine Ruh noch Rast.
Argwöhnische Gedanken stören
Des Wächters leisen Schlaf, bald glaubt
Er Flüstern um sich her zu hören,
Bald leichter, flücht'ger Tritte Schall.
In Argwohn hebt er dann sein Haupt,
Horcht, schleicht umher, späht überall.
Doch um ihn her herrscht tiefes Schweigen,
Nichts will sich seinem Blicke zeigen,
Und mag er noch so emsig lauschen:
Nichts als des Springquells lieblich Rauschen

Vernimmt er, und den süßen Schall
Der Rosen-treuen Nachtigall.
Noch lange horcht er, sinkt dann wieder
Voll Müdigkeit auf's Lager nieder.

Wie wonnevoll, genußreich sind
Des üpp'gen Morgenlandes Nächte!
Wie süß verfließen und geschwind
Hier dem moslemischen Geschlechte
Die Stunden! Welch ein weiches Träumen
In dieser Haus- und Gartenpracht,
Voll Duft und Zauber unvergleichbar.
Still ist es in des Harems Räumen,
Den heimlichen, bei Tag und Nacht
Dem Blick der Neugier unerreichbar;
Und nur des Mondes mild Gefunkel
Durchbricht das feierliche Dunkel;
Doch Alles rings bei seinem Schein
Hüllt träge Ruh und Wollust ein.

Nur Eine flieht der Schlaf; sie steht
Kaum athmend auf vom Lager, geht
Zur Thüre, öffnet hastig, schleicht
Fort durch das Dunkel, schnell und leicht ...
Vor ihr in leisem Schlummer streckt
Sich der Eunuch — und Angst unsäglich
Durchzuckt sie, daß ihr Schritt ihn weckt,
Sein hartes Herz ist unbeweglich,
Und oft nur Täuschung seine Ruh ...
Doch schnell entschlossen geht sie zu,
Und wie ein Schatten schwindet sie
Vorüber; bald nun findet sie
Die Thüre die sie sucht. Erst stand

Sie zitternd, zagend auf der Schwelle —
Dann öffnet sie das Schloß, tritt ein,
Schaut wirren Blickes nach der Wand,
Wo vor dem goldnen Heil'genschrein
Des ew'gen Lämpchens matte Helle
Das Muttergottesbild bescheint,
Sie sieht das Kreuz, das Himmelszeichen
Der Liebe — o Georgierin!
Sag' an warum Dein Auge weint?
Durchzieht Erinnrung Deinen Sinn
Aus Deiner Kindheit freudenreichen
Und bessern Tagen? . . .

Vor ihr ruht
Die junge Fürstin. Zart belebte
Des jungfräulichen Schlummers Glut
Die Wangen, und ein Lächeln schwebte
Um ihre Lippen, trotz der Spur
Von frischen Thränen im Gesicht:
So glänzt die Blume auf der Flur
Von Regen feucht, im Mondenlicht.
Ein Engel schien sie von Geberde,
Der niederschwebte zu der Erde
Zum Trost dem sünd'gen Menschenthume,
Und der in mitleidvollem Kummer
Das Loos beweinte — selbst im Schlummer —
Der längst geknickten Haremsblume . . .

Was ist mit Dir, Saréma? sprich!
Sie beugt zur Schlummernden sich nieder,
Der Schmerz bezwingt sie, alle Glieder
Versagen ihren Dienst der Armen;
Sie jammert: »O erhöre mich,
Verschließ Dein Herz nicht, hab' Erbarmen!«

Saréma's schwankende Bewegung,
Ihr Flehen und ihr Stöhnen traf
Das Ohr der Fürstin, die vom Schlaf
Auffuhr in ängstlicher Erregung.
Erschreckt zu ihren Füßen knie'n
Sieht sie die junge Unbekannte,
Und zitternd, scheu sich zu ihr wandte
Maria, sie empor zu ziehn:
»Wer bist Du, und was willst Du hier,
Allein, so spät in nächt'ger Stunde?«
Entklang es fragend ihrem Munde.

Saréma sprach: — Ich kam zu Dir,
Errette mich, durch Dich kann mir
Noch Hülfe werden ... nur durch Dich!
Ach, lange glücklich, ohne Klage,
Sorgloser stets von Tag' zu Tage
Lebt' ich — da über Nacht verblich
Mein Glücksstern ... o erhöre mich!
Sieh, ich verderbe ...

Weit bin ich
Von hier, in fremdem Land geboren,
Früh kam ich fort vom Heimatland,
Doch ging sein Bild mir nicht verloren,
Selbst was nur schnell vorüberschwand
Blieb wie ein heiliges Vermächtniß
Tief eingegraben dem Gedächtniß.
Hoch bis zum Himmel ragende
Gebirge, Wolken-tragende;
Der Gießbach der aus dunkler Schlucht
Zu Thale springt in wilder Flucht;
Die Hügel-angebauten Felder,

Die uralt dichten Eichenwälder:
Das Alles steht vor meinem Blick
Noch klar; und klar noch weiß ich auch
Daß andre Sitte, andrer Brauch
Dort war als hier; — doch welch Geschick
Mich fortgeführt, weiß ich nicht mehr!
Nur vor mir seh' ich noch das Meer
Und einen Menschen hoch am Mast . . .

Furcht, Kummer hab' ich nie gekannt,
Und nur geliebt, noch nicht gehaßt.
In sorgenloser Stille schwand
Die Zeit mir in des Harems Räumen;
So blüht' ich auf, in süßen Träumen
Das Glück erwartend erster Minne.
Und Alles ging nach meinem Sinne,
Mir wurde das erwünschte Glück.
Girèi kam vom Krieg zurück,
Nach blutigen Erobrungszügen
In Haremslust sich zu vergnügen.
Wir mußten uns dem Chane zeigen.
Wie Alle ängstlich stand auch ich;
Er sah uns forschend an in Schweigen,
Da fiel sein heller Blick auf mich.
Er rief mich zu sich . . .

Seit der Zeit
In ungestörter Seligkeit
Hab' ich gelebt — nie heimgesucht
Von Argwohn und von Eifersucht.
Er lebte nur von meinem Kuß,
Es störte unsers Glücks Genuß
Kein Mißtraun und kein Ueberdruß.

Maria! da erschienest Du
Vor ihm, und hin war meine Ruh!
Denn seit dem Tage ist's dem Chan
Als hättest Du's ihm angethan.
Grimm auf Verrath sinnt er im Stillen,
Und opfert mich um Deinetwillen.
Auf meinen Vorwurf hört er nicht,
Kalt bleibt sein Herz, kalt sein Gesicht
Bei meinen Thränen, meinem Flehn;
Er flieht mich, mag mich nicht mehr sehn,
Es langweilt ihn mit mir zu sprechen . . .

Ich weiß, Du bist an dem Verbrechen
Nicht Schuld, drum hör' mich ruhig an:
Ich kenne meiner Schönheit Macht
Seit ich Giréi's Herz gewann;
Es darf in dieser Haremsnacht
Kein andrer Stern sich mir vergleichen,
Maria! Dir nur muß ich weichen!
Doch Du kennst nicht die Flammentriebe
Die mich durchglühen, mich verloren, —
Ich bin zur Leidenschaft geboren,
Drum lasse mir Giréi's Liebe!
Warum durch Deine kalte Schöne
Willst Du sein schwaches Herz verführen,
Daß er sich meiner Glut entwöhne?
Nur mich vermag sein Kuß zu rühren,
Laß mir Giréi, er ist mein!
Gelobt hat er mit heil'gen Schwüren
Mir treu bis in den Tod zu sein.
Mit unsrer Herzen Liebesflammen
Floß unser ganzes Sein zusammen,
All unser Wünschen, Denken, Streben,

Und sein Verrath knickt mir das Leben.
Zu Deinen Füßen sink' ich nieder,
Ich klage Dich nicht an — doch jammernd
In Trübsal Deine Knie umklammernd
Fleh' ich: Gieb mir Giréi wieder!
Antworte nicht . . . mein ist er . . . doch
Dich liebt er . . . Du vermagst ihn noch
Zurückzuhalten, durch Dein Klagen,
Durch Haß, Verachtung, — Nichts verschmähe!
Verbanne ihn aus Deiner Nähe
Und zwinge ihn, Dir zu entsagen!

Hier schwöre . . . (ob auch manches Jahr
Entschwunden, seit ich hier verloren
Den Glauben darin ich geboren,
Und dem Propheten angehöre:
Doch meiner Mutter Glaube war
Der Deine auch —) bei diesem schwöre
Daß mir Giréi angehöre
Wie einst, — Du weißt sein Herz zu rühren.
Doch glaub', Maria, wenn ich muß . . .
Ich weiß den scharfen Dolch zu führen,
Ich bin ein Kind des Kaukasus! —

Sprach's, und verschwand. Die Fürstin wagt
Ihr nicht zu folgen; sie verstand
Nicht was Saréma ihr gesagt,
Was die Verstoßene empfand,
Was sie in Trübsal zu ihr trieb.
Der unschuldvollen Jungfrau blieb
Die Sprache wilder Leidenschaft
Ein Räthsel; doch der bloße Klang
Der Worte macht das Herz ihr bang.

Was hat sie in der Haremshaft
Selbst zu erwarten? Welch Geschick!
Kann sie durch Beten, Thränen, Flehen,
Dem unheilvollen Loos entgehen?
Sie senkt den kummerschweren Blick,
Vertieft in schmerzliche Betrachtung:
Soll sie des Chanes Lüsten fröhnen,
Dem Haremsleben sich gewöhnen,
Ein Opfer werden der Verachtung!
Der Heimat fern, in diesen Mauern
Des Lebens schönste Zeit vertrauern!
O heil'ger Gott: wenn doch der Chan,
Statt ihr in frecher Lust zu nahn,
Sie ganz vergäße, ganz verstieße,
Sie als sein Opfer sterben ließe!
Wie froh begrüßte sie den Tod
Als ihren Retter aus der Noth.
Das Leben bietet ihr nichts mehr,
Die Welt ist für sie wüst und leer,
Verschwunden ist ihr Jugendglück,
Ach, und kein Flehn bringt es zurück!
Schon fühlt sie ihres Endes Nähe,
Und blickt so lächelnd und voll Frieden
Auf's Neu, als ob sie schon hienieden
Den Himmel vor sich offen sähe.
Es zieht sie wie mit Freundeshand
Hinweg von hier . . .
Die Zeit verschwand;
Maria ist nicht mehr . . . Der Tod
Schnell trocknete der Waise Zähren,
Trug sie hinauf in's Himmelszelt,
Um jene längst ersehnte Welt
Als neuer Engel zu verklären.

Was brach so schnell die junge Kraft?
War's eine Krankheit — lag zu schwer
Auf ihr die hoffnungslose Haft?
Genug: Maria ist nicht mehr!

* *
*

Giréi hat nicht Ruh noch Rast
In dem verödeten Palast.
Auf's Neue die Tatarenhorde
Führt er hinweg zu Raub und Morde.
Auf's Neue nach Gefahr und Blut
Lechzt er im wilden Schlachtgewühle;
Doch heimlich nährt sein Herz die Glut
Wohl andrer, besserer Gefühle.
Oft, wenn im blutigen Gefechte
Zum Hieb den Säbel schwingt die Rechte,
So bleibt ihm plötzlich unbeweglich
Der Arm, und eine Angst unsäglich
Erfaßt ihn, wirr blickt er umher,
Und murmelt Worte unverständlich,
Erbleicht, ihm zittern alle Glieder
In Fieberfrost, — gar hin und wieder
Hängt's in den Augen thränenschwer, —
Der grimme Chan ist kaum noch kenntlich.

Des Harems wird nicht mehr gedacht,
Wo der Verachtung preisgegeben
Die Odalisken welkend leben
In des Eunuchen strenger Wacht.
Saréma ist schon lange nicht
Mehr unter ihnen: in der Nacht
Die auch Maria in den Hafen

Der Ruhe trieb, ward von den Sklaven
Des Chans Saréma umgebracht.
Streng ging man mit ihr in's Gericht:
Ließ sie des Wassertodes sterben;
Warum? Wer weiß es!

Als der Chan
Des blut'gen Werks genug gethan,
Weitum Zerstörung und Verderben
Vom Kaukasus bis in das Herz
Des stillen Russenlands getragen,
Kehrt' er nach Tauris, heimatwärts,
Trüb wie er schied, in Weh und Klagen.
Im Hof, in des Palastes Innern,
Sich an Maria zu erinnern,
Ließ er, von Marmor ausgehauen
Als Denkmal einen Springquell bauen.
Auf des Propheten Halbmond oben
Ward noch ein Christenkreuz erhoben.
(Ein Zeichen der Unwissenheit
Des Chans war diese Doppelzier.)
Auch eine Inschrift liest man hier,
Noch nicht zernagt vom Zahn der Zeit.
Dahinter aus dem Marmor steigt
Der Quell empor in hellem Schimmer,
Weint seine kalten Thränen immer,
Sein klagend Murmeln niemals schweigt:
So führt die Mutter wohl am Tage
Der Trauer ob des Sohnes Klage,
Des lieben, der im Feld geblieben.
Den jungen Mädchen hier zu Land
Ist noch die Sage wohlbekannt,
Wie sie erzählt die alten Leute.

Das düstre Denkmal wird bis heute
Hier nur »der Thränenquell« genannt.

* * *

Dem Norden fern, dem traurigen,
Ein seiner Feste müder Gast,
Besucht' ich einst in Taurien
Den jetzt verödeten Palast
Bachtchißarai's. Ich schritt hier durch
Die stillen Räume, wo vor Zeiten
Der Völker Geisel, der Tatar
Gehaust in dieser Räuberburg,
Und müde von dem blut'gen Streiten
Mit träger Ruhe die Gefahr
Vertauschte, nach den Räuberzügen
In Ueppigkeit sich zu vergnügen;
Und Wollust athmen hier noch immer
Die Gärten wie die öden Zimmer.
Die Mauer glänzt von goldnem Schimmer,
Der Springquell rauscht, und Rosen blühn,
Und saftgeschwellte Trauben glühn
In Fülle von den hohen Ranken,
Die frischen Grüns den Bau umschwanken.

Die Gitter auch, die altersgrauen
Sah ich, dahinter einst die Frauen
Des Chans, in ihrer Schönheit Lenze
Geseufzt beim Spiel der Bernsteinkränze. [1])
Ich sah der Chane Grabesstätte,
Der Mächt'gen letztes Ruhebette:
In Turbanform ein Marmorknauf
Steigt aus den schlanken Säulen auf. [2])

Es war als hätte das Geschick
Hier sich enthüllt vor meinem Blick:
Wo ist des Harems Glanz und Pracht nun?
Und wo der stolzen Chane Macht nun?
Ach, Alles starb, verblich, verscholl!
Doch andrer Bilder war ich voll.
Der Rosen Duft, das Wehn der Bäume
Im Spiel der Winde weich und mild,
Der Quellen klagend Plätschern, hatten
Mich eingelullt in süße Träume —
Ich träumte von vergangnen Zeiten,
Und einer Jungfrau lieblich Bild
Sah ich im Hof, wie einen Schatten
Gespensterhaft vorübergleiten.
Weß war dies wundersame Bildniß,
Das mich umschwebt in dieser Wildniß?
Mich stets verfolgte unausweichbar,
Und meinem Arm doch nicht erreichbar!
War es Maria's reiner Geist,
Der hier gebannt am Ort geblieben?
Hat mich Saréma's Bild umkreist,
Von alter Eifersucht getrieben?
Noch immer seh' ich's vor mir schweben,
Dies Himmelsbild voll Erdenleben . . .

* * *

Den Musen und dem Frieden treu,
O schöner Salgir!*) bald auf's Neu
Kehr' ich zurück vom kalten Norden
Zu Deinen blumenreichen Borden,

*) Der Salgir ist der Hauptfluß in der Krimm.

Am Wanderstabe sie durchmessend,
Der Liebe und des Ruhms vergessend.
Zu Deinen Bergen kehr' ich wieder,
Von Meer=umrauschten Felsen nieder
An Tauris' Fluren mich zu freu'n,
Vergangne Bilder zu erneu'n.

O schönheitreiches Wunderland!
Wo Alles lebt und glüht und schwillt,
Des Segens und der Freude Bild.
Das Wellgeräusch am kühlen Strand,
Die Hügelreih'n, die dunklen Wälder,
Der Strom, die reichen Saatenfelder,
Die Reben, wie Saphire prächtig
Die Thäler schmückend in der Runde —
Das Alles lockt den Wandrer mächtig,
Wenn er in stiller Morgenstunde
Den steilen, hohen Bergpfad reitet,
Und unten, wo das Meer sich breitet,
Die Wasser glänzend grün sich bäumen,
Und mit gewalt'gem Wellenschlag
Den nackten Felsenfuß umschäumen
Des Vorgebirges Aju=Dagh.

Zusätze und Anmerkungen des Uebersetzers.

1) Die Frauen im Orient pflegen sich die Zeit damit zu vertreiben, daß sie mit den Bernstein- oder Rosenkränzen (Tschotki), welche sie gemeiniglich als Armschmuck tragen, spielen, indem sie an der gebundenen Schnur die Perlen langsam auf- und abstreifen.

2) Die Grabdenkmäler bei den Muhamedanern bestehen aus flachen, schlanken, senkrecht aufgestellten Steinen, welche bei Männergräbern durch einen in Stein oder Marmor gehauenen Turban gekrönt sind.

* * *

Man hat sich vielfach bemüht um nachzuweisen, daß dieser Dichtung eine historische Thatsache zu Grunde liege. Weiter hat man sich bemüht, den solchergestalt angeblich gewonnenen historischen Kern seiner poetischen Hülle zu entkleiden. Danach fiele die Zeit der Handlung in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, unter die Regierung des vorletzten Tatarenchans Kerim-Girei *), von welchem erzählt wird, daß er in seinem Palaste zu Bachtschißarai die junge polnische Fürstin Maria Potocka gefangen gehalten habe. Dieses zugegeben, bezweifle ich doch, daß außer der obigen kurzen Notiz, der Puschkin'schen Dichtung etwas Anderes zu Grunde gelegen habe, als eine

*) Sein Nachfolger Sahin- (Schahin) Girei-Chan verlor 1783 die Krimm an Rußland, ging später nach der Türkei und wurde 1787 auf Befehl des Sultans auf der Insel Rhodus hingerichtet.

genaue Kenntniß der Lokalität. Im vorliegenden Falle ist die poetische Wahrheit jedenfalls höher anzuschlagen als die historische; und wer die poetische Wahrheit in der Schilderung nicht vermißt, kann es mit der historischen füglich auf sich beruhen lassen. Puschkin scheint ähnlich gedacht zu haben, als er folgendes, ebenfalls auf den Springquell von Bachtschißarai bezügliche Gedicht schrieb, welches sich unter seinem poetischen Nachlasse befindet:

Lebend'ge Quelle, Liebesquelle!
Zwei Rosen hab' ich Dir gepflückt.
O wie das Murmeln Deiner Welle,
Dein klangvoll Weinen mich entzückt!

Mit kühlem Thaue überstreut
Dein Silberstaub die heißen Wangen;
O murm'le, murm'le fort wie heut,
Sprich mir von Tagen die vergangen . . .

O Liebesquelle, Thränenquelle!
Weither in Neugier zu Dir kam ich;
Von Tauris' Ruhm klingt Deine Welle,
Doch von Maria Nichts vernahm ich . . .

Sind selbst in diesen Haremsräumen
Maria und Saréma schon
Aus der Erinnerung entflohn?
Sind sie gar Bilder nur aus Träumen?

Hat sie in einer dunklen Nacht
Unklar als seine Ideale
Des Künstlers Phantasie erdacht
Und ihn gedrängt, daß er sie male?

Auf seine wirklich genaue und wahrheitsgetreue Schilderung des Landes und Ortes der Handlung scheint Puschkin besonderes Gewicht gelegt zu haben, da er seiner Dichtung vergleichsweise andere prosaische Schilderungen folgen läßt, die ich, des interessanten Gegenstandes wegen, hier in der Uebersetzung wiedergebe.

I.

Auszug aus der »Reise durch Taurien (im Jahre 1820) von Murawiew-Apostol«.

Gestern Abend in der Thalschlucht von Bachtschißarai angelangt, fuhr ich, obgleich es schon dämmerte, eiligst durch die lange Straße welche zu dem am Ostende der Stadt liegenden Chan-Sarai (d. i.

Palast des Chanes) führt. Die Sonne war schon längst hinter den Bergen verschwunden und die Dämmerung begann dem Dunkel zu weichen, als ich in den ersten Hof des Sarai's eintrat. Ich ließ mich jedoch nicht abhalten die Höfe und Gemächer der taurischen Alhambra zu durchwandeln, und je weniger deutlich die Gegenstände zu erkennen waren, desto lebendiger war das Spiel meiner mit allen Regenbogenfarben orientalischer Poesie erfüllten Phantasie.

Ich will Dich, mein Freund, jedoch nicht von den Zimmern aus, sondern wie es sich gehört, durch das äußere Thor, mittelst der Brücke welche sich über den schmalen, schlammigen Bach Suruk-Su spannt, in das Innere führen. Du gelangst durch dieses Thor in den ersten, ein großes Parallelogramm bildenden Hof, dessen kleinere, dem Thore gegenüberliegende Seite von Garten-Terrassen begrenzt wird, während die beiden längeren Seiten links durch eine Moschee und mehrere Gesindewohnungen, rechts durch den Palast selbst eingenommen werden, welcher aus verschiedenen zusammenhängenden Gebäuden von ungleicher Höhe besteht. Zur Rechten führt durch dieses Gebäude ein gewölbter Thorweg in den innern Hof, wo auf der linken Seite zunächst eine eiserne Flügelthür in die Augen fällt, welche mit buntem Zierrath im arabischen Geschmack überladen ist; darüber prangt der an die Stelle des osmanischen Halbmonds getretene doppelköpfige Adler.

Beim Ueberschreiten dieser Schwelle gewahrt man in den weiten schattigen Hallen einen Marmor-Fußboden und rechts eine breite Freitreppe, welche zu dem oberen Geschoß des Palastes führt. Wir bleiben in der Vorhalle einen Augenblick stehen, wo am Fuß der Treppe zwei herrliche Fontänen fortwährend aus der Mauer in weiße Marmorbecken springen, die eine links von der Thüre, die andere der Thüre gerade gegenüber.

Um Nichts zu übersehen, folgen wir dem aus der linken Ecke des Erdgeschosses zu der Hausmoschee des Chans führenden, breiten Korridor. Ueber dem Eingange zu dieser Moschee liest man die Inschrift:

Selamid-Giréi-Chan, Sohn Hadshi-Selim-Giréi-Chans. *)

Eine andere Thür führt aus demselben Korridor in ein großes Zimmer, um dessen Wände ein Divan sich spannt, während in der Mitte

*) Selamid-Giréi-Chan regierte von 1587 bis 1610.

aus weitem Marmorbecken ein Springquell aufsteigt. Dies ist ein zauberischer Zufluchtsort zur Abkühlung in den schwülen Stunden, wenn die Berge rings um Bachtschißarai im Sonnenbrande glühen. Die dritte Thür führt zum Divan des Chan, d. h. zu dem Gemache wo die Räthe unter des Herrschers Vorsitz zusammen kamen. Zu demselben Gemache führt auch noch ein Eingang von der Vorhalle und von Außen vom großen Hofe her.

Wenn ich Dir nun einen der Säle des oberen Geschosses beschreibe, so kennst Du auch alle übrigen, welche sich nur durch mehr oder weniger Wandverzierungen von einander unterscheiden.

Da die Façade des Palastes nicht in gerader Linie gebaut ist, sondern mehrere Vorsprünge hat, so muß ich zuerst bemerken, daß die Hauptsäle ihr Licht von drei Seiten erhalten, indem die aus der Façade heraustretenden drei Mauern der Vorsprünge sämmtlich nur aus Fenstern bestehen. Außer dem Haupteingange führt noch eine kleine, fast unbemerkbare Seitenthür an einer Holzwand, zwischen Säulen im arabischen Geschmack, in den Saal. Zwischen diesen Säulen befinden sich in der dunklen Wand ebenfalls ganz unscheinbare Schränke. Ueber denselben (d. h. den Säulen) sind (in den vornehmsten Sälen) innerhalb und außerhalb des Zimmers Scheibenfenster angebracht, zwischen welchen Zierrathen von Stuckaturarbeit stehen, wie z. B. Schalen mit Früchten, Blumen oder Bäumchen, verschiedenen ausgestopften Vögeln u. dgl. m. Die Plafonds sowie die düstern Wände sind von Tischlerarbeit, und sehr schön, indem das feinste vergoldete Gitterwerk von Holz auf einem lackirten Grunde von dunkelrother Farbe liegt. Hier sah ich auch die aus Spanien mir wohlbekannte Estera d. h. künstlich geflochtene Matten von Rohr (eine Art Genista — Ginster), welche auf dem Fußboden von Ziegeln oder Steinen als Teppiche dienen. Zum Schutz gegen die allzugroße Helle der Sonnenstrahlen in den von drei Seiten erhellten Zimmern, sind außer den Vorhängen noch farbige, bunte Scheiben in den Fenstern angebracht, ein Lieblingsschmuck der Ritterburgen, den ohne Zweifel die Europäer zur Zeit der Kreuzzüge den Völkern des Orients entlehnt haben. Denkst Du Dir hiezu nun noch einen Divan, d. h. Kissen mit seidenen Ueberzügen, welche an allen Wänden (mit Ausnahme der dunkeln) auf dem Fußboden herumgelegt sind, so kennst Du die vornehmsten Säle, bis auf drei oder vier, welche für die Kaiserin Katharina im europäischen Geschmack mit

hohen Sopha's, Lehnsesseln und Tischen möblirt wurden. Diese letztern Geräthe sind für uns Getaufte besonders schätzenswerth, da in allen Gegenden wo der Koran gepredigt wird, die Rechtgläubigen anstatt der Tische niedriger, runder Bänkchen sich bedienen, auf welche ein großes Präsentirbrett gelegt wird, um welches herum man sich mit untergeschlagenen Beinen zum Essen setzt.

Du kannst leicht errathen, daß zur Seite dieses Gebäudes der für Jedermann, mit Ausnahme des Chans, unzugängliche Harem liegt, der mittelst eines Korridors mit dem Palaste in Verbindung steht. Dieser Theil des Gebäudes ist am meisten verfallen. Die verschiedenen kleinen Wohnungen, in welchen einst die Opfer der Liebe, oder besser gesagt: der Liebeswuth, ihrer Freiheit beraubt schmachteten, bieten jetzt mit ihren eingestürzten Plafonds und zerbröckelten Fußböden ein trauriges Bild der Zerstörung. Der Zahn der Zeit hat den Kerker der Schönheit fast vernichtet. An den Gartenrand des Harem stößt auf dem großen Hofe ein hoher, sechseckiger Kiosk *) mit Gitterwerk statt der Fenster, hinter welchem, wie man sagt, die Frauen des Chanes den Spielen, den Auffahrten der Gesandten, und andern Schauspielen zusahen. Man erzählt auch noch, daß der Chan sich Fasanen gehalten und diese seinen Geliebten von hier aus gezeigt habe, was um so wahrscheinlicher klingt, als der Hahn mit seiner Familie das einzige Bild ist, welches der Muselmann seinen Sklavinnen zur Rechtfertigung der Vielweiberei zeigen kann. Zwischen diesem halb verfallenen Kiosk und dem Gemach von welchem ich sprach, im untern Geschoß mit der Marmorfontäne, liegt ein schöner Blumengarten, wo Rosen und Myrthen wohl einst den tatarischen Anakreon zum Gesang begeistert haben mögen. Doch um mit Dante zu sprechen:

Fama di lor il mondo esser non lassa
Non ragionam di lor, ma guarda e passa.

Es ist jedoch Zeit, diese Menge die Brust beklemmender Denkmale der Sklaverei zu verlassen und in den Hof zu treten, um in freier Luft wieder Athem zu schöpfen. Dem großen Eingangsthore gegenüber liegen hier am Ende des Hofes, an einen Berg gelehnt, Terrassen in vier Abstufungen, mit Obstbäumen, Weinstöcken an

*) Sprich: Köschk — der maurische Pavillon.

hohen Spalieren und klar durchsichtigen Quellen, welche von Stufe zu Stufe herabplätschernd, in ein steinernes Bassin sich ergießen. Vielleicht mochten einst die Hofleute, das Geschlecht der Giréi mit den Herrschern Babylons vergleichend, auch diese Terrassen mit den hängenden Gärten der Semiramis verglichen haben; jetzt aber bietet dieses Wunderwerk der Krimm, wie alle Monumente Tauriens, nur ein Bild der Verwüstung. Mehr als Alles aber ist hier der Verlust des kostbaren Schatzes, des Wassers zu beklagen: denn nicht allein sind schon viele Röhren verstopft, sondern einige Quellen sind sogar völlig verschwunden.

Außerhalb des Hofes, hinter der Moschee liegt der Friedhof der Chane und Sultane des Herrscherhauses der Giréi, deren Asche hier unter weißen Marmor-Grabmälern, umgeben von hohen Pappeln, Nuß- und Maulbeerbäumen ruht. Hier liegen Mengli und sein Vater, Gründer des einst so mächtigen Reiches der Krimm. Alle diese Grabmäler sind mit Inschriften bedeckt.

Bevor wir jedoch dieses Thal des ewigen Friedens verlassen, zeige ich Dir noch von hier aus, zur Linken der obersten Garten-Terrasse, einen Hügel, auf welchem ein schönes Gebäude mit runder Kuppel steht: dies ist das Mausoleum einer schönen Georgierin, der Gemahlin des Chanes Kerim-Giréi, welche, eine zweite Zaïre, durch die Macht ihrer Reize Den beherrschte, dem hier Alles gehorchte. Aber nicht lange! Die Paradiesesblume welkte schon am Morgen ihres Lebens dahin, und der betrübte Kerim errichtete der Geliebten dieses Denkmal, um hier täglich über der Asche der Unvergeßlichen durch Thränen seinen Kummer zu lindern. Auch ich wollte der Schönheit meinen Zoll der Verehrung bringen, doch konnte ich nicht in das Innere des Mausoleums gelangen, die Thür ist für immer verschlossen. Sonderbar ist es, daß alle hiesigen Einwohner steif und fest behaupten, jene Schöne sei keine Georgierin, sondern eine Polin, und zwar eine von Kerim-Giréi geraubte Gräfin Potocka gewesen. Soviel ich dies auch bestritt, so wenig konnte ich die Leute davon überzeugen, daß diese Sage nicht die geringste geschichtliche Basis habe, und daß es in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Tataren gewiß nicht leicht gewesen sein könne, eine Polin zu rauben; alle meine Beweise waren fruchtlos, sie blieben dabei: die Schöne sei eine Potocka gewesen. Ich meines Theils kann für das hartnäckige Festhalten dieser Behauptung keinen

andern Grund finden, als die mit Recht herrschende Meinung, daß weibliche Schönheit von jeher ein Erbtheil der Familie Potocka gewesen.

* * *

Soweit Murawiew-Apostol. Ich lasse nun noch Puschkin selbst in schlichter Prosa von den Eindrücken reden, welche sein späterer Aufenthalt in der Krimm in ihm erzeugte.

II.

Stellen aus einem Briefe Puschkin's.

Wir setzten zu Schiff von Asien nach Europa*) über. Ich begab mich sogleich nach dem sogenannten Grabmale des Mithridates (den Trümmern eines alten Thurmgebäudes); dort pflückte ich zum Andenken eine Blume, die ich am folgenden Tage unbarmherzig wieder verlor. Die Ruinen des alten Panticapaeum machten keinen größern Eindruck auf meine Phantasie. Ich sah Spuren von Straßen, halbüberwachsene Gräben, alte Backsteine — und das war Alles. Von Theodosia bis Jursuf fuhr ich zu Schiffe. Die ganze Nacht hindurch that ich kein Auge zu. Der Mond schien nicht, aber dafür war es sternenhell; vor mir dehnten sich die südlichen Gebirge aus . . . „Da ist der Tschetirdagh!“ rief mir der Kapitän zu. Ich konnte den Berg nicht unterscheiden, und trug auch kein besonderes Verlangen danach. Vor Sonnenaufgang schlief ich ein wenig ein. Inzwischen hatte das Schiff in der Nähe von Jursuf angelegt. Beim Erwachen sah ich ein bezauberndes Bild vor mir: die Berge erglänzten in buntem Farbenspiel; die flachen Dächer der Tatarenhütten in der Ferne sahen aus wie an den Bergen hängende Bienenkörbe; dazwischen zogen sich regelrecht gepflanzte Reihen von Pappeln, wie grüne Säulen hin. Mir zur Rechten erhob sich der gewaltige Aju-Dagh ... und ringsumher schimmerte der reine, blaue Himmel, und das lichte Meer — und ich athmete die Luft und freute mich am Glanze und Dufte des Südens.

In Jursuf führte ich ein wahres Kinderleben, badete mich im Meere und nährte mich von Weintrauben. Ich gewöhnte mich schnell an die Natur des Südens, und lebte und webte darin mit allem Gleichmuthe und aller Sorglosigkeit neapolitanischer Lazzaroni. Mit

*) Das heißt: von Taman nach Kertsch.

Entzücken hörte ich, wenn ich Nachts aufwachte, das Rauschen des Meeres, und oft gab ich mich stundenlang diesem Genusse hin. Ein paar Schritt von meiner Wohnung stand eine junge Cypresse; ich besuchte dieselbe jeden Morgen, und es war mir zuletzt förmlich als ob mich ein Band der Freundschaft mit ihr verknüpfte. Dies ist Alles was mir von meinem Aufenthalte in Jursuf im Gedächtniß geblieben.

Ich umsegelte die Südküste der Krimm und die Reise Murawiew's rief viele Erinnerungen in mir wach, obgleich die Schreckensscenen die sich für ihn an die Felsen von Kikenéiß knüpften, keine Spur in meinem Gedächtnisse zurückgelassen haben. Wir überstiegen die Felsenstufen zu Fuß, uns mit der Hand an den Schweifen unserer Tatarenpferde haltend. Diese Art vorwärts zu kommen ergötzte mich ungemein, und erschien mir wie ein geheimnißvoller orientalischer Brauch. Als wir den Gebirgsrücken überklommen hatten, war das Erste was mir in die Augen fiel: eine Birke, der Baum des Nordens. Mir wurde förmlich melancholisch dabei zu Muthe, als wäre ich plötzlich dem Süden wieder fern gerückt; und doch war ich noch in Taurien und sah rings um mich her Pappeln und Rebengewinde. Das Georgiew'sche Kloster und der steil ins Meer abfallende Felsenvorsprung machten einen tiefen Eindruck auf mich. Dort sah ich auch die sagenberühmten Trümmer des Tempels der Diana. Es schien mir auch hier wieder, daß ich für die mythologischen Ueberlieferungen ein besseres Gedächtniß habe als für die geschichtlichen, da sie neuerdings poetische Früchte in mir erzeugten.

In Bachtschißarai kam ich krank an. Ich hatte schon früher von dem seltsamen Denkmale des verliebten Chanes gehört. K** hatte es mir in poetischer Weise beschrieben, wobei er das Denkmal den „Thränenquell“ nannte. In den Palast eingetreten, sah ich eine verdorbene Fontäne; das Wasser träufelt nur noch aus einer alten verrosteten Eisenröhre. Ich durchwandelte den Palast betrübt über die unerhörte Nachlässigkeit, mit welcher man fast Alles zerfallen läßt, und über die halbeuropäische Herstellung einiger Gemächer. N. N. führte mich fast gewaltsam die alte Treppe hinab in die verkümmerten Haremsräume und auf den Friedhof der Chane:

„Doch nicht dieses
Erfüllte damals meine Seele,“

Denn mich plagte das Fieber . . .

Das Räuberbrüderpaar.

Das sind nicht Schwärme schwarzer Raben
Die sich um Aas versammelt haben:
Es lagert Nachts am Wolgastrande
Beim Feuer eine Räuberbande.
Welch buntes Bild in Unterscheidung
Der Stämme, Sprachen, Züge, Kleidung!
Es bindet diese Raubgesellen —
Aus Hütten, Kerkern, Klosterzellen
Entlaufen — nur ein einzig Streben:
Frei und gesetzlos hier zu leben.
Man sieht vom kriegerischen Don
Den flüchtigen Kosaken hier;
Der öden Steppe wilden Sohn:
Den mißgestalteten Baschkir;
Kalmücken; Juden, schwarzgelockte,
Daneben fuchsigrothe Finnen,
Wie wandernde Zigeuner, lockte
Der Trieb zu frevelndem Beginnen
In die Gemeinschaft dieser Horde,
Die sich vom Raube nährt und Morde,
Und nur das Band des Lasters kennt
Das sie von andern Menschen trennt.

Der ist ihr Mann, der im Geleise
Der Schuld durchlaufen alle Grade,
Verstockten Herzens ohne Gnade
Die Wittwe tödtet und die Waise.

Der zu der Kinder Schluchzen lacht,
Erstorben jedem bessern Triebe —
Und dem das Morden Freude macht,
Wie in der Jugend uns die Liebe.

Rings ist es still; des Mondes Schein
Beleuchtet sie mit bleichem Strahle.
Von Hand zu Hand geht eine Schale
Im Kreis umher mit starkem Wein.
Schon schlummern Einige im Kreise,
Auf feuchter Erde hingestreckt;
Hier stöhnt, dort murmelt Einer leise,
Durch böse Träume aufgeschreckt.
Die Andern im Gespräche bleiben,
Die nächt'gen Stunden zu vertreiben.
Sie horchen einem jungen Mann
Der neu in ihren Kreis gekommen.
Und wie sie Alle Platz genommen
Um ihn, hebt er zu reden an:

»Wir wuchsen auf, ein Brüderpaar,
Zwei unzertrennliche Gefährten,
Doch freudlos unsre Kindheit war,
Von fremder Leute Wohlthun nährten
Wir uns, und lernten früh die Plagen
Des Hungers, der Verachtung tragen.
Wir hatten weder Hof noch Haus,
Man stieß uns in die Welt hinaus,
Und früh schon bittrer Neid uns quälte
Je mehr wir fühlten was uns fehlte.
So wurden wir in Elend groß,
In stetem Darben und Entsagen —
Und wir vermochten unser Loos

Nicht länger ruhig zu ertragen,
Nun wählten wir zu Bundsgenossen
Den scharfen Stahl, die finstre Nacht —
Der Furcht ward unser Herz verschlossen,
Und des Gewissens nicht gedacht.

O Jugend, Jugend, rasch enteilte!
Was das ein lustig Leben war,
Der Bruder mit dem Bruder theilte
Brod und Verachtung der Gefahr.
Kaum war der Abend angebrochen,
Bei mondenheller Himmelsdecke,
So kamen wir hervorgekrochen
Aus unterirdischem Verstecke —
Im Walde und am Wege bald
Ward uns ein Baum zum Hinterhalt.
Und kam ein reicher Jude spät,
Ein Priester, oder andre Leute,
Gleichviel was unser Aug' erspäht:
Gab es für uns nur gute Beute.

In dunkler Nacht zur Winterszeit
Stand unser Dreigespann bereit;
Wir sangen, pfiffen, und es trug
Uns über's Schneefeld wie im Flug.
Wer hätte nicht gefürchtet so
Uns zu begegnen Nachts im Dunkeln?
Und sahn wir spät ein Licht noch funkeln
In einem Wirthshaus: Holla, ho!
Frau Wirthin! scholl es lauten Schalles.
Wir drangen ein, da gab's Genüsse
Von Trank und Speise! dazu Küsse
Von schönem Mund — umsonst war Alles!

Doch ach! nicht lange dauerte
Die Festeszeit, man lauerte
Uns auf, und fing uns und bezwang uns;
Dieselbe Kette nun umschlang uns
Bei strenger Wacht im feuchten Kerker.
Um fünf Jahr älter, war ich stärker
Auch als mein Bruder; zäh und kräftig
Ertrug ich jegliche Bedrängniß.
Doch ihm versagten im Gefängniß
Die Kräfte, er erkrankte heftig.

Sein Zustand wurde täglich schlimmer,
Und seiner Sinne fast beraubt
Vor Schmerz, legt er sein fiebernd Haupt
Auf meine Schulter; jammernd immer
Und flehend seine Stimme schallt':
»So schwül ist's hier ... ich will zum Wald. —
Bring' Wasser her! mich durstet sehr!« —

Umsonst that ich nach seinem Willen,
Des Armen Durst war nicht zu stillen,
Und er verlangte immer mehr.
Der Schweiß entströmte seiner Stirn;
Die unheilvolle Krankheit brannte
Zerstörend ihm durch Blut und Hirn,
Daß er mich selbst nicht mehr erkannte.
Dann rief er jeden Augenblick
Nach seinem Bruder: »O, enteilst Du
Mir auch jetzt? Bruder, Freund, wo weilst Du?
O komm, Du darfst im Mißgeschick
Mich nicht verlassen, so allein
An diesem Jammerort! Hast Du
Mir nicht genommen meine Ruh?

Du führtest mich zum Wald hinein
Und lehrtest mich zuerst den Mord.
Ich wagte, folgsam Deinem Wort,
In Finsterniß die finstre That ...
Und jetzt übst Du an mir Verrath,
Verbirgst dem Bruder Deine Spur,
Schweifst frei umher auf freier Flur,
Schwingst Deinen mächtigen Kistén,*)
Nachts reiche Beute zu erwerben,
Derweil Du mich in Gram und Wehn
Verkümmern lässest und verderben!« ...

So klagte er. Ein andermal
Zernagt' ihn des Gewissens Qual,
Und es umschwebten ihn im Kreis
Und grausig mit den Fingern drohten
Die Geister der erschlagnen Todten.
Am häufigsten erschien ein Greis
Ihm, den er einst im Wald erschlagen.
Dann fand er keine Rast noch Ruh,
Hielt mit der Hand die Augen zu
Und rief in Flehen und in Klagen:
»Bruder, hab' Mitleid mit dem Armen,
Mit seinen Thränen hab' Erbarmen —
Verspotte nicht das greise Haar,
Laß ihn, er bringt uns nicht Gefahr!
Glaub mir, es ist in seinen Adern
Schon längst kein Tropfen warmen Blutes —
Vielleicht thut sein Gebet uns Gutes,
Kehrt in Verzeihung Gottes Hadern.«

*) Kistén — eine große an einem Riemen befestigte Bleikugel, die Hauptwaffe russischer Straßenräuber.

Ich sprach ihm Trost zu, und gewaltsam
Drückt' ich das eig'ne Grausen nieder;
Es war vergebens: unaufhaltsam
Kehrten die Schreckensbilder wieder.
Bald sah er einen Tanz von Todten
Die aus den Wäldern ihm erschienen;
Bald, als ob Häscher ihn bedrohten,
Sah er sich um mit bangen Mienen —
Seine Auge blitzte wunderlich,
Die starken Haare sträubten sich
Als hätt' es ihn in Furcht und Wehe
Durchbebt vom Wirbel bis zur Zehe.
Bald war es ihm als ob man ihn
Vom Kerker schon zum Richtplatz brächte;
Viel Volks vor seinem Blick erschien,
Die Knute und die Henkersknechte . . .
Dann, seiner selbst nicht mehr bewußt,
In Angst sank er an meine Brust.
So viele Tage, viele Nächte
Lebt' ich mit ihm in Weh und Kummer,
Fand keine Ruhe, keinen Schlummer.

Die Kraft der Jugend überwand
Zuletzt des Bruders Krankheit wieder;
Neu kräftigten sich seine Glieder,
Und jedes Bild des Schreckens schwand.
Mit neuem Muth wuchs auch das Streben
Nach unserm alten freien Leben.
Wir sehnten aus der Kerkergruft
Uns fort in frische Waldesluft.
Es schien das Loos uns gar zu bitter
Die Sonne nur durch Eisengitter
Zu sehn, und nichts als Kettenklirren

Zu hören und der Vögel Schwirren
Und Wächter Schrei'n vor unserm Kerker.
Der Drang den Banden zu entfliehn
Ward in uns Beiden immer stärker.
Einst mußten wir die Stadt durchziehn,
In Ketten für das Stadtgefängniß
Almosen sammeln; uns zur Seite
Schlang sich ein Strom von tiefer Breite.
Und wir entsprangen der Bedrängniß
Und schwimmend suchten wir das Weite.

Das Wasser schäumte von den Ketten.
Wir suchten uns, wie wir zusammen
Die Füße rührend weiter schwammen,
Fern auf ein Inselchen zu retten.
Und hinter uns, in lautem Ton
Ruft's: »Haltet sie, sie sind entflohn!«
Zwei Wachen schwimmen hinterher,
Doch wir sind auf dem Trocknen schon,
Mit Steinen brechen wir die Ketten,
Entkleiden uns des Zeuges, schwer
Vom Wasser.
Dort schon nahn die Wachen, —
Doch voller Hoffnung uns zu retten
Erwarten wir sie standhaft, machen
Uns kampfbereit — dort Einer sinkt
Ermattet unter, kommt dann wieder
Hervor, ringt, stöhnt, — auf's Neue nieder
Reißt ihn der Strom, und er ertrinkt.

Der Andre hat die Flut durchschwommen,
Ist, das Gewehr in seiner Hand,
Schon nahe bis zu uns gekommen.

Vergebens rufen wir vom Land:
»Zurück!« Er hört uns nicht, dringt vor,
Da sichern Wurfs zwei Steine flogen,
Daß er Gewehr und Hirn verlor.
Rings blutig färbten sich die Wogen,
Und er versank . .

Wir aber sprangen
Auf's Neue in den Strom und rangen
Bis wir zum andern Ufer kamen,
Wo wir die Flucht in's Dickicht nahmen.
Man hatte weiter nicht gewagt
Uns nachzusetzen — aber ach!
Mein armer Bruder war so schwach
Von Kälte und von Ungemach,
Daß ihm die letzte Kraft versagt.
Die alte, böse Krankheit plagt
Den kaum Genesenen auf's Neue,
Und das Gewissen und die Reue
Verfolgen mit Gespensterqual
Ihn mehr noch als das Erstemal.

Stumm so drei Tage lag er nieder,
Kein Schlaf schloß seine Augenlider.
Und ganz verstört am vierten Tage,
Als ob ihn grimmes Leiden plage,
Erschien er, rief mich zu sich her,
In Zittern drückt er meine Hand
Und sah mich an, so kummerschwer, . . .
Tief seufzt' er auf . . . sein Geist entschwand.

Auf seine Leiche stürzt' ich mich;
Drei Tage saß ich bei ihm nieder.

Vielleicht, dacht' ich, erwacht er wieder;
Ich saß, und weinte bitterlich.
Dann endlich grub ich ihm ein Grab,
Senkte den kalten Leib hinab,
Und sprach ein sündiges Gebet
An seiner Gruft . . .

Auf's Neue dann
Mein alter Lebenslauf begann.
Doch seit des Bruders Tode geht
Nichts mehr nach Wunsch. Ach! keine Klage
Bringt je die alte Zeit zurück,
Wo wir Gefahr, Leid, Lust und Plage
Durchlebt bei Tag und Nacht gemeinsam.
Mit meinem Bruder starb mein Glück,
Und elend leb' ich jetzt und einsam.
Todt ist mein Herz; das Mitleid wohnt
Nicht mehr in meiner Brust; es schont
Mein Arm zuweilen nur der Alten.
Das greise Haar, der Stirne Falten
Erweichen mich, als wär' es ehrlos
Zu morden, wo das Opfer wehrlos.
Noch in dem schrecklichen Gefängniß
Seh' ich den Bruder mit mir wohnen,
Wie er in Ketten und Bedrängniß,
Krank, seiner selbst nicht mehr bewußt,
In Schluchzen sank an meine Brust,
Mich bat, des greisen Haars zu schonen.«

Der Räuber schwieg, und gramvoll wandte
Sein Haupt — er konnte weiter nicht . . .
Ein Strom von bittern Thränen brannte
Auf seinem wilden Angesicht.

Die Andern fielen lachend ein:
Du weinst? Wer wird sich so versenken
In todter Menschen Angedenken?
Wir leben, laßt uns lustig sein!
He! reicht das Glas herum im Kreise!

Das Wort fiel zündend wie ein Funken,
Und wieder ging's in alter Weise,
Es ward geschwatzt, gelärmt, getrunken,
Und Jeder wußte zu berichten
Von wunderbaren Raubgeschichten,
Wie sicher sein Kistén stets traf . . .
Noch schlummert sorglos das Gewissen
Der Räuber: Aus dem Sündenschlaf
Wird es einst fürchterlich gerissen.

Graf Nulin. *)

'ſ iſt Zeit, 'ſ iſt Zeit! das Jagdhorn klingt,
Früh halten ſchon die Jäger heute
Zu Roß; in Ungeduld die Meute
Am langen Koppelriemen ſpringt.
Mit Würde naht der Herr vom Schloß,
Stemmt beide Arme in die Seite
Und muſtert heitern Blicks den Troß,
Sein wohlberitt'nes Jagdgeleite.
Ein enger Jägerrock umzwängt
Den Leib; an bronz'ner Kette hängt
Ein Horn; in ſeinem obern Täſchchen
Birgt er ein Rum-gefülltes Fläſchchen,
Im Gurt ein türkiſch Meſſer ſteckt.

Im Häubchen ſteht, noch nicht ganz munter
Vom Schlaf, mit einem Tuch bedeckt,
Die Frau am Fenſter, ſchaut herunter
Mißmuth'gen Blickes auf den Troß,
Da führt man ihres Gatten Roß
Herbei. Er ſtreichelt's, faßt die Zügel,
Tritt leichten Fußes in den Bügel,
Spricht zu der Frau das Abſchiedswort:
Erwart' mich nicht! — und reitet fort.

*) Sprich: Nülīn.

In des Septembers letzten Tagen
(Wie wir in schlichter Prosa sagen)
Herrscht auf dem Lande Langeweile.
Die Bäume schütteln ihre Blätter
Von sich; Wind, Schmutz und schlechtes Wetter,
Zur Nachtzeit Schnee und Wolfsgeheule —
Doch das macht erst das rechte Glück
Des Jägers, hinter sich zurück
Läßt er die träge Ruhe, fliegt
Zu Rosse durch das weite Feld,
Und sanft auf jedem Lager liegt
Er, dem der Schlummer niemals fehlt,
Wenn er sein Tagewerk bestellt:
Gejagt, geschimpft, geflucht, erzählt.

Was aber thut die Frau indessen?
Hat eine Hausfrau nichts zu thun?
Sie schafft in Küch' und Keller nun,
Salzt Pilze ein, sieht nach dem Essen,
Und giebt dem Federvieh zu fressen.
Der Herrin wachsam Auge ist
Im Hause gut zu jeder Frist.

Zum Unglück unsre Heldin hatte
(Ach! ich vergaß beinah, die Dame
Euch vorzustellen erst: Ihr Gatte
Rief sie vertraulich kurzweg *Katte*,
Doch Katharina war ihr Name) —
Zum Unglück hatte unsre Dame
Der Wirthschaft nie sich zugewendet,
Denn ihre Bildung war *vollendet*
In der hochadligen Pension
Falbala's, eines Emigranten,

Wohin sie, um den »guten Ton«
Zu lernen, ihre Eltern sandten.

Sie saß am Fenster. In der Hand
Hielt sie ein Buch, den vierten Band
Der alten, rührenden Geschichte
Elisa's und Armand's — man nennt es ...
Vielleicht nicht jeder Leser kennt es,
Drum, daß ich ganz genau berichte:
Man nennt es auch »Briefwechsel zweier
Familien«. Jetzt schreibt man freier,
Doch dieser klassische Roman
Stößt nirgends an, ist voll Moral,
Lang, lang, sehr lang, sentimental,
Die Tugend bricht sich siegreich Bahn;
Keine romantische Verirrung,
Kein Witz, kein schlüpfrig Wort, kein Fluch
Bringt die Gemüther in Verwirrung,
Es ist ein sittlich dickes Buch.

Und wirklich las Frau Katharine
Darin mit aufmerksamer Miene;
Doch plötzlich ihre Augen glitten
Vom Buche weg zum Hof hinab,
Wo sich — was das ein Schauspiel gab! —
Ein Böckchen und ein Hofhund stritten;
Die Bauernjugend stand dabei
Und fand den Anblick sehr ergötzlich.
Ein Schwarm von welschen Hühnern plötzlich
Folgt einem Truthahn mit Geschrei,
Drei fette Enten wühlten träge
Im Schlamm; den schmutz'gen Hof durchschritt
Ein Weib und schleppte Wäsche mit,

Sie aufzuhängen im Gehäge.
Das Wetter wurde immer trüber,
Schwarz zog sich Schneegewölk herüber . . .
Da klang ein Deichselglöckchen fern!

Wie hört man solchen Klang so gern,
Lebt man allein zu solcher Zeit
In öder Landeseinsamkeit.
Wer, der je solch ein Leben führte,
Dem solcher Klang das Herz nicht rührte!
Kommt nicht vielleicht ein Freund gefahren,
Ein Freund aus unsern Jugendjahren? . . .
Mein Gott! da ist der Wagen schon!
Horch, immer näher schallt der Ton —
Der Wagen, hinter'm Bergesrück,
Bleibt auf ein Kleines jetzt zurück.

Mit ungeduldig froher Miene
Auf zum Balkon eilt Katharine.
Schon lauter trifft der Klang das Ohr,
Dort rollt der Wagen selbst hervor
Dicht bei der Mühle hinter'm Fluß,
Naht sich der Brücke schon — jetzt muß
Er auf das Schloß zu! Aber nein,
Er biegt links ab dort bei der Mühle!
Mit melancholischem Gefühle
Schaut Katharina hinterdrein.
Da plötzlich sieht sie — welch ein Glück! —
Der Wagen stürzt vom Hügelsrück
Den schlüpfrig schmalen Weg herunter . . .
Philipp! Wassily! vorwärts, munter!
Dort stürzt ein Wagen eben, eilt
Dem Herrn zu Hülfe! bittet ihn,

Daß er zum Essen hier verweilt!
Doch, lebt er noch? Geht schnell zu sehn!...

Die Herrin spricht's, die Diener gehn,
Den Wagen aus dem Dreck zu ziehn.

Frau Katharina eilt inzwischen
Das Antlitz etwas aufzufrischen,
Die reichen Locken aufzustecken,
Mit einem Shawl sich zu bedecken,
Den Fenstervorhang aufzuziehn
Und einen Stuhl herbei zu schieben
Zum Sopha.
Gott, wie lange schien
Der Wagen ihr schon ausgeblieben!
Da endlich, endlich kommt der Wagen,
Doch ganz beschmutzt und halb zerschlagen
Bewegt er langsam sich und schwer.
Der junge Herr hinkt hinterher,
Und sein französischer Lakai
Mit schnarrend näselndem Geschrei
Treibt kalten Bluts die Equipage
Vorwärts, ruft laut: allons, courage!
Jetzt halten sie und treten ein.

Derweil man ein besond'res Zimmer
Dem Fremden anweist, — durch sein Schrei'n
Picard vor allen Andern immer
Sich wichtig macht, — die Flügelthüren
Auffliegen und zusammenschlagen,
Viel Hände sich geschäftig rühren,
Der Fremde eilt, sich umzuziehn:
Darf ich Euch im Vertrauen sagen,

Wer dieser Herr ist?
Graf Nulin,
Der jetzt aus fremden Landen kehrt,
Wo er sein Hab und Gut verzehrt,
(Doch bracht' er's nach der Mode durch;)
Ist auf dem Weg, in Petersburg
Sich wie ein wildes Thier zu zeigen;
Ist reich an Westen und an Fracks
Und Hüten neuesten Geschmacks;
Hat Modesachen aufzuzeigen
Von jeder Gattung: Hemdeknöpfchen,
Lorgnetten, Shawls, Pomadetöpfchen,
Schnürleibchen, Fächer, Nadeln, Tücher,
Ganz feine Strümpfe — sogar Bücher:
Ein ernstes Werk von Herrn Guizot,
Einen Roman von Walter Scott;
Karrikaturen voller Spott;
Dazu die neuesten bons mots
Vom Hofe zu Paris; Motive
Rossini's, Paer's und andrer Meister,
Von Béranger ein neues Lied, —
Kurzum: in seines Koffers Tiefe
Verbirgt sich ohne Unterschied
Die Quintessenz moderner Geister.

Der Tisch ist längst gedeckt; allein,
In Ungeduld die Herrin harrt
Des fremden Gastes Gegenwart.
Die Thür geht auf, der Graf tritt ein.
Ganz leicht erhebt sich Katharine
Vom Sopha, theilnahmvoller Miene
Fragt sie: Wie geht's, was macht Ihr Bein?
Darauf der Graf: — hat Nichts zu sagen! —

Das Essen wird schnell aufgetragen,
Man setzt sich, das Gespräch hebt an.
Der Graf rückt etwas mehr heran,
Und wie er jetzt beginnt zu plaudern
Von Rußland — ach! ihn faßt ein Schaudern
Beim bloßen Klang des Worts, und höchlich
Staunt er, wie hier zu leben möglich
In dieser Kälte, diesem Schnee!
Paris! wie thut das Scheiden weh
Von dir! —

Wie sieht es dort jetzt aus
Mit dem Theater?

— Traurig, kläglich!
Verödet steht das ganze Haus
C'est bien mauvais, ça fait pitié!
Talma ist taub; spielt unerträglich,
Und auch die Mars wird älter täglich —
Aber Potier, le grand Potier!
Bewahrt sich seinen alten Ruhm,
Bleibt groß, wie er zuerst erschien. —

Wie steht es mit dem Schriftenthum,
Wer wird am meisten jetzt gelesen?

— Graf d'Arlincourt und Lamartine —

Man ahmt ihr eigenthümlich Wesen
Jetzt auch bei uns nach . . .

— Was Sie sagen,
So schreibt man auch bei uns verständlich?
Nun gebe Gott, daß wir uns endlich
Civilisiren, es ist Zeit! —

Wie wird die Taille jetzt getragen?

— Tief ausgeschnitten, tief und weit,
Fast bis herunter ... bis ... bis da ...
Darf ich wohl sehn, wie Sie sich tragen?
Dies Muster, Bänder, Schleifen, Kragen —
Das kommt der Mode wirklich nah,
Sehr viel, daß Sie das hier so trafen! —

Wir halten hier den »Telegraphen!«

— Ach, meine Gnäd'ge, darf ich wagen,
Ein kleines Liedchen vorzutragen
Aus einem prächt'gen Vaudeville? —

Er hebt zu singen an, sie fragt;
Ob er denn nicht mehr essen will?
Wie er verneinend »danke« sagt,
Winkt sie zum Aufstehn — er schweigt still.

Jetzt sitzen sie sich gegenüber.
Sie scheint besonders gut gelaunt;
Ob ihrer Anmuth ganz erstaunt
Vergißt der Graf Paris darüber.

Schnell schwand der Abend; Graf Nulin
War außer sich vor Glück; bald lenkte
Sie seelenvoll den Blick auf ihn,
Und bald verschämt zur Erde senkte
Ihr Auge sich.
Mit dumpfem Ton
Schlug's Mitternacht im Hofe schon.
Der Diener schnarcht im Durchgangszimmer,

Bald ganz erlischt der Kerzen Schimmer,
Des Nachbars Hahn hat längst gekräht,
Der Wächter schlug an's Eisenbrett;
»Nun gute Nacht, es ist schon spät,
Herr Graf, wir müssen nun zu Bett!
Ich wünsche angenehme Ruh!«
So sprechend Katharina stand
Vom Sopha auf.
Doch Graf Nulin
Schon halb verliebt, stürzt auf sie zu,
Küßt zärtlich ihre kleine Hand,
Die, statt sich von ihm abzuziehn,
Die Hand des Grafen drückt, — verzeih
O Himmel! diese Schelmerei
Der jungen, lieblichen Kokette . . .

Entkleidet steht sie schon am Bette,
Und neben ihr die Kammerfrau:
Parascha; diese Dienerin
Ist ganz nach ihrer Herrin Sinn;
Zu Allem fähig, fein und schlau,
Ersetzt die Waschfrau und den Schneider,
Trägt alle abgelegten Kleider,
Besorgt die Post für Katharine,
Bringt oft den Herrn vom Schloß zum Lachen,
Weiß ihn auch ärgerlich zu machen,
Und lügt mit unverschämter Miene.
Jetzt war der wicht'gen Kammerfrau
Besproch'ner Gegenstand der Graf,
Sie wußte Alles ganz genau,
(Gott weiß woher?) was ihn betraf.
Gelangweilt endlich rief die Herrin:
Hör' auf zu schwatzen jetzt, Du Närrin!

Reich Häubchen mir und Kamisol . . .
Deck' mich hübsch zu . . . und nun schlaf wohl!

* *
*

Der Graf Nulin hat auch indessen
Sich auszukleiden nicht vergessen;
Monsieur Picard zeigt sich dabei
In seinem Amt mit wicht'ger Miene.
Jetzt bringt er eine oder zwei
Cigarren, Becher, Karafine,
Lichtscheere, Bronzeleuchter — einen
Roman, der noch nicht aufgeschnitten
Und einen Wecker.

Graf Nulin
Lag schon im Bett. Die Augen glitten
Zerstreut, nachlässig über seinen
Roman von Walter Scott; es schien,
Daß ein Gedanke ihn zerstreute,
Der ihn bewegte und erfreute.
»Bin ich verliebt: Es scheint fast . . . soll ich . . .
Ich weiß wohl, daß es Fälle giebt . . .
Wahrhaftig, doch es wäre drollig!
Ich glaube fast, daß sie mich liebt!«

Bei diesen Worten löscht der Graf
Sein Licht aus; doch ihn flieht der Schlaf.
Es überkommt ihn eine Schwüle,
Daß er sich ruhlos dehnt und streckt.
Der Teufel hält ihn wach und weckt
Im Herzen sündige Gefühle;
Und unser junge Held gedenkt

Des Blicks, den sie auf ihn gelenkt,
So ausdrucksvoll und so voll Glut.
Leibhaftig schwebt sie ihm jetzt vor,
Ihr Antlitz wie aus Milch und Blut
Scheint ihm voll Liebreiz unbeschreiblich;
Der Klang der Stimme trifft sein Ohr,
Die Stimme klingt ihm so ächt weiblich;
Des Wuchses jugendliche Fülle
Sprengt fast des Kleides leichte Hülle —
Das kleine Füßchen, und daneben
Die Frische, das gesunde Leben,
Das Ländliche in der Erscheinung,
Trotz allem Anstand, allem Schmuck —
Dabei vergißt auch Graf Nulin
(Nein, wirklich nicht!) die gute Meinung,
Die sie von ihm zu haben schien,
Vor Allem nicht den Händedruck.
»Ich bin ein Narr, — sagt er — ich hätte
Hübsch bleiben sollen, den Moment
Des Glücks benutzend — doch ich wette,
Die Thür steht offen, die uns trennt!«

Sofort nach diesem Selbstbescheide
Erhebt sich unser Held vom Pfuhl,
Wirft einen Schlafrock um von Seide,
Stolpert erst über einen Stuhl;
Gefaßt auf Alles, sieggewiß,
Tarquinius, der Neue, schleicht
Entschlossen durch die Finsterniß,
Bis er Lucrezia erreicht.

So schleicht wohl ein geziertes Kätzchen,
Der Dienerschaft Verzug im Haus,

Vom Herde listig auf den Tätzchen
Zum Fange los auf eine Maus;
Erst blinzelnd, leicht sich fortbewegend,
Schweifwedelnd dann sich niederlegend,
Streckt sie das Pfötchen, springt, im Nu
Fällt ihr das arme Opfer zu.

Vorsichtig auf dem dunklen Gange
Tappt der verliebte Graf umher,
Und athmet kaum im heft'gen Drange
Der Leidenschaft, erbebt, wenn er
Ein Knarren hört von seinen Tritten;
So kommt er zu der Thür geschritten,
Dem süßen Ziel der nächt'gen Reise.
Leis drückt er an dem kleinen Schloß,
Oeffnet die Thüre, leise, leise,
Und schaut umher: der matte Schimmer
Des Lämpchens auf dem Tisch ergoß
Wie Dämmerlicht sich durch das Zimmer.
Die Herrin schlummert, athmet tief,
Oder that doch, als ob sie schlief.
Er steht, späht, tritt zurück, kommt wieder
Und kniet an ihrem Bette nieder.

Sie ... Jetzt in unsrer Heldin Namen
Bitt' ich die Petersburger Damen,
Sich Katharinens Schreck und Kummer
Zu denken, wie sie aus dem Schlummer
Plötzlich erwacht durch Graf Nulin —
Was thut sie, wie empfängt sie ihn?

Mit großen Augen staunte sie
Ihn an — er blickt zu ihr hinauf,

Läßt seiner Zunge freien Lauf
Und schildert ihr Gefühle, die
Schon oft beschrieben sind. Und kühn
Ergreift er ihre Hand; da glüh'n
In edlem Zorn der Dame Wangen,
All ihre Tugend drängt hervor,
Und voll von Stolz — vielleicht auch Bangen —
Giebt sie ihm einen Schlag auf's Ohr,
Ja, ja, auf's Ohr, und: wie sie traf!

Verlegen und beschämt der Graf
Verschluckt den Schimpf aus schöner Hand.
Gott weiß, was sich noch zugetragen,
Denn er — so war sein Herz in Brand —
Beschloß, das Aeußerste zu wagen, —
Doch plötzlich bellt der Hund im Hofe
Und stört den festen Schlaf der Zofe.
Es hört der Graf Parascha's Tritte,
Und, ihrer spröden Herrin fluchend,
Eilt er beschämt mit hast'gem Schritte
Zurück, sein eignes Bette suchend.

Wie die zwei Frauen samt dem Grafen
Die Nacht verbracht, ob sie geschlafen,
Ob nicht? mögt Ihr Euch selber denken,
Ich will Euch die Erzählung schenken.

Schweigsam verläßt der Graf sein Bette
Am Tag, macht langsam Toilette;
Gelangweilt blickt das Aug', das matte.
Mit seinen ros'gen Fingerspitzen
Nachlässig schlingt er die Kravatte.
Das Haar muß ungebürstet sitzen.

Er gähnt, scheint heute gar nicht munter,
Woran er denkt? Ich weiß es nicht.
Jetzt ruft man ihn zum Thee hinunter,
Gewaltsam bannt er vom Gesicht
Die schamvoll-zornige Geberde
Und geht mit ziemlich heitrer Miene.

Die schelmische Frau Katharine
Senkt züchtig ihren Blick zur Erde,
Verbeißt in den Korallenlippen
Das Lachen, weiß gut abzuspringen
Von ihres Gastes Tugendklippen,
Und redet von ganz andern Dingen.

Anfangs befand sich Graf Nulin
Sehr in Verlegenheit; doch schien
Er bald sich wieder zu beleben
Und seine Laune sich zu heben.
Er lächelte ganz unbefangen,
Sein nächt'ger Groll schien ganz vergangen.
Ein halbes Stündchen kaum verrann,
Daß so die Zwei beisammen blieben,
Und unser Held war nah daran
Sich schon auf's Neue zu verlieben.

Doch plötzlich hört man draußen schrei'n,
Getrapp, Geräusch, — wer tritt herein?
Grüß Gott! Wie geht es, liebe Katte?
— Ach Himmel! Graf, da ist mein Gatte!
Graf Nulin, Lieber! —

Freut mich sehr!
Welch schlechtes Wetter bring' ich mit!

Der Schnee liegt wieder ringsumher.
Graf, eben sah ich dort beim Schmied
Ihren schon hergestellten Wagen.
Kind, hinterm Garten, gar nicht weit,
Gelang es mir, als gute Beute
Noch einen Hasen aufzujagen.
He, Schnaps herbei! Thun Sie Bescheid,
Herr Graf, ich laß ihn weither kommen.
Sie bleiben hier zum Essen heute!

— Es thut mir wirklich gar zu leid . . .
Ei was, nur hübsch fürlieb genommen
Mit uns, Sie sind uns sehr willkommen,
Uns sehr willkommen, auf mein Wort!

Doch unsern Grafen drängt es fort
Im Zorn, daß Alles fehlgeschlagen.
Man spannt die Pferde vor den Wagen.
Monsieur Picard ist schon beschäftigt,
Des Grafen Mantelsack zu packen,
Und hat schon zweimal sich gekräftigt
Durch ein Glas Wein bei seinem Placken.
Jetzt schließt er zu. Zwei Diener tragen
Den schweren Mantelsack zum Wagen.
Der Graf steigt ein, und fort vom Haus
Rasselt der Wagen in die Ferne.
Damit wär' die Geschichte aus,
Doch fügt' ich noch ein Wörtchen gerne
Hinzu.

Kaum war der Wagen fort,
Als unsre Heldin ihrem Mann
Alles erzählte, Wort für Wort,

Wie sie den nächt'gen Sieg gewann.
Die ganze Nachbarschaft erfuhr
Das Abenteuer dieser Nacht;
Doch wer darob zumeist gelacht
Mit ihr?

Ihr kommt nicht auf die Spur.
— Warum nicht? Katharinens Gatte?
O nein, der konnt' es gar nicht fassen;
Er war ganz außer sich und hatte
Nicht übel Lust, vom Hof die Hunde
Noch auf den Grafen loszulassen,
Manch Schimpfwort kam aus seinem Munde;
Den Grafen nannt' er einen kecken
Grünschnabel, einen dummen Gecken.

Ein nachbarlicher Gutsherr machte
Zum bösen Spiele gute Miene,
Ein Mann von drei und zwanzig Jahren,
Er war es, der am meisten lachte
Mit unsrer Heldin Katharine,
Als sie allein selbander waren.

Da kann man doch als etwas Wahres
Mit gutem Fug und Rechte sagen,
Daß Frauentreu in unsern Tagen
Nichts Selt'nes ist, nichts Wunderbares.

Poltawa,

in drei Gesängen.

Widmung.

Dir! — aber wird, was ich gesungen,
Auch bis zu Deinem Ohre wehn?
Was drangvoll meiner Brust entklungen,
Wird es Dein strenges Herz verstehn?
Sprich — oder wird es diesen Liedern
Wie einst des Dichters Liebe gehn:
Du hättest gar nichts zu erwiedern
Und wolltest Beide nicht verstehn?

Gestehe doch, daß einstmals gerne
Du meiner Lieder Klang gelauscht,
Und denke daß, wie Dir jetzt ferne
Mein Leben wechselvoll verrauscht:
Das Bild von Deinem Zufluchtsorte,
Seit mich's aus Deiner Nähe trieb,
Die Klänge Deiner Abschiedsworte
Das Einz'ge sind was mir noch lieb.

Erster Gesang.

An Gütern reich und vielgepriesen
Ist Kotschubéi.[1]) Endlose Wiesen
Ernähren Heerden edler Rosse,
Die frei hier weiden, ohne Hüter.
Rings um Poltawa*) hat er Güter
Und Gärten. Und in seinem Schlosse
Ist alles Reichthums Ueberfluß,
Pelzwerk und Silber, Gold und Sammt,
In Augenschein wie in Verschluß.

Doch was sein Herz zu Stolz entflammt
Und reich macht, ist kein Ahnengut,
Sind nicht die langgemähnten Rosse,
Ist nicht das Gold in seinem Schlosse,
Der krimm'schen Horde Kriegstribut; —
Stolz ist der alte Herr allein
Auf sein geliebtes Töchterlein.[2])
Und traun! Maria's Schönheitsruhme
Kommt in Poltawa Keine gleich;
Frisch ist sie, wie die Frühlingsblume
Im schattig-kühlen Waldgesträuch.
Dem Wuchs von Kiew's Pappeln gleicht
Sie an Gestalt; ihr Gang ist leicht
Wie eines Schwanes Schwimmen bald,
Bald wie des Rehes Flucht im Wald.
Die Brust ist weiß wie Schnee der Firn.

*) Sprich: Pŏltāwă.

Die Locken Wolken gleich umdunkeln
Die hohe, blendendreine Stirn;
Wie Sterne ihre Augen funkeln,
Die Lippen haben ros'gen Schein.
Doch nicht die Schönheit macht's allein,
Des flücht'gen Augenblickes Blume,
Daß Alles von Maria's Ruhme
Hier voll ist: auch Bescheidenheit
Ziert sie, Klugheit und Sittigkeit.
Drum oft aus der Ukräne Lande
Und Rußland kommen würd'ge Freier;
Maria aber flieht den Schleier,
Den bräutlichen, wie Kerkerbande.
Und sieh, der Hetmann selbst vom Land
Läßt werben um Maria's Hand![3])
Er ist ein Greis, schon halb gebeugt
Von Jahren, Sorgen, Kriegsgetriebe, —
Und glutvoll noch einmal erzeugt
Sich in Maseppa's Herz die Liebe.

Ein junges Herz ist bald entglommen,
Doch folgt der Hitze schnell die Kühle,
Die Liebe geht, wie sie gekommen,
Und täglich wechseln die Gefühle.
Wohl nicht so schnell und nicht so leicht
Wird eines Greises Herz erweicht,
Das hart geworden mit den Jahren;
Und nicht so flackernd ist sein Feuer —
Doch weiß es seine Glut zu wahren
Und hält sie bis zum Grabe theuer.
Es stählt sich neu die alte Kraft
Im Feuer solcher Leidenschaft.

* * *

'S ist keine junge Gemse, die
Sich in der Felsenschlucht versteckt,
Von eines Adlers Flug erschreckt:
Es ist die junge Braut Marie,
Die trüben Blickes wandelt dort
Und harrt auf das Entscheidungswort.
Jetzt tritt die Mutter hin zu ihr
Ganz aufgeregt, sie zittert schier,
Ergreift der Tochter Hand und spricht:
»Schämt sich der alte Hetmann nicht?
Welch ehrlos frevelndes Beginnen!
Nein, Kind, so lang ich lebe, nein!
Dein Pathe ist nicht recht bei Sinnen!
Statt väterlicher Freund zu sein,
Denkt er am Abend seines Lebens
Daran, mein einzig Kind zu frein.
Der alte Narr, er hofft vergebens!«

Maria zittert; ihr Gesicht
Wird leichenblaß ... sie trägt es nicht —
Eiskalt durchrieselt's ihre Glieder,
Ein Schrei — wie leblos stürzt sie nieder.

Bald kommt sie zur Besinnung wieder,
Doch ihre Augen schließen sich
Auf's Neu, sie spricht kein Wort. Es bleiben
Die Eltern bei ihr ängstiglich,
Den Schreck, die Furcht ihr zu vertreiben,
Die jähe Aufregung zu brechen,
Ihr Trost und Ruhe zuzusprechen ...

Vergebens. Noch zwei ganze Tage
Vergingen so in Weh und Klage;

Nicht Trank noch Speise will ihr munden.
Bleich wie ein Schatten schwankte sie
Umher, und Ruhe fand sie nie.
Am dritten Tag — war sie verschwunden.

Wie und wohin? Wer weiß es? Nur
Ein Fischer hörte Nachts genau
Getrapp, Kosaken, leises Rufen
Wie aus dem Munde einer Frau.
Und Morgens deutlich auf der Flur,
Der thaubedeckten, war die Spur
Erkennbar von acht Pferdehufen.

Nicht nur der erste Flaum der Wangen,
Des blonden Jünglings Lockenprangen:
Das strenge Antlitz auch des Alten,
Das greise Haar, der Stirne Falten
Vermögen Liebesglut zu schüren,
Der jungen Schönheit Herz zu rühren.

Zu Kotschubéi die Kunde kam,
Daß seine Tochter Ehr' und Scham
Vergaß, Maseppa angehörte ...
Wie das des Vaters Herz empörte!
Erst zweifelte das Elternpaar,
Doch bald ward ihnen Alles klar
In schreckenvoller Nacktheit; sie
Begriffen jetzt, warum Marie
So spröde gegen Andre war,
Warum ihr Keiner recht gefallen,
Warum sie kalt und stolz bei Allen
Sich zeigte, die um ihre Minne
Geworben und um ihre Hand;

Warum man sie oft weinend fand,
Wie sie nur dann von frohem Sinne
War, plötzlich allen Gram vergaß,
Wenn der Entführer bei ihr saß.
Wie nur ihr Blick auf ihn gerichtet
Beim frohen Mahl, beim Becherklang;
Und wie sie nur die Lieder sang,
Die einst Maseppa selbst gedichtet,[4])
Als er noch jung in Armuth lebte,
Des künft'gen Ruhmes unbewußt;
Wie glühend stets Maria's Brust
Nach kriegerischem Schauspiel strebte:
Wenn zahlreich die Kosakenschaaren
In Schlachtordnung versammelt waren,
Und wenn, beim Klange der Fanfaren,
Man alle Fahnen grüßend schwenkte,
Sobald die lange Reih' hinab
Der Herrscher der Ukräne sprengte
Mit Roßschweif und mit Feldherrnstab.[5])
Doch Kotschubéi hat Macht und Gut
Genug, des Hetmanns Uebermuth
Zu strafen, seinen Plan zu stören.
Er kann — sein Anhang ist hier groß —
Poltawa gegen ihn empören,
Maseppa's Macht im Lande brechen,
Im eignen Schloß den Todesstoß
Ihm geben, um die Schmach zu rächen,
Die seinem Hause angethan . . .
Doch in ihm reift ein andrer Plan.

Es war in jenen schweren Jahren,
Wo Drangsal sich auf Drangsal häufte,
Und mit dem Geist des großen Zaren

Das junge Rußland wuchs und reifte.
Ein rauher Lehrer ward verliehn
Dem Volk in Kriegeskunst und Ehre,
Manch überraschend blut'ge Lehre
Gab ihm der schwed'sche Paladin.
Doch durch den zähen Widerstand
Erstarkte nur das Russenland,
Wie, wo der wucht'ge Hammer fällt,
Sich Eisen stählt, doch Glas zerschellt.

Der kühne Karl, mit flücht'gem Ruhme
Bedeckt, in sein Verderben rannte,
Wie er sich jetzt nach Moskau wandte,
Der Russen altem Heiligthume.
Stark brach er allen Widerstand,
Die Russen wurden rings verscheucht,
Wie Wirbelwind vom Weg den Sand
Aufwirbelt und die Halme beugt.
Desselben Weges zog der Held,
Den ein noch größ'rer Mann im Feld,
Der »Schicksalsmann« [6]) in unsern Tagen
Auf seinem Rückzug eingeschlagen.

* * *

Schwer lag's auf der Ukräne Volke,
Längst zog dort eine Wetterwolke
In dumpfer Schwüle sich zusammen;
Man wünscht die alte Zeit zurück,
Der bluterkauften Freiheit Glück.
Der Hetmann soll das Volk entflammen
Zum Aufruhr, soll die Ketten brechen
Des Volkes, sich an Rußland rächen.

Das Volk harrt ungeduldig schon
Der Hülfe Karls, sich zu empören;
Schon offen scholl des Aufruhrs Ton
Durch's Land; — Maseppa will Nichts hören;
Treu bleibt er Peter, seinem Zaren,
Merkt nicht auf das Geschrei der Menge,
Sieht nicht die drohenden Gefahren,
Herrscht sorglos mit gewohnter Strenge,
Und schwelgt wie sonst auf Festgelagen.

Was ist dem Hetmann? — hört man fragen —
Der Greis ist krank und altersschwach,
Er hat kein Mark mehr in den Knochen,
Das Alter und das Ungemach
Des Kriegs hat seine Kraft gebrochen;
Doch warum noch mit schwacher Hand
Trägt er den Herrscherstab im Land?
Man muß sich seiner Schwachheit schämen.
Jetzt müßten wir den Angriff wagen,
Den Krieg ins Herz von Rußland tragen
Und das verhaßte Moskau nehmen!
Ja, wenn der alte Doroshénko,[7])
Samoilowitsch,[8]) der junge Held,
Paléi[9]) oder Gordejénko[10])
An unsre Sitze sich gestellt;
Sie hätten längst von unserm Nacken
Das Moskowiterjoch genommen,
Nicht länger brauchten die Kosaken
Auf fremdem Schneefeld umzukommen,[11])
Dem Zaren opfernd Gut und Blut.

So redeten voll Uebermuth
Die Jüngern, drängten laut zum Kriege,

In kühnen Reden sich vermessend,
Der alten Sklaverei vergessend,
Gleichwie des Ruhms der alten Zeit
Und Bogdan Chmielnitzky's [12]) Siege
Im langen, heil'gen Glaubensstreit.

Doch mit bedächt'gem Schritte wandelt
Der Greis, bedenkt, bevor er handelt,
Das Mögliche klug überlegend,
Auch das Unmögliche erwägend.
Wer wagt es, in den finstern Schlund
Des eisbedeckten Meers zu dringen?
Und wessen Blick mag es gelingen,
Zu sehn bis auf den Herzensgrund
Heimtück'scher Menschen? Wo verschlossen
In undurchdringlich strenger Haft
Gedanken reifen, gift'ge Sprossen
Der unterdrückten Leidenschaft.
Wer weiß, was heimlich im Gemüth
Des alten Hetmanns wühlt und glüht?
Je schlimmer er's im Innern meint,
Um desto freundlicher erscheint
Er stets von Außen, man vergißt
Bei ihm leicht seine Hinterlist;
Er ist so sorglos, doch nur scheinbar;
Denn sein geheimes Denken ist
Mit seinem Ausdruck nie vereinbar.
Doch ob er selbst in seinem Wesen
So räthselhaft, wie weiß sein Blick
In Andrer Herzen klar zu lesen
All ihr geheimes Sinnen, Denken!
Mit welchem teuflischen Geschick

Weiß er die Geister stets zu lenken.
Im Rath, wie im vertrauten Kreis.
Mit Greisen ein geschwätz'ger Greis,
Belebt vom Wein beim Festgelage,
Spricht er mit so viel Biederkeit
Vom schweren Drucke unsrer Tage
Und lobt die gute, alte Zeit.
Wie er mit dem Bedrängten weint,
Mit dem Betrübten traurig scheint,
Dem Regiment der Russen flucht
Und Allen zu gefallen sucht,
Bei Dummen klug, bei Klugen dumm,
Bei Schwätzern laut, bei Spähern stumm!
Nur Wen'ge sahen bei ihm klar,
Erkannten ihn, ganz wie er war:
Unbeugsam, treulos und gehässig,
Nur in der Rache zuverlässig.
Nie hat der Greis in seinem Leben
Eine Beleidigung vergeben;
Gleichviel, ob seine Rache ehrlos,
Ob der Beleid'ger stark, ob wehrlos.
Es giebt für ihn kein heilig Band
Auf Erden, und kein Vaterland.
Nichts liebt er, als den Eigennutz,
Und unbezähmbar ist sein Trutz.
Des Volkes Freiheit stolz verachtend,
Nach unumschränkter Herrschaft trachtend,
Sinnt er Verrath seit langer Zeit,
Läßt sich das Warten nicht verdrießen
Zu seinem Werk — ist stets bereit,
Volksblut wie Wasser zu vergießen.
Und seine Pläne reichen weit.

Jetzt glaubt er sich am Ziel der Bahn,
Glaubt, daß des Volkes Stimmung tauge
Zu seinem unheilvollen Plan,
Den er noch Keinem anvertraut; —
Doch hat ihn ein gefährlich Auge,
Ein Feindesauge schon durchschaut.

Nein, frecher Mörder, Missethäter!
— Denkt zähneknirschend Kotschubéi —
Wird Dein Palast auch noch verschont,
Wo mein verlor'nes Kind jetzt wohnt,
Doch sicher treff' ich Dich, Verräther!
Der alte Vater rächt sein Weh!
Im Feuer sollst Du nicht verderben,
Und auch kein Säbel des Kosaken
Trennt Dir das falsche Haupt vom Nacken,
Doch Deinem Loos entgehst Du nicht:
Von Henkershänden sollst Du sterben
In Moskau auf dem Blutgericht!

Wenn in der Qual der Todesstunde
Die Hand das greise Haar noch rauft,
Umsonst wirst Du mit frechem Munde
Dich läugnend zu vertheid'gen suchen,
Dem Tage und der Stunde fluchen,
Wo Du mein armes Kind getauft.[13])
Und auch des Tages froher Feier,
Wo Deinem Wohl mein Trinkspruch galt,
Der Nacht auch, wo Du alter Geier
Mein armes Täubchen roh umkrallt! . . .

Wohl einst als Freunde lebten Beide
Im Felde wie im stillen Haus,

Und tauschten ihre Herzen aus
Wie Brot und Salz, in Lust und Leide.
Zusammen auf den stolzen Rossen
Oft sprengten sie zum Waffentanz;
Maseppa, sonst so sehr verschlossen,
Vertraute Kotschubéi sich ganz,
In seinem Ehrgeiz, seinem Streben,
Einst eigner Herr im Land zu sein,
Das Land vom Zaren zu befrei'n, —
Und Kotschubéi war ihm ergeben
Mit Leib und Seele.
Aber seit
Der Hetmann ihm sein Kind entführt,
Des Hauses Gastfreundschaft entweiht,
Denkt nur an Rache Kotschubéi
Für seines Hauses Schimpf und Weh.
Nichts, Nichts ist, was ihn fürder rührt,
Er selbst will sterben — oder rächen
Maseppa's schimpfliches Verbrechen.

Geheimnißvoll sein Herz verhüllt
Den Racheplan, der ihn erfüllt.
So wartet er in Ungeduld
Bis die Entscheidungsstunde schlägt,
Bereitet selbst sich für den Tod.
Maseppa hat an seiner Noth
Nicht mehr als seine Tochter Schuld,
Die er so liebevoll gehegt.
Doch, er verzeiht dem Kinde gern
Und trägt ihr fürder keinen Haß,
Er läßt sie in der Hand des Herrn,
Mag sie Ihm Rede stehen, daß
Sie Ihn und Sein Gebot vergessen.

Mit Adlerblicken sucht indessen
Jetzt Kotschubéi nach wohlbewährten
Und unbestechlichen Gefährten;
Vertraut den unheilvollen Plan
Auch endlich seiner Gattin an;[14])
Und Weiberrache, Weiberzorn
Wird ihm durch sie ein neuer Sporn,
Den dunklen Plan schnell auszuführen,
Dem Zaren, was er weiß, zu sagen;
Durch Thränen, Vorwurf, Flehen, Klagen
Weiß sie die Glut in ihm zu schüren.
Im Ruhebett, in dunkler Nacht
Beschwört sie ihn mit Dämonsmacht,
Er muß ihr heil'gen Eidschwur thun,
Nicht eh'r zu rasten und zu ruhn,
Bis das Begonnene vollbracht.

* * *

Und also war das finstre Thun
Beschlossen in der Finsterniß,
Und Kotschubéi vertraut sich nun
Iskra,[15]) dem treuem Kriegsgenossen —
Der schnell zu Rath und That entschlossen;
Mit ihm scheint der Erfolg gewiß:
Masepva wird als Hochverräther
Von Kotschubéi verklagt bei Peter.
Doch wer im Lande wird es wagen,
Nur seines Volkes Wohl ermessend,
Die eigene Gefahr vergessend,
Die schlimme Botschaft fortzutragen?
Wohl unter der Kosakenschaar
Poltawa's lebt ein junges Blut,

Deß liebend Herz mit ganzer Glut
Maria treu ergeben war.
Und war er auch verschmäht geblieben
Von ihr, verachtet wie die Andern:
Er ließ nicht nach, sie treu zu lieben!
Einst früh und spät sah man ihn wandern
Beim Strome auf den grünen Matten
In des ukrän'schen Kirschbaums Schatten,
Um sie von ferne nur zu sehn;
Und wenn sie ihm einmal begegnet
Im flüchtigen Vorübergehn,
Hat er den Augenblick gesegnet.
Wohl immer hoffnungslos geblieben
— Er wußt' es — war sein treues Lieben,
Drum strebt' er nicht nach ihrer Minne,
Er hätte nie ihr »Nein« ertragen
In seinem hochgemuthen Sinne;
Freiwillig wollte er entsagen.
Fand er sie in der Freier Kreise
Schlich er von dannen, traurig, leise.
Und als Maseppa sie erkürte
Zu seinem Opfer, sie entführte,
Daß man in der Ukräne Lande
Nur von ihr sprach in Spott und Schande:
Blieb er ihr treu noch immerdar
In Liebe, wie er vorher war.
Doch wenn man, selbst nur aus Versehn,
Vor ihm Maseppa's Namen nannte,
So war's um seine Ruh geschehn,
In Zornesglut sein Auge brannte,
Erbleichend, finster von Geberde,
Senkt er den Feuerblick zur Erde.

* * *

Wer mag bei Mond- und Sternenschein
Der späte, flücht'ge Reiter sein?
Weß ist das Roß, den Reiter tragend,
Die Steppe wilden Lauf's durchjagend?

Zum Norden geht's in wilder Hast,
Und der Kosak macht nirgends Rast,
In Feldern nicht und Waldgehägen,
Selbst nicht vor Flüssen auf den Wegen.

Wie helles Glas sein Säbel blinkt,
Auf seiner Brust ein Beutel klingt.
Hoch sträubt im Lauf die stolze Mähne
Sein feurig Roß aus der Ukräne.

Der Reiter braucht sein blankes Gold,
Dem scharfen Säbel ist er hold,
Lieb ist sein Renner ihm, sein treuer,
Doch mehr ist ihm die Mütze theuer.

Für seine Mütze allzumal
Läßt er sein Roß und Gold und Stahl —
Er würde sie nur mit dem Leben
Im Todeskampfe von sich geben.

Was giebt der Mütze solch Gewicht?
In ihr verbirgt er den Bericht,
Drin Kotschubéi beim Zaren Peter
Maseppa anklagt als Verräther.

* * *

Der Hetmann ahnt nicht, was geschieht,
Verfolgt mit Eifer seine Pläne
Zum Volksaufruhr in der Ukräne.
Und treu hilft ihm der Jesuit
Salensky,[16]) der von Karl gesandt,
Daß er Maseppa einen Thron
Anbiete, ihm zum Dank und Lohn
Für den Verrath an seinem Land.
Wie Diebe im geheimen Bunde
Verhandeln sie zu nächt'ger Stunde
Den Werth und Preis der Missethat;
Verhandeln der Vasallen Eide,
Verhandeln selbst das Haupt des Zaren
Und halten über Alles Rath,
Erwägen Vortheil und Gefahren,
Und schon verständigen sich Beide
Auch über die geheimen Zeichen,
Der künft'gen Hetmannsmanifeste
Und wähnen, bald aus seinem Neste
Des Nordens Adler zu verscheuchen.

Ein Bettler kommt jetzt zum Palast
Und hält beim Hetmann kurze Rast.
Zum Betteln kam er nicht in's Haus,
Orlik[17]) selbst führt ihn ein und aus

Schon weit verzweigt im Lande schien
Und groß von Anhang die Verschwörung;
Am Donstrom brachte Bulawin[18])
Rings die Kosaken zur Empörung.
Bald sieht man auch die Steppenhorden
Sich zu dem Aufruhrheer gesellen.
Die Stämme an des Dnjepr's Borden

Und hinter seinen Wasserfällen [19])
Bedroht man mit dem Joch des Zaren.
Masеppa's Blick ist überall,
Schweift aus der Nähe in die Weite,
Und das Geschick ist überall,
Wohin er späht, auf seiner Seite.
Von Land zu Land gehn seine Boten,
Und täglich wirbt er neue Schaaren;
Auch in Bachtschißarai bedrohten
Auf seinen Antrieb die Tataren
Mit neuem Kriege jetzt den Zaren.

In Otschakoff der Pascha hört, [20])
Der König der in Warschau war, [21])
Im Feld hört Karl, gleichwie der Zar,
Wie sich die Völker rings empört.

Maseppa's Thatkraft läßt nicht nach,
Mit Geist entwickelt er den Geist;
Sein böser Wille wird nie schwach,
Und scharfen Blicks sein Auge kreist.
Er bebt vor keinem Hinderniß
Zurück, ist seines Schlags gewiß.

Doch wie entsank dem Greis der Muth
Als das Gewitter sich entlud
Vor seinem Blick! Als die Bojaren [22])
Von Rußland selbst sich an ihn wandten,
An ihn, den Feind des Lands und Zaren,
Ihm Abschrift von den Klagen sandten,
Die gegen ihn gerichtet waren
Von Kotschubéi. Statt harter Strafen
Wie er sie doch verdiente, trafen

Nur Schmeichelei'n Maseppa's Ohren;
Man hält ihn für ein Opfer gar,
Das die Verläumdung sich erkoren;
Und selbst der kriegsbedrängte Zar,
Der Klage Gründe nicht beachtend,
Auch als Verläumdung sie betrachtend,
Tröstet den Judas, und verspricht
Selbst am Verläumder ihn zu rächen,
Maseppa's Feind für sein Verbrechen
Zu strafen durch ein streng Gericht.

Der Hetmann heuchelt tiefe Wehmuth,
Erhebt zum Zar das Wort in Demuth:
Gott weiß es, wie die Welt es weiß,
Daß er, der altersschwache Greis
Als Hetmann nun seit zwanzig Jahren
In Treu und Ehre seinem Zaren
Gedient, der ihn durch Rang und Lob
Und Gnade wunderbar erhob . . .

Wie macht der Haß so blind und schlecht! . . .
Ist es an ihm, dem treuen Knecht,
Dem Grabe nah Verrath zu üben
Und wohlerworbnen Ruhm zu trüben?
Hat er im Zorn nicht Stanislaus
Laut seinen Beistand abgeschlagen? [23])
Und schlug er nicht die Krone aus,
Beschämt, die man ihm angetragen
Als Herrscher im Ukräneland?
Hat er nicht pflichttreu, ohne Säumniß
Dem Zar die Briefe übersandt,
Ihn eingeweiht in das Geheimniß?
Und ließ er jemals sich bethören

Vom Sultan oder krimm'schen Chan?[24])
Hat er das Seine nicht gethan
Um ihre Pläne zu zerstören?
Hat er, trotz seinen alten Jahren,
Im Kampfe für den weißen Zaren
Nicht freudig Mühen und Gefahren
Getrotzt, sein Leben eingesetzt?
Und böse Feinde laden jetzt
Die Schande auf sein greises Haupt!
Doch er — er hätt' es nie geglaubt! —
Wer sind, die ihn zum Opfer wählten,
Das Gift gemischt zum Todeskelche?
Iskra und Kotschubéi! sie, welche
Noch jüngst zu seinen Freunden zählten! . . .

So mit blutgier'gen Thränen spricht
Der Hetmann kalt zum Zaren Peter,
Und seiner Kläger Blutgericht
Verlangt der greise Hochverräther.[25])

O, sündenharter Bösewicht,
Wen willst Du zum Schaffotte führen?
Rührt Dich der Tochter Schicksal nicht?
Was mag solch Herz von Stein noch rühren!
Mit kaltem Blut in seinem Grimme
Betäubt er des Gewissens Stimme:
Zu ungleich — spricht er — war der Streit,
Darin der Freigeist sich vergriffen
An mir, für mich das Beil geschliffen . . .
Jetzt halt' ich es für ihn bereit.
Wie blind der Thor in's Unglück läuft!
Was ihm nur Grund zu hoffen gab? . . .
Nein, nein! der Tochter Liebe käuft

Das Haupt des Vaters mir nicht ab.
Die Liebe muß dem Hetmann weichen,
Sonst fiele unter Henkersstreichen
Mein eignes Haupt.

Maria, arme
Maria! Zierde von Tscherkask!
Daß Dein der Himmel sich erbarme!
Du ahnst nicht, welche Schlange Du
Gekost an Deiner Brust. Was trieb
Dich mit geheimnißvoller Kraft
Dem rauhen Sünderherzen zu?
Daß Du Haus, Eltern, Ehre, Ruh
Und Alles, was Dir früher lieb,
Geopfert dieser Leidenschaft?
Wem bracht'st Du Dich zum Opfer dar?
War diese Runzelstirne, war
Masеppa's greises Lockenhaar,
Der hohlen Augen scharfer Blick,
Der Rede gleißnerisches Feuer
Und seiner Liebe Truggeschick
Dir mehr als alles Andre theuer,
Daß Du mehr seinem Lügenwort
Als Deiner Mutter Warnung lauschtest,
Daß Du den väterlichen Hort
Mit der Verführung Hort vertauschtest!

Der Greis, mit seinen list'gen Blicken
Hat er gewußt, Dich zu umstricken,
Hat durch sein Wort Dich hingerissen,
Und eingeschläfert Dein Gewissen.
Mit Ehrfurcht richtest Du den Blick
Auf ihn, liebkosest ihn mit Rührung,
Und preisest glücklich Dein Geschick,

Verblendet Opfer der Verführung!
Auf Deine Schande stolzer scheinst
Du, als auf Deine Tugend einst,
Und alles Schamgefühl erstickte
In Dir, seit Dich die Sünde knickte . . .

Was fragt Maria nach der Schande,
Was kümmert sie ihr Ruf im Lande,
Wenn er zu ihren Füßen liegt,
Sein Haupt auf ihren Knieen wiegt,
Sein stolzes Haupt! All seine Sorgen,
Wie alle Stürme des Geschicks
Im Hochgenuß des Augenblicks
Vergessend, süß bei ihr geborgen;
Und wenn der Hetmann voll Vertrauen
Sich zu ihr wendet, ihr enthüllt,
Was stürmisch seine Brust erfüllt,
Scheint sie die glücklichste der Frauen.
Der unschuldvollen Jugend Glück,
Verlornes wünscht sie nicht zurück.
Wohl ihrem Blick von Zeit zu Zeit
Ein trübes Bild vorüberzieht
Wie eine Wolke, und zerstört
Die sorgenlose Heiterkeit:
Wenn sie die armen Eltern sieht
In ihrem Harm, sie weinen hört
Um ihr verlornes Kind —
dann heiß
Quillt aus dem Auge ihr die Thräne;
So vorwurfsvoll klingt ihr das Klagen!
O, wüßte sie, was Jeder weiß
Im ganzen Volke der Ukräne!
Ihr wagte man's noch nicht zu sagen.

Zweiter Gesang.

Maseppa saß in finsterm Brüten,
Unheimlich seine Augen glühten.
Liebkosend, tröstend sah Marie
Zu dem geliebten Greis empor,
Umklammert zärtlich seine Knie' —
Umsonst! er leiht ihr heut kein Ohr,
Und Alles was sie thut und spricht
Verscheucht sein finstres Grollen nicht.
Mag sie sich flehend zu ihm neigen
Ihr, was sein Herz bedrängt, zu sagen,
Der Liebe vorwurfsvolles Klagen
Erwiedert er durch kaltes Schweigen,
Senkt finster seinen Blick zur Erde.
Fast athemlos erhebt sie sich,
Verwundert, zornig von Geberde
Spricht sie: »Maseppa, höre mich!
Die ganze Welt hab' ich um Dich
Vergessen, daß in Deiner Liebe
Mein einz'ger Hort im Leben bliebe;
Und Alles hab' ich gern gegeben
Um Dich, und dachte nie zurück
An mein verlornes Jugendglück;
Nie klagt' ich, ward nie ungeduldig,
Doch Deine Liebe ist mein Leben,
Du bist mir Deine Liebe schuldig!
Denk' Deines Eidschwurs in der Stunde
Der Nacht, wo ich mich Dir ergeben,

Mir treu zu sein in ew'gem Bunde:
Ist Dein Vertrauen schon geschwächt?

Maseppa.

Maria, Du bist ungerecht.
Der Leidenschaft verderbend Feuer
Reißt Dich zu bösem Argwohn hin,
Trübt und verblendet Deinen Sinn,
Doch glaub' mir, falsch ist Dein Verdacht,
Du bist mir mehr denn Alles theuer,
Mehr als mein Ruhm, als alle Macht!

Maria.

Nein, nein! Du bist nicht mehr zu kennen,
Du täuschest mich: Vor kurzer Zeit
Noch warst Du nicht von mir zu trennen, —
Jetzt fliehst Du meine Zärtlichkeit,
Macht meine Nähe Dich verdrossen,
Und ferne weilst Du ganze Tage
Von mir, giebst heimlich Festgelage,
Läßt, Gott weiß wen, zu Dir entbieten,
Bist ganze Nächte eingeschlossen,
Bald mit dem Bettler, bald allein,
Bald mit dem fremden Jesuiten —
Ich aber bin Dir ganz entbehrlich,
Du hast nicht Zeit Dich mir zu weihn.
Jüngst — man berichtete mir das —
Bei Tische leertest Du Dein Glas
Auf einer Dame Wohl, ihr Name
War Dulska; sage mir jetzt ehrlich
Maseppa, wer ist diese Dame?

Maseppa.

Läßt Du von Eifersucht Dich plagen?
Ist es an mir betagten Greis
Schmachvolle Fesseln noch zu tragen,

Der eitlen Schönheit nachzustellen,
Gleich einem Jüngling liebeheiß
Zu seufzen und mich zu verstellen?

Maria.

Sprich ohne Umschweif, grade zu
Gieb Deine Antwort, schlicht und frei!

Maseppa.

Wohlan Maria denn, es sei!
Denn theuer ist mir Deine Ruh.
Sieh, lange im geheimen Bunde
Hat uns ein großer Plan beschäftigt,
Der jetzt gereift ist und gekräftigt,
Und bald schlägt die Entscheidungsstunde.
Der Freiheit und des Ruhms beraubt,
Rathlos, zersplittert wie wir waren,
Schon lange beugten wir das Haupt
In Polens Schutz, im Joch des Zaren.
Doch jetzt zu neuem freien Leben
Will die Ukräne sich erheben,
Wie in den alten Ruhmestagen;
Ich werde selbst das Banner tragen
Des Aufruhrs; Alles ist bereit.
Die Könige*) unterhandeln schon
Mit mir; bald, bald, entbrennt der Streit,
Darin ich einen eignen Thron
— Wenn es das Glück will — mir erstreite,
Viel Freunde stehen mir zur Seite
Auf die ich sicher zählen kann:
Die Fürstin Dulska, und mit ihr
Mein Jesuit, der fremde Mann,
Durch welche im Geheimen mir

*) Karl XII und Stanislaus I.

Die Könige ihre Botschaft senden,
Sie helfen mir mein Werk vollenden . . .
Nun weißt Du was mein Haupt gebeugt,
Bedenklich, traun! war die Enthüllung,
Sind Deine Zweifel jetzt verscheucht?
Verlangst Du noch ein andres Pfand?

Maria.

O Freund! Dein Wunsch geht in Erfüllung,
Bald wirst Du Zar im eignen Land!
Wie schön wird Deinem weißen Haar
Die Krone stehn!

Maseppa.

Noch droht Gefahr
In Stürmen, Kämpfen, blutig heiß;
Wer weiß, was meine Schritte hemmt?

Maria.

Bei Dir ist alle Furcht mir fremd —
Du bist so mächtig! o, ich weiß,
Dein harrt der Thron.

Maseppa.

Und wenn der Tod
Durch Henkershand?

Maria.

Auch in den Tod
Geh' ich mit Dir, ganz Dir ergeben
Würd' ich im Tod nicht von Dir weichen,
Ich könnte Dich nicht überleben!
Doch nein: Du trägst der Herrschaft Zeichen!

Maseppa.

Liebst Du mich wirklich?

Maria.

Welche Frage!

Maseppa.

Ich frage ernsthaft: liebst Du mehr
Mich, oder Deinen Vater? sage!

Maria.

O, schweig! Die Antwort wird mir schwer,
Und Dein Begehren ist vermessen.
Freund, zürne mir nicht daß ich schwanke:
Hab' ich nicht starken Sinns versucht
Bei Dir die Eltern zu vergessen?
Vielleicht (entsetzlicher Gedanke!)
Hat mich mein Vater schon verflucht,
Um Deinetwillen! . . .

Maseppa.

So bin ich
Dir theurer als Dein Vater? sprich!
Du schweigst?

Maria.

Was willst Du, daß ich thu'?

Maseppa.

Antworte mir!

Maria.

Entscheide Du!

Maseppa.

Hör' denn, wenn Einer von uns Beiden
Jetzt sterben müßte, und es hingen
An Dir die Blicke, zu entscheiden:
Wen würdest Du zum Opfer bringen,
Und wen zu Deinem Schützling wählen?

Maria.

Hör' auf, Maseppa, mich zu quälen!
Versucher . . .

Maseppa.

Steh' mir Rede gleich!

Maria.

O laß mich! Du bist todtenbleich!
Zu jedem Opfer ohne Zaudern,
Du weißt es ja, bin ich bereit,
Mein Leben hängt an Deinem Leben,
Doch Deine Rede macht mich schaudern.

Maseppa.

Gedenk, Maria, allezeit
Des Worts das Du mir jetzt gegeben!

* * *

Die Nacht ist still, der Himmel rein
In der Ukräne. Sternenschein
Durchbricht mit zitterndem Gefunkel
In mildem Glanz das leichte Dunkel.
Die müde Luft bewegt noch kaum
Das Silberlaub am Pappelbaum.

Jetzt über Bjélo-Zerkoff[26]) stand
Der Mond; sein bleiches Licht umfloß
Des üpp'gen Hetmanns altes Schloß
Und rings sein blühend Gartenland.
Und tiefe Stille herrscht umher,
Im Schlosse nur hört man noch Leben.
Am Fenster hinter Eisenstäben,
Dort in dem hohen Thurmgefängniß
Sitzt Kotschubéi gedankenschwer,
Gebeugt von Mühsal und Bedrängniß.
Im Kerker sitzt der alte Mann,
Starrt trüben Blicks den Himmel an.

Schon morgen ist sein Todestag,
Doch macht das Grab ihn nicht erbeben:
Er scheut den Tod nicht, dem das Leben
Hinfort kein Glück mehr bieten mag.
Ihm ist nur ein erwünschter Schlummer
Der Tod, ein Trost für schweren Kummer.
Doch was ihn quält? Gerechter Gott!
Zu Füßen eines Schurken sterben,
Still, ungehört, auf dem Schaffot
Gleichwie ein stummes Thier verderben,
Vom Zaren selbst, zu Hohn und Spott,
Dem Feind des Zaren übergeben
Ein hülflos Opfer, ohne Wehre, —
Und mit dem Leben auch die Ehre
Zu opfern, und der Freunde Leben
Nach sich auf das Schaffot zu ziehn;
Zu hören wie am Grabe ihn
Ihr Fluch noch trifft, wenn unterm Beil
Sein eignes Haupt fällt, — und derweil
Hohnlachend seine Feinde stehen . . .
Und Niemand haben um im Sterben
Den Haß, die Rache zu vererben —
Entsetzlich ist es, so sein Weh
Zu Grabe tragen . . .

Kotschubéi

Denkt jetzt an sein Poltawa wieder,
An Gattin, Freunde, Festgelage,
An Glanz und Ruhm vergangner Tage,
An seiner Tochter Spiel und Lieder.
Auch an das alte Ahnenschloß
Denkt er zurück, wo er geboren,
An Alles was er dort genoß,

Geliebt, gelitten — und verloren:
Weil er's freiwillig von sich warf!
Warum?...

Horch, plötzlich schrill und scharf
Dröhnt ein Geräusch in seine Ohren:
Im rost'gen Schloß der Schlüssel knarrt —
Und Kotschubëi fährt auf, er harrt
Des Gottesboten Gegenwart.
»Jetzt kommt er, auf dem letzten Pfade,
Dem blutigen, mich zu geleiten,
Mir durch des Heilands Kreuz und Gnade
Trost und Vergebung zu bereiten;
Er bringt mir Christi Fleisch und Blut,
Daß ich erstarke und mit Muth
Dem Erdentod entgegensehe,
Und ein zum ew'gen Leben gehe!«

Zerknirscht erwartet Kotschubëi
Daß er vor den Allmächt'gen trete,
Um reuig all sein Leid und Weh
Ihm zu bekennen im Gebete.
Doch war's kein Priester mit dem Bilde
Des Heilands: Orlik war's, der wilde,
Der eintrat...

Kotschubëi's Gesicht
Ward bei dem Anblick grimm, empört:
Bist Du es, feiler Bösewicht,
Der meine nächt'ge Ruhe stört?
Gönnt mir Maseppa nicht den Schlaf
Der letzten Nacht? Was willst Du? Sklav!

Orlik.

Dich im Verhör zu Ende fragen ...

Kotschubéi.

Ich habe Dir Nichts mehr zu sagen!

Orlik.

Du sollst mir Eines noch bekennen,
Eh'r darf ich mich von Dir nicht trennen,
Befiehlt der Hetmann ...

Kotschubéi.

Was denn noch?
Bekannt hab' ich Euch Alles doch
Was Ihr gewollt; war's auch erlogen.
Nun gut: ich habe Euch betrogen,
War hinterlistig, tückisch, schlecht;
Der Hetmann ist in seinem Recht,
Ein Mann von Ehre und Gewissen,
Was will er mehr von mir?

Orlik.

Wir wissen
Wie unermeßlich reich Du warst,
Daß in Dikanka*), Deinem Gut,
Du mehr als einen Schatz verborgen.
Er will, daß Du mir offenbarst
Wo all Dein Gold und Silber ruht.
Vollzogen wird das Urtheil morgen,
Und dann fällt Deine Gütermasse
— Du weißt es — in die Heereskasse,
Das ist Gesetz! Drum jetzt erfülle,
— Ich rath' es — Deine letzte Pflicht,
Und Deiner Schätze Hort enthülle,
Denn Deinem Loos entgehst Du nicht!

*) Der Stammsitz Kotschubéi's.

Kotschubéi.

Es waren — Ihr habt Recht — im Leben
Drei Schätze mir zum Trost gegeben:
Die Ehre war mein erster Schatz,
Den raubten mir der Folter Schmerzen; —
Der Zweite — wofür kein Ersatz! —
War meines lieben Kindes Tugend;
Ach! Tag und Nacht mit bangem Herzen
Bewacht' ich ihre keusche Jugend: —
Maseppa hat den Schatz geraubt.
Den dritten Schatz will ich bewahren:
Die Rache auf des Mörders Haupt!
Mit ihr will ich zum Himmel fahren,
Will sie in Gottes Hände legen!

Orlik.

Laß, Greis, den Scherz aus Deinem Munde,
Du solltest in der Todesstunde
Doch ernstere Gedanken hegen.
Paßt Spöttelei zu solchem Tage?
Ich frage Dich zum letzten Mal,
Willst Du nicht neue Folterqual,
So gieb mir Antwort auf die Frage:
Wo ist Dein Geld?

Kotschubéi.

Elender Sklave!
Hör' auf, entweich' aus meiner Nähe!
Wart' noch, bis ich im Grabe schlafe,
Dann mit Maseppa geh' und spähe
Durch alle Keller, zählt mein Gut
Mit Räuberhänden, roth von Blut,
Zerstört die Gärten und das Haus,
Verwüstet, brennt, räumt Alles aus,
Und nehmt mein Kind mit, sie entdeckt

Euch wo die Schätze all' versteckt,
Da mögt Ihr Eure Raubgier stillen:
Nur jetzt, in dieser letzten Stunde
Laßt mich in Ruh, um Gotteswillen!

Orlik.

Sprich! Willst Du mir den Ort nicht zeigen?
Die Folter straft Dich für Dein Schweigen
Und zwingt das Wort Dir aus dem Munde.
Nun, wird es bald zu Ende sein
Mit Deinem Trotz? Ich habe Macht
Den Trotz zu brechen — he, herein!
Der Henker kommt ...[27])

O Schreckensnacht!
Die Folterqual beginnt auf's Neue ...
Wo aber weilt der Hetmann jetzt?
Der Bösewicht, nagt nicht die Reue
Sein Herz? Wohin ward er gehetzt
Von des Gewissens Schlangenbissen?

In der Geliebten Schlafgemach,
Die schlummernd ruht auf weichem Kissen,
Nichts ahnend von des Vaters Schmach:
Dort sitzt er, selbst des Schlafs beraubt,
Senkt auf die Brust das grimme Haupt.
Gedanken seinen Geist durchwandern,
Die einen finstrer als die andern:
»Der alte Kotschubéi muß sterben,
Nichts rettet ihn von dem Verderben!
Je näher ich dem Ziele bin
Um desto fester muß mein Sinn
Und Wille sein, es zu erreichen,
Und jedes Hinderniß muß weichen.

Der Alte wollte mein Verderben:
Jetzt soll er selbst auf dem Schaffot
Sammt seinem Helfershelfer sterben!«

Maseppa's Auge blickt verstört
Jetzt auf das Bett:
»Gerechter Gott,
Wenn sie die Schreckenskunde hört!
Bis jetzt hat sie noch Nichts erfahren,
Doch auch vor ihr läßt ferner lange
Sich das Geheimniß nicht bewahren, —
Und wenn des Vaters Haupt gefallen,
Wird von des Henkerbeiles Klange
Rings die Ukräne wiederhallen,
Und bald dringt aus dem Volkesmunde
Zu ihrem Ohr die Trauerkunde ...
Ja, wer vom Schicksal ausersehn
Zu einem sturmbewegten Leben,
Dem darf kein Weib zur Seite stehn
In seinem Kämpfen, seinem Streben!
Wer spannt ein scheues Reh zusammen
Mit einem Pferd vor seinen Wagen?
Ich muß die Thorheit selbst verdammen
Und schwere Strafe dafür tragen.
Was nur das Leben theuer macht
Hat sie zum Opfer mir gebracht,
Mir finsterm Greis, — und was beginn' ich
Zum Dank, auf welches Unheil sinn' ich!«

Und wieder wendet sich der Greis
Marien's stillem Lager zu; —
Wie süß ist doch der Jugend Ruh!
Sie schlummert sanft, sie athmet leis;

Wie lieblich ihre Lippen jetzt
Sich öffnen, sich die Brust bewegt;
Und morgen, morgen schon . . . entsetzt,
Im tiefsten Innern aufgeregt,
Maseppa wandte seinen Blick,
Als jammerte ihn das Geschick
Der Armen; auf vom Lager steht er,
Hinab zum stillen Garten geht er.

Die Nacht ist still, der Himmel rein
In der Ukräne. Sternenschein
Durchbricht mit zitterndem Gefunkel
In mildem Glanz das leichte Dunkel.
Die müde Luft bewegt noch kaum
Das Silberlaub am Pappelbaum.
Doch seltsam trübes Sinnen kreist
Unheimlich durch Maseppa's Geist.
Wie Klägeraugen sehn die Sterne
Hernieder aus der Himmelsferne
Auf ihn voll Hohn. Die langen Reih'n
Der Pappeln stehn im Sternenschein,
Bei seinem Nah'n sich grausig rüttelnd,
Wie Richter mit den Häuptern schüttelnd,
Und heimlich flüsternd unter sich.
In Angst Maseppa weiter schlich,
Als müßte er den Anblick fliehn.
Wie schwüle Kerkerluft drückt ihn
Die Sommernacht so mild und schön.

Doch horch! . . . ein Schrei . . . ein schwach Gestöhn
Schallt her vom Schloß. War's eine Eule
Die aufgeschreckt im Neste schrie?
War's eines wilden Thiers Geheule?

War's nur ein Traum der Phantasie?
War's ein Gestöhn von Folterschmerz?
Gleichviel, gewaltig packt es ihn;
Wild glüht das aufgeregte Herz,
Die Blicke wie in Wahnsinn wandern —
Und auf den Schrei, der dumpf und bang
Vom Schlosse herzukommen schien,
Antwortet er mit einem andern:
Mit jenem Schrei, der einst erklang
Wenn er den wucht'gen Säbel schwang,
Sein Heer anfeuerte zum Streite,
Und Gamaléja ihm zur Seite,
Sabéla auch und Kotschubéi,
Ja, dieser selbe Kotschubéi ...

* * *

Der Morgenröthe Purpursaum
Umflammt den hellen Himmelsraum,
Beleuchtet Hügel, Thal und Wald,
Den freien Strom, die grüne Flur,
Des Morgens heitrer Lärm erschallt,
Der Mensch erwacht mit der Natur.

Maria schlummert noch im Schimmer
Des Morgens. Doch ihr ist als höre
Sie, daß man ihren Schlummer störe,
Als öffne leise sich die Thüre
Und Jemand trete in das Zimmer
Der ihre Füße sanft berühre.
Sie öffnet ihre Augenlieder,
Doch schnell schließt sich das Auge wieder,
Als ob der Sonne Glut es blende.
Und lächelnd streckt sie ihre Hände

Zum Bett hinaus und zärtlich spricht:
»Maseppa, Du! so frühe schon?«
Doch horch, o Gott! ein andrer Ton
Schlägt an ihr Ohr ... er ist es nicht ...
Sie fährt vom Lager auf, verstört:
Gott, meine Mutter! ...

Die Mutter.

Still, halt ein!
Sprich leiser, daß uns Niemand hört.
Ich kam hierher zur Nacht, allein,
Dich unter Thränen anzuflehn:
Such' ihn zu retten! Dir wird doch
Das harte Herz nicht widerstehen:
Vielleicht ist Hülfe möglich noch;
Sieh, das Schaffot steht schon bereit:
Rette den Vater, noch ist's Zeit!

Die Tochter (mit Entsetzen).

Was ist das, Vater, und ... Schaffot!

Die Mutter.

Weißt Du noch nicht? Gerechter Gott,
Lebst hier doch nicht in einer Wüste:
Wohnst im Palast des Hetmanns, weißt
Wie schwer Dein armer Vater büßte,
Daß er dem Zaren ihn verrieth,
Wie uns mit rachefinsterm Geist
Maseppa in's Verderben zieht.
Ich seh's: dem Hetmann opferst Du
Die Eltern, schläfst in sanfter Ruh,
Gedenkst des eignen Vaters nicht,
Derweil man schon sein Urtheil spricht,
Und über seinem greisen Haupt
Das Beil schon blitzt um ihn zu morden.
O Kind! wer hätte das geglaubt,

Wir sind einander fremd geworden.
Komm zur Besinnung, mach Dich auf,
Zum Hetmann eil' in raschem Lauf,
Wirf Dich zu seinen Füßen hin,
Durch Deine Bitten, Deine Zähren
Erweiche seinen harten Sinn,
Er wird Dir, was Du flehst, gewähren.
Sei unser Engel, hilf uns, eile!
Entreiß des Vaters Haupt dem Beile,
Du rettest ihn noch vom Schaffot,
Maseppa schenkt Dir gern sein Leben:
Hast Du doch Alles aufgegeben
Um ihn: Dich, Eltern, Ehre, Gott.

Die Tochter.

Wie ist mir! ... Henkerbeil, Schaffot ..
Maseppa ... Vater ... vor mir steht
Die eigne Mutter, weint und fleht,
Die Mutter hier im Schloß? nein, nein!
Ich träume, die Gedanken sind
Verworren, nein! es kann nicht sein!

Die Mutter.

Gott steh' Dir bei, verlornes Kind!
Nein, nein! kein Traum, kein Wahn bethört
Den Geist. — Hat man Dir nicht gesagt
Von Deinem Vater, der empört
Ob seiner Tochter Schmach, bei Peter
Den Hetmann offen angeklagt
In Rachegier, als Hochverräther?
Und daß der Zar ihm nicht geglaubt,
Daß man ihn auf die Folter spannte
Bis er, der Sinne fast beraubt,
Zu falscher Klage sich bekannte:
Und daß darauf der Zar sein Leben

In seines Feindes Hand gegeben;
Und daß sein Urtheil schon gesprochen,
Der Stab schon über ihn gebrochen,
Dein Vater heut im Angesicht
Des ganzen Heeres stirbt, wenn nicht
Ihn des Allmächt'gen Hand noch rettet.
Jetzt liegt er noch im Thurm, gekettet,
Hier dicht im Schloß ... Das Hochgericht
Indeß umdrängen schon die Leute
Und warten auf den Tod des Armen.

Die Tochter.

Mein armer Vater! — Gott, schon heute, —
Allmächt'ger Himmel, hab' Erbarmen! ...

Und auf ihr Lager sank die Bleiche,
Bewußtlos, kalt wie eine Leiche.

* *
*

Kosakenmützen, Lanzen blitzen,
Begrenzen rings den Horizont;
Und Trommeln wirbeln, Reiter jagen;
Die Regimenter machen Front.
In Bangen viele Herzen schlagen.
Dem Schweife einer Schlange gleicht
Der volksbewegte Weg. Es steigt
Im freien Feld ein Richtplatz auf.
Der Henker schreitet froh darauf,
Des Opfers harrend, auf und nieder.
Bald mit dem schweren Beile spielt er
Und, wie im Scherz sich prüfend, zielt er,
Bald lacht er laut zum Pöbel nieder,
Der, wie er selbst, entsetzlich munter.

Im wüsten Lärm geht Alles unter:
Das Schrei'n der Weiber, Zank, Gelächter.
Da tönt ein Ruf — der Lärm verhallt.
Nur nahes Roßgestampf durchschallt
Die Stille. Und auf schwarzem Roß,
Umgeben von der Schaar der Wächter[28])
Und von des Heeres Aelt'sten, sprengt
Der mächt'ge Hetmann her vom Schloß . . .

Fern auf den Weg von Kiew lenkt
Ein Wagen jetzt dem Richtplatz zu;
Und Alles, mit bewegtem Sinn,
Schaut auf den fernen Wagen hin.
Es sitzt mit heitrer Unschuld Ruh
Der alte Kotschubéi darin,
Versöhnt mit Gott und mit der Welt,
Stark durch den Glauben; ihm zur Seite
Iskra, der auch dem Tod geweihte
Bewährte Freund, wie er versöhnt,
Still wie ein Lamm. Der Wagen hält.
Vom Becken steigt die Weihrauchwolke,
Und feierlich Gebet ertönt
Im Chore laut, und still im Volke,
Für beider Armen Seelenruh;
Indeß die Märtyrer noch beten
Für ihre Feinde. Muthig treten
Die Beiden auf den Richtplatz zu,
Und Kotschubéi, sich kreuz'gend, legt
Sein Haupt jetzt auf den Block. Bewegt
Steht Alles Volk, und Schweigen dumpf
Herrscht rings umher, — da blinkend fällt
Das Beil, und trennt das Haupt vom Rumpf.
Ein leises Ach! tönt durch das Feld.

Schnell ist auch I s k r a's Haupt getroffen,
Das Auge stand noch zuckend offen.
Der Rasen ward von Blut benetzt.
Der Henker aber freut sich jetzt
Ob seines Armes sichrer Stärke;
Er hebt die blut'gen Häupter auf
Und zeigt sie rings dem Volk darauf,
Wie im Triumph ob seinem Werke.
Es war vollbracht. Die Massen brachen
Vom Richtplatz auf und heimwärts gingen,
Zerstreuten sich ringsum und sprachen
Gleichgültig schon von andern Dingen.
Die Ebne leert sich nach und nach.
Vom staubumwölkten Wege dort
Sieht man zwei zarte Frauen ziehn,
Bedeckt von Staub, erschöpft und schwach,
Doch rastlos eilen immerfort
Die beiden Frau'n, — dem Richtplatz schien
Ihr Blick in Bangen zugewandt.
»Es ist zu spät!« ruft auf den Wegen
Den Eilenden ein Mann entgegen,
Zeigt nach dem Richtplatz mit der Hand,
Wo das Gerüst schon abgeschlagen.
Im schwarzen, bauschigen Talare
Kniet dort ein Priester. Eine Bahre
Ward von Kosaken fortgetragen,
Den Sarg empfängt der Leichenwagen.

Maseppa floh den Schreckensort
Allein, voraus dem Reiterheere.
Ein schreckliches Gefühl der Leere
Bewegt ihn, quält ihn immerfort.
Und Niemand aus dem Reitertroß

Wagt ihm zu nahn, er spricht kein Wort,
Vom wilden Jagen schäumt sein Roß.
Und angelangt in seinem Schloß
Frägt er: »Was macht Maria?« — Doch
Verlegen klingt die Antwort immer.
Da wird's dem Hetmann trüber noch
Zu Muth, er eilt nach ihrem Zimmer,
Das stille Schlafgemach steht leer . . .
Und zitternd in den Garten eilt er,
Sucht rings den großen Teich umher,
Bei jedem Plätzchen spähend weilt er —
Doch ob er sucht auf allen Wegen,
In allen Büschen und Gehägen,
Ward keine Spur von ihr gefunden,
Maria war und blieb verschwunden! —
Maseppa läßt nach allen Seiten
Schnell seine treuen Wächter reiten;
Und wie im Sturm braust's fort vom Schloß,
Der Reiter späht, es schnauft das Roß —
Nach jeder Richtung bald verschwunden
Sind sie, Maria zu erkunden.

Schon sank der Tag im Westen nieder,
Und die Verlorne kam nicht wieder.
Wohin sie floh, wie und warum?
Weiß Niemand. Zähneknirschend, stumm
Maseppa wandelt. Alles schweigt
Und zittert bang wo er sich zeigt.
Er schließt sich ein in sein Gemach,
Das Herz voll Gift; ihn flieht der Schlummer
Die lange, trübe Nacht; der Kummer
Ob der Verlornen hält ihn wach.

Vereinzelt kamen in der Frühe
Heim die entsendeten Kosaken.
Die Pferde schleppten sich mit Mühe
Noch vorwärts; Staub und dicker Schaum
Bedeckten Gurte und Schabracken,
Und blutig waren Huf und Zaum.
Die Boten suchten in der Runde
Nach der Verlornen überall,
Doch Keiner brachte von ihr Kunde.
Und ihres Daseins letzte Spur
Verhallte wie ein leerer Schall.
Maria's alte Mutter nahm
In die Verbannung mit sich nur
Armuth und Elend, Noth und Gram

Dritter Gesang.

Sein tiefer Kummer unterbricht
Maseppa's kühnes Wagen nicht.
Mit Schwedens stolzem Kön'ge bleibt
Der mächt'ge Hetmann der Ukräne
Vereint, den gleicher Ehrgeiz treibt,
Und schlau verfolgt er seine Pläne.
Indeß, um jeden Feindesblick
Zu täuschen, thut der alte Mann
Als ging es mit ihm schon zu Ende:
Er stöhnt, bejammert sein Geschick,
Sieht seine Aerzte kläglich an,
Ringt in Verzweiflung seine Hände,
Und thut so elend und so schwach,
Als ob der Gram, das Ungemach
Des Kriegs, die Glut der Leidenschaft
Gebrochen seine letzte Kraft.
Der gottergebne Sinn des Kranken
Scheint ganz erbaut von dem Gedanken
Aus dieser sünd'gen Welt zu scheiden.
Doch soll das Ende seiner Leiden
Ihm nicht unvorbereitet nahn:
Er läßt den Erzbischof bescheiden,
Am Ziele seiner Lebensbahn
Die letzte Oelung zu empfahn:
Und durch des Gotteswortverkünders
Geweihte Hand im Ernste ward
Das Haupt gesalbt des greisen Sünders.

Die Zeit verging, und Moskau harrt
Vergebens seiner fremden Gäste,
Bereitet heimlich Todtenfeste
Dem Feind, in alter Gräber Mitte —
Und gleich als wüßt' er um die Pläne:
Urplötzlich wendet Karl die Schritte
Und trägt den Krieg in die Ukräne.[29])

Der Tag bricht an. Und schnell erhebt
Maseppa sich vom Krankenlager;
Der Greis, so hingewelkt und hager,
Scheint durch ein Wunder neu belebt.
Der gestern sterbend schien, erscheint
Heut als des Zaren mächt'ger Feind.
Wie stolz er jetzt zu Rosse sitzt,
Wie grimm sein scharfes Auge blitzt,
Wie er vor seinen Reiterhorden
Hinsprengt, und schwingt den blanken Stahl!
Er führt sie nach der Desna[30]) Borden.

Ein andrer Mensch scheint er geworden,
Wie jener schlaue Kardinal,
Den auch die Altersschwäche drückte,
Bis die Tiara Roms ihn schmückte,
Und ihn das Volk mit einem Mal
Gesund, vergnügt und aufrecht fand.

Schnell flog die Kunde durch das Land.
Dumpf hallt's in der Ukräne wieder.
Schon laut im Volke hört man's reden!
»Wir sind verrathen an die Schweden,
Den Hetmannsstab und Buntschuk[31]) legte
Maseppa zu Karls Füßen nieder!«

Und seine blut'gen Früchte treibt
Jetzt der Verrath, der lang' gepflegte.
Im Lande wogt's von wilden Schaaren;
Der Volkskrieg droht...

Doch wer beschreibt
Den Ingrimm und die Wuth des Zaren![32])
In allen Landeskirchen bald
Des Hochverräthers Bannfluch schallt
Aus Priestersmund! Von Henkershand
Wird vor dem Volk sein Bild verbrannt.
Ein neuer Hetmann wird ernannt
Im Volksrath für den Hochverräther.
Und aus Sibirien ruft Peter
Vom öden Bord des Jenisséi
Zurück die er dorthin verbannt:
Die Iskra und die Kotschubéi;
Beschenkt sie, wie sie wiederkehren,
Mit neuen Gütern, neuen Ehren;
Vergießt mit ihnen manche Thräne,
Beklagend ihr verlornes Glück.
Und von Sibirien zur Ukräne,
Aus der Verbannung Schmach und Weh
Kehrt noch ein zweiter Held zurück,
Maseppa's alter Feind: Paléi.[33])
Er schließt sich Peter's Heere an.
Bang zittert der Empörer Rotte,
Der Saparoger Ataman
Mit Tschetschell[34]) stirbt auf dem Schaffotte.
Und Du, ruhmvoller Paladin!
Der Du von Sieg zu Siege rauschtest,
Die Krone mit dem Helm vertauschtest:

Auch Dein Stern ist im Untergehn,
Du hast Poltawa's Wall gesehn!

* *
*

Dorthin führt auch der Zar sein Heer.
Es bricht herein gewitterschwer.
Im Lager gegenüber nun
Der beiden Fürsten Heere ruhn,
Im Spähen auf einander schauend.
Also, stark seiner Kraft vertrauend,
Obschon in manchem Kampf geschlagen,
Stürzt sich der Held, berauscht von Blut,
Auf den ersehnten Feind, in Wuth
Noch den Entscheidungskampf zu wagen.
Der mächt'ge Karl ergrimmt jetzt, wie er
Den Blick auf Peter's Heerschaar richtet;
Das ist die flücht'ge Schaar nicht, die er
Bei Narva in der Schlacht vernichtet!
Wie hat der Zar sein Heer ergänzt!
Karl sieht die Regimenter halten,
Sich in geschloss'nen Reih'n entfalten,
In sichrer Ordnung schnell bewegen;
Ein Wald von Bajonetten glänzt
Wie undurchdringlich ihm entgegen.

Doch: morgen soll der Angriff sein!
Tief schlummert in den Lagerreih'n
Ringsum das Heldenheer der Schweden,
In einem Zelt nur hört man reden:
»Nein, Orlik, nein, was wir gethan,
War übereilt, ein schlechter Plan.
Wir wandeln auf verkehrten Wegen,

Glaub mir's, uns blüht daraus kein Segen!
Ich habe mich — ich seh' es ein —
Geirrt in Karl, mein Ziel verfehlt,
Ein dummes, schlechtes Theil erwählt.
Er mag ein guter Raufbold sein,
Und glücklich zwei, drei Schlachten schlagen,
Ein Abendbrot vom Feind erjagen,[35])
Und lachen wenn die Bomben springen.[36])
Auch mag es ihm so gut gelingen
Wie russischen gemeinen Schützen,
In's Feindeslager Nachts zu schleichen,
Einen Kosaken umzubringen,
Daß selbst die Kugeln ihn erreichen
Wie heut;[37]) — doch wozu kann das nützen?
Wer sich gefällt in solchen Streichen,
Kann das ein Mann um Krieg zu führen
Mit jenem Riesenzaren sein?
Er denkt, läßt er die Trommel rühren,
Marschirt das Schicksal hinterdrein
Gleichwie ein folgsam Regiment.
Er ist ein Hitzkopf, stolz, verblendet,
Der Welt und Menschen noch nicht kennt,
Und blindlings seinem Stern vertraut;
Gott weiß, auf welchen Stern er baut,
Und wie das tolle Spiel noch endet.
Des Zaren jetz'ge Macht bemißt
Er nur nach seinen früh'ren Siegen,
Und wähnt, leichtgläubig wie er ist,
Die Russen müssen unterliegen.
Er läuft die tollen Hörner sich
Noch ab. Doch wirklich schäm' ich mich,
Daß er in meinen alten Tagen
Noch so mit Blindheit mich geschlagen.

Sein Muth, sein Glück hat mich verblendet,
Wie ein verschämtes Kind, daß ich
Dem Wagehals mich zugewendet!«

Orlik.

Wart' nur noch wie die Schlacht sich zeigt;
Und siegen wir, so ist es leicht
Das Böse wieder gut zu machen:
Das ändert ganz den Stand der Sachen.
Dann lassen sich auch Mittel finden
Auf's Neu mit Peter anzubinden!

Maseppa.

Nein, nein, Versöhnung ist hienieden
Unmöglich zwischen ihm und mir!
Längst ist mein Schicksal fest entschieden;
Längst trag' ich ihm geheimen Groll.
Einstmals bei Asow aßen wir
Zu Abend mit dem grimmen Zaren;
Die Becher schäumten übervoll,
So daß wir recht bei Laune waren
Und manches freie Wort erscholl.
Da ließ ich auch ein Wörtchen fallen,
Das wohl dem Zaren nicht gefallen.
Die jungen Gäste wurden blaß.
Es fiel ihm aus der Hand das Glas
In seinem Zorn. Er trat heran,
Packt' meinen greisen Schnurrbart an [38])
Und droht' mir. Ich beherrschte mich
Nach Außen — aber innerlich
Durchglüht' es mich in wildem Brande;
Ich schwur ihm Rache für die Schande.
Und diese Rache habe ich
Seitdem genährt mit wahrer Lust,
Wie eine Mutter an der Brust

Den Säugling nährt. Jetzt ist es Zeit.
Der Rächer naht, das Maß ist voll.
Bis an sein Lebensende soll
In seiner Zarenherrlichkeit
Er mein gedenken. Nein, ich schone
Ihn nicht! Zur Strafe ihm gesandt
Werd' ich ein Dorn in seiner Krone!
Jetzt würd' er Städte darum geben,
Ja, einen Theil vom Leben lassen,
Könnt' er nur Einmal noch im Leben,
Wie damals, mit der Riesenhand
Maseppa's greisen Schnurrbart fassen.
Noch laß ich nicht die Hoffnung fahren,
Der junge Tag wird offenbaren
Im Kampf, wer stärker von uns Zwei'n.

Und der Verräther seines Zaren
Schloß seine Augen und schlief ein.

* * *

Kaum ist die Sonne neu erwacht,
Und schon entbrennt die wilde Schlacht.
Ein dumpfes Krachen und Getön,
Kanonen donnern von den Höhn.
Der purpurrothe Dampf erhebt
In Wirbelwölkchen sich, und schwebt
Durchsichtig schimmernd himmelan.
Die Regimenter rücken an;
Vorauf die leichten Jäger streifen,
Zerstreuen sich vereinzelt zwischen
Dem Buschholz. Wirres Knallen, Zischen;
Kartätschen prasseln, Kugeln pfeifen,

Rings starren kalte Bajonette.
Das siegverwöhnte Schwedenheer
Durchbricht der Schanzen Feuerkette.
Das Reitervolk in blanker Wehr
Braust wild einher wie Meereswogen.
Sich massenhaft durch's Feld erstreckend
Schnell kommt das Fußvolk nachgezogen,
Durch seine mauerfesten Glieder
Den ersten Reiterangriff deckend.
Jetzt erst beginnt das rechte Wogen
Der Schlacht. Wohl lange hin und wieder
Das Kriegsglück schwankt im wilden Streite;
Doch mehr und mehr auf unsre Seite
Neigt sich der Sieg. Zu mächtig war
An Heerzahl und Geschütz der Zar.
Der Feind kämpft standhaft und erbittert;
Doch unser Feuer läßt nicht nach.
Bald ist der Vordertrupp zersplittert.
Zum offnen Widerstand zu schwach
Flieht Rosen in den Engpaß jetzt,
Und schon ergiebt sich Schlippenbach.
Verwirrung herrscht im Feindesheer.
Hart wird den Schweden zugesetzt,
Ihr Ruhmesbanner glänzt nicht mehr.
Und sichtbarlich auf unsern Wegen
Zeigt sich des Schlachtengottes Segen.
Wild flieht der Feind nach allen Seiten —
Da plötzlich hört man laut und klar
Wie gottbegeistert Peter's Stimme:
»Mit Gott an's Werk!« So tritt der Zar
Aus seinem Zelte; ihn begleiten
Die Auserwählten seiner Schaar.
Sein Auge glänzt von mächt'gem Grimme.

In seiner wilden Majestät
Wie eine Geißel Gottes steht
Der Zar, bewegt sich schnell und frei.
Jetzt führt man ihm sein Roß herbei,
Ein feurig, treues Thier. Wild rollen
Die Augen bei dem unheilvollen
Getös der Feldschlacht, wiehernd bebt es
Und schüttelt sich wie furchtbewegt —
Doch dann schnell wie ein Pfeil entschwebt es,
Stolz auf den Reiter den es trägt.

Schon hebt die Mittagsschwüle an.
Die Schlacht ruht wie der Ackersmann.
Nur noch Kosakenschwärme streifen
Umher, um einzeln anzugreifen.
Die Schlachtmusik verstummt; der wilde
Kanonendonner heult nicht mehr.
Doch plötzlich tönt durch das Gefilde
Ein langgedehnter Freudenschrei:
Der Zar erscheint vor seinem Heer.

In wilder Schlachtenherrlichkeit
Sprengt er die langen Reih'n vorbei,
Durchmißt die Wahlstatt scharfen Blicks.
Ihm folgen als sein Feldgeleit
Verwegne, hochgemuthe Gäste,
Raubvögelchen aus Peter's Neste,
Die treu im Wechsel des Geschicks
Gefährten ihm und Söhne waren,
All seine Sorgen und Gefahren
Getheilt im Rathe wie im Feld:
B r u c e, S c h e r é m é t i e w und R e p n i n,
Und B a u e r auch, der alte Held.

Doch mächtiger denn Alle schien
Der immer bei dem Zaren weilte,
Gleichsam die Herrschaft mit ihm theilte,
Er, den das Glück zum Sohn erkoren,
Als er die Eltern früh verloren. *)

Und vor dem blauen Schwedenheer
Der junge König Karl erschien.
In einer Sänfte trug man ihn.
Am Fuß die Wunde schmerzt' ihn sehr.
Verstimmt und bleich war sein Gesicht.
Dem kranken Helden folgen dicht
Des Heeres Führer im Geleite.
Trüb schweift sein Blick jetzt in die Weite,
Wo sich das Lager vor ihm dehnt.
Er sieht des Russenheers Bewegung,
Und diese Schlacht, so lang ersehnt,
Erfüllt ihn wohl mit banger Regung,
Daß er so trüb zu sinnen scheint.
Doch plötzlich zu dem Heer gewendet,
Durch einen Wink der Hand entsendet
Er seine Truppen auf den Feind.

Im Feld stößt bald das Heer des Zaren
Zusammen mit den Schwedenschaaren,
Die Erde bebt, es blitzt und kracht,
Laut donnert die Poltawa-Schlacht.
Das Feldgeschütz, die Bajonette
Und Lanzen würgen um die Wette.
Im Feuer, wo gleich Hagelschauern
Die Kugeln prasseln, sind die Glieder
Zerschmettert an lebend'gen Mauern,

*) Fürst Mentschikoff.

Im Flug ersetzt durch andre wieder,
Die auch alsbald am Boden liegen,
Wo Leichen sich auf Leichen thürmen.
Die leichten Reiterschwärme fliegen
Wie Wolken über's Feld hin, stürmen
Wild auf einander im Gedränge.
Und Kugeln schwirren, Säbel klirren
Im mörderischen Handgemenge.
Die Bombe wühlt sich in den Sand
Und platzt, daß vom Zerstörungsbrand
Rings Roß und Reiter niederbrechen.
Das Fußvolk und die Reiterhorden
Wetteifern wuthentbrannt im Morden.
Ein grimmes Hauen, Schlagen, Stechen;
Die Kugeln prasseln hageldicht;
Der Schwede wie der Russe ficht
Verzweiflungswild den blut'gen Kampf.
Kanonendonner, Lärm, Gestampf,
Gewieher, Stöhnen, Trommelschall,
Und Tod und Hölle überall.

Aus sichrer Ferne sehn in Ruh
Die Feldherrn, scheinbar ohne Regung,
Dem wilden Schlachtgetümmel zu,
Verfolgen jegliche Bewegung
Der Moskowiter, wie der Schweden,
Und leise mit einander reden.
Doch wer ist dort bei Moskau's Zaren
Der Krieger mit den greisen Haaren,
Den zwei Kosaken unterstützen?
Mit des erfahr'nen Helden Blick
Folgt er dem wechselnden Geschick
Der Schlacht. Wohl mag sein gutes Schwert

Im Kampf dem Greise nicht mehr nützen:
Paléi schwingt sich nicht mehr auf's Pferd,
Und führt nicht die Kosakenschaaren
Zum Angriff, wie in frühern Jahren.
Das lange Leiden der Verbannung
Hat ihn gebeugt. Doch warum funkeln
Die Augen so in wilder Spannung?
Was mag die hohe Stirn umdunkeln,
Die finster wie die Nacht erscheint;
Was hat den Greis so aufgebracht?
Sah er durch das Gewölk der Schlacht
Maseppa, seinen alten Feind?
Und drückt ihn da wohl doppelt schwer
Sein Alter ohne Kraft und Wehr?

Maseppa sah mit trübem Sinn
Auf das Gewog der Feldschlacht hin.
In seiner Nähe sich befanden
Die Führer all, die mit dem Greise
Zum Schwedenheer gezogen waren,
Verrath geübt am Russenzaren.
Rebellische Kosaken standen,
Verwandte, Freunde rings im Kreise.
Da plötzlich fällt ein Schuß ganz nah,
Und als der Hetmann um sich sah,
Dampft noch in Woinarówski's[39]) Hand
Die Flinte, die den Schuß entsandt,
Und ein Kosak, ein junges Blut,
Lag von der Kugel hingestreckt;
Indeß sein Roß, ganz schaumbedeckt,
Die Freiheit fühlend, aus der Glut
Des Kampfs entflieht in wilder Hast.
Dem jungen Krieger, der getroffen,

War wohl das Leben längst zur Last;
Doch Einer sollte vor ihm sterben:
Er schwur, Maseppa zu verderben,
Das war sein letztes Ziel und Hoffen.
Den scharfen Säbel in der Faust
Kam er in Wuth einhergebraust,
Und als er nah dem Ziele schien,
Traf Woinarówski's Kugel ihn.
Maseppa reitet auf ihn zu,
Will mit dem Sterbenden noch sprechen,
Doch des Kosaken Augen brechen
Schon, schließen sich zur ew'gen Ruh.
Aber selbst noch im Sterben scheint
Sein Blick zu drohen Rußlands Feind,
»Maria!« war sein letztes Wort.
Die Schlacht indeß wogt donnernd fort.
Doch mehr und mehr entscheidet sich
Für uns das schwankende Geschick.
Der Zar drang vor, der König wich —
O Tag des Ruhms, o Wonneblick!
Noch einen Stoß ... die Schweden weichen
In wilder Flucht.[40]) Die Reiterei
Drängt hinterher mit Siegsgeschrei,
Stumpf sind die Säbel von den Streichen,
Und bald verhallt das wüste Lärmen.
Die Steppe ist bedeckt mit Leichen,
Heuschrecken gleich in schwarzen Schwärmen.

* * *

Und Peter, nach dem blut'gen Tage
Hält jetzt ein festliches Gelage.
Sein Auge leuchtet stolz und klar.

Die Truppen jubeln, wie der Zar
Auch die gefangnen Generale
Bewirthet bei dem frohen Mahle,
Sie überhäuft mit seiner Gunst,
Und sammt den Führern seiner Schaaren,
Die Helden alle beim Pokale
Hoch leben läßt, die in der Kunst
Des Krieges seine Lehrer waren.

Doch, warum fehlt bei unserm Feste
Der erste der geladnen Gäste?
Der unser erster Lehrer war
Im Kampf, uns grausam zügelte,
Bis bei Poltawa ihn der Zar
Selbstmächtig überflügelte.[41])
Warum fehlt Karl in unsern Reih'n,
Wo ist der Heldenfürst geblieben?
Und wo mag jetzt Maseppa sein,
Wohin hat ihn die Furcht getrieben?
Warum entging dem Hochgericht
Der alte greise Bösewicht?

* * *

Der König und der Hetmann reiten,
Vereint durch gleiche Unglücksbande,
Jetzt durch die weiten Steppenlande.
Noch droht Gefahr auf allen Seiten.
Kosakenschwärme folgen dicht
Den Flücht'gen, daß der König nicht
Zeit hat, zu achten seiner Wunde.
Sein scharfer Blick späht in der Runde,
Durchmißt die öde Steppenweite;

Und schnell auf seinem Steppenroß
Jagt er gesenkten Hauptes weiter,
Daß ihm der treuen Diener Troß
Kaum folgen kann; und ihm zur Seite
Bleibt nur Maseppa, sein Begleiter.

Da plötzlich aus der Wüstenei
Rechts taucht ein Schloß vor ihnen auf.
Der Hetmann zittert, jagt vorbei
Und treibt sein Pferd zu raschrem Lauf.
Was ist es, das ihn so erschreckte,
Als er das öde Schloß entdeckte?
Was trieb ihn fort von diesem Orte?
Das Haus, der Hof, der Gartenraum,
Jetzt wüst und leer, erkennbar kaum,
Die nach dem Feldweg offne Pforte:
Erwecken sie ein trüb Erinnern
Aus alter Zeit in seinem Innern?
Was blickt Dein Aug' so grabeshohl?
Erkanntest Du Verführer wohl
Dies Haus, dies einst so frohe Haus,
Wo Du in glücklich heiterm Kreise
So manchen Tag in froher Weise
Verlebt bei Festgelag und Schmaus?
Und trieb Dein böser Geist Dich fort,
Der Gastfreundschaft mit Morde lohnte?
Erkannt'st Du auch den trauten Ort,
Wo einst der Friedensengel wohnte,
Den Du zum Opfer Dir erkürtest?
Hast Du den Garten auch erkannt,
Wo Du sie heimlich Nachts entführtest? . . .
Du hast's erkannt, Du hast's erkannt! —

Die Nacht verhüllt das Steppenland,
Und an des Dnjeprs Felsenwand
Gesichert vor Verfolgung nun
Der König und der Hetmann ruhn.
Trotz allem Unglück, das ihn traf,
Stört Nichts des jungen Helden Schlummer,
Er denkt nicht an Poltawa mehr.
Den Hetmann aber flieht der Schlaf,
Wach hält ihn unruhvoller Kummer,
Auf seinem Herzen liegt es schwer;
Und wie er ängstlich liegt und wacht,
Ruft man ihn plötzlich durch die Nacht.
Er späht umher, horcht unverwandt,
Von wo der Klang zu kommen schien;
Da neigt sich Jemand über ihn,
Und droht entsetzlich mit der Hand.
Er zittert, gleichwie vor dem Beile ...
Wer ist es, der in nächt'ger Weile
Ihn aufgescheucht von seinem Lager?
Im Schein des Mondes sieht er klar:
Ein Weib mit aufgelöstem Haar,
Gehüllt in Lumpen, bleich und mager,
Tritt starren Blickes auf ihn zu ...
»Ist es ein Traum? ... Maria ... Du?«

Maria.

Still! Stille! Vater, Mutter sind
Kaum todt ... wir dürfen sie nicht stören,
Sie könnten, was wir sprechen, hören ...

Maseppa.

Maria, armes, armes Kind!
Was ist mit Dir? Komm zu Dir ... sprich!

Maria.

Denk Dir nur, Freund, wie lächerlich!

Welch alberne Geschichte sie
Sich hier erzählt, — ich glaubt' es nie!
Gott, wie die Menschen doch verdorben!
Ganz heimlich hat sie mir vertraut,
Mein armer Vater sei gestorben,
Sie ließ sein greises Haupt mich sehn;
Doch, denk Dir nur, wie mir gegraut:
Es war kein Menschenkopf, es war
Ein Wolfskopf! ja, mit Haut und Haar!
Wer kann dem Lästermund entgehn?
Welch schändlicher Betrug! Wie dumm,
Mich so zu quälen! Und warum?
Damit ich diese Nacht Dich nicht
Begleiten soll! ...
Entsetzt, verstört
Der schreckliche Geliebte hört,
Was so der Wahnsinn aus ihr spricht.
Erbeben macht ihn jedes Wort.
In wirrer Rede spricht sie fort:
Und doch, gar wohl entsinn' ich mich ...
Ein Feld, ein Fest und viele Gäste;
Im lauten Jubel drängte sich
Das Volk ... und Leichen sah ich dort.
Die Mutter führte mich zum Feste.
Du fehltest — warum bliebst Du fort?
Wo warst Du denn? Warum im Graus
Der Nacht läßt Du allein mich wandern?
Es ist schon spät, komm mit nach Haus!
Ach Gott, ich seh, ich irrte mich,
Ich hielt Dich, Greis, für einen Andern!
Mein heißer Kopf verwirrte mich ...
Du siehst so bös und spöttisch aus,
Geh fort! Dein Anblick ist mir gräßlich,

Laß mich allein! Du bist so häßlich . . .
Doch er war schön! Sein Auge klar
Voll wunderbarer Liebesglut;
Süß seine Rede, und sein Haar
War weißer als der frische Schnee . . .
An Deinem Haar klebt dickes Blut . . .

Spricht's und im Wahnsinn seufzt und lacht,
Und schneller als ein junges Reh
War sie verschwunden in der Nacht.

* *
*

Die Schatten fliehn. Der Tag bricht an.
Hell flackern Feuer allerseiten;
Kosaken kauern rings, daran
Ihr Morgenessen zu bereiten.
Und an des blauen Dnjeprs Borden
Tränkt man die sattelfreien Pferde.
Karl wachte auf und von der Erde
Erhob er sich: »'s ist Tag geworden!
Holla, Maseppa, aufgewacht!«
Der Hetmann hat die ganze Nacht
Kein Auge zugethan; sein Kummer
Verscheuchte Müdigkeit und Schlummer.
Der Athem fehlt dem alten Mann.
In Schweigen sattelt er sein Pferd;
Sprengt mit dem flücht'gen König dann
Davon. Furchtbar sein Auge blickt,
Wie er von seinem Steppenpferd
Den Blick noch einmal rückwärts kehrt,
Den Abschiedsgruß der Heimat schickt.[42])

Epilog.

Kaum ein Jahrhundert ist verflossen:
Und diese mächt'gen, stolzen Helden,
Die Wunder ihrer Zeitgenossen,
Was bleibt von ihnen noch zu melden?
Sie sind verkommen und verdorben,
Und ihr Geschlecht ist ausgestorben;
Mit ihnen auch die blut'ge Spur
All' ihrer Kämpfe, Sorgen, Siege
Und einst'ger Herrlichkeit vernichtet.
Der Sieger von Poltawa nur,
Vor dem ihr Ruhmesglanz verblich,
Hat, durch sie selbst geschult im Kriege,
In seines Volkes Bildung sich
Ein dauernd Monument errichtet.
Im Lande dort, wo auf den Hügeln
Windmühlen rings mit ihren Flügeln
Sich gleichwie friedliche Bastei'n
Um Benders Mauertrümmer reih'n, —
Und wo um altes Grabgeschütte,
Das Rasenflächen grün umkleiden,
Gehörnte Büffelheerden weiden:
Sieht man, halb in der Erde Schooß,
Drei Stufen einer alten Hütte,
Bewachsen jetzt mit Gras und Moos,
Die noch von Karl, dem König reden.
Hier stand, umringt von wen'gen Schweden,
Der junge übermüth'ge Held,

Und schlug die Türken aus dem Feld,
Die angestürmt ihn zu befehden, —
Warf nach dem Halbmond seinen Degen.
Vergebens wird auf diesen Wegen
Der Wandrer nach dem Grabe suchen
Masseppa's, den hier längst die Leute
Vergessen haben. Doch bis heute
Hört man ihn einmal noch im Jahre
Vor allem Volke laut verfluchen
Aus Priestermund, am Hochaltare. [43])
Man zeigt noch bis zu unsern Tagen
Das Grabmal, wo Maseppa's Feinde
Iskra und Kotschubéi einst lagen;
Die beiden Leidensbrüder ruhn
Mit den Gerechten der Gemeinde
Im Schooß der heil'gen Kirche nun. [44])
Und in Dikanka pflanzten Freunde
Den Todten zur Erinn'rung Eichen,
Die heute noch die Enkel mahnen
An die gesühnte Schmach der Ahnen.
Von der verlornen, schmerzensreichen
Maria aber schweigt die Sage.
Verhüllt bis jetzt ist unserm Blick
Ihr unglückseliges Geschick
Bis zu dem Ende ihrer Tage.
Maria's Name nur erklingt
Vom blinden Sänger hin und wieder,
Wenn er im Dorf Maseppa's Lieder
Den Töchtern der Ukräne singt.



Anmerkungen.

1) Wassily Leóntjewitsch Kotschubéi (1705) General-Oberrichter des russischen Reichs, war ein Vorfahr der früheren Grafen, jetzigen Fürsten Kotschubéi.

2) Kotschubéi hatte mehrere Töchter, deren eine an Maseppa's Neffen Obidowski verheirathet war. Diejenige von welcher hier die Rede ist, hieß eigentlich Matréna.

3) Dies ist geschichtlich. Maseppa freite wirklich um seine Pathe, erhielt aber einen Korb.

4) Die Sage schreibt Maseppa mehrere Lieder zu, welche noch jetzt im Gedächtniß des kleinrussischen Volkes, sowie auch in gedruckten Liederbüchern (u. a. in dem von Maximowitsch) aufbewahrt werden. Ich besitze selbst einige davon in meiner Sammlung kleinrussischer Volkslieder.

5) Roßschweif und Feldherrnstab (Buntschuk und Bulâwa) waren die Zeichen der Würde des Hetmanns und wurden vor demselben hergetragen. Die Bulâwa war ein metallener, mit Edelsteinen besetzter Stab, an dessen Ende sich eine schwere Kugel befand.

6) Vergl. Lord Byron's „Maseppa“.

7) Doroshénko, einer der liedergefeierten Helden des alten Kleinrußlands, war ein unversöhnlicher Feind der russischen Herrschaft.

8) Gregor Samoilowitsch, ein Sohn des gleichbenannten Hetmanns, wurde zu Anfang der Regierung Peters des Großen nach Sibirien verbannt.

9) Simeon Paléi, Oberster von Chwostoff, ein berühmter Reiter und Krieger, wurde auf Maseppa's Veranlassung nach Sibirien an den Jenisséi verbannt, kehrte aber, als Maseppa's Verrath offenkundig ward, aus der Verbannung zurück, und wohnte als der Todfeind des alten Hetmanns, der Schlacht von Poltawa bei.

10) Kostja Gordejénko, Attaman der Saparoger Kosaken,

ging zu Karl XII über, wurde aber von den Russen gefangen und (1708) hingerichtet.

11) 20,000 Kosaken wurden aus der Ukräne nach Liesland geschickt.

12) Bogdan Chmielnitzky trug besonders dazu bei, Rußland vom Joche der Tataren zu befreien. Er war es auch, der, gereizt durch die Ungerechtigkeit der Polen, die Ukräne aufwiegelte und dadurch einen blutigen und hartnäckigen Krieg veranlaßte, in welchem über 50,000 Menschen fielen, der aber mit der Befreiung Kleinrußlands von der polnischen Herrschaft endigte. Chmielnitzky (Chmielnicki) starb den 15. August 1657. Vergl. meine „Poetische Ukräne" (Stuttgart bei Cotta 1845), wo ich verschiedene der auf Chmielnitzky bezüglichen Volkslieder mitgetheilt habe.

13) „Wo Du mein armes Kind getauft". Ich habe hier wörtlich aus dem Russischen übersetzt, um die Eigenthümlichkeit der russischen Ausdrucksweise beizubehalten und dabei zugleich auf das verwandtschaftliche Band hinzudeuten, welches die russische Kirche zwischen dem Getauften und dem „Taufenden" knüpft, wie hier der Pathe genannt wird.

14) Maseppa machte in einem Briefe Kotschubéi den Vorwurf, daß er sich von seiner stolzen und hochfahrenden Gattin beherrschen ließe.

15) Iskra, Oberster von Poltawa, Kotschubéi's Gefährte, theilte mit ihm Rath und That.

16) Der Jesuit Salensky, die Fürstin Dulska und ein bulgarischer Erzbischof waren die Hauptagenten bei Maseppa's Verrath. Der letztere ging öfter, als Bettler verkleidet, von Polen nach der Ukräne, und zurück.

17) Philipp Orlik war der General-Sekretär, Vertraute und geheime Agent Maseppa's. Nach des Letztern Tode (1710) ertheilte ihm Karl XII den leeren Titel eines Hetmanns von Kleinrußland. Später trat er zum Islam über und starb in Bender 1726.

18) Bulawin, ein donischer Führer, wiegelte zu jener Zeit die Kosaken auf.

19) Davon haben die dort hausenden Kosaken ihren Namen: Saparoger (Saparoschzi) d. i. die hinter den Wasserfällen (Wohnenden).

20) Maseppa hatte mit dem Pascha von Otschakoff Unterhandlungen angeknüpft und von demselben das Versprechen seines Beistandes erhalten, sobald die Empörung offen ausbrechen würde.

21) Stanislaus I (Lesczinsky) König von Polen.

22) Der Geheimsekretär Schafiroff und Graf Golowkin, Maseppa's Freunde und Beschützer, waren hauptsächlich Schuld daran, daß des Hetmanns Ankläger durch ihn hingerichtet wurden.

23) Im Jahre 1705. Vergl. **Примѣчанія къ Исторіи Малороссіи, Б. Каменскаго.**

24) Bei Gelegenheit des, den Russen mißlungenen Feldzuges in der Krimm, machte der Chan Kasi-Giréi Maseppa den Vorschlag sich mit ihm zu verbinden und gemeinschaftlich das russische Heer zu überfallen.

25) Maseppa beklagte sich in seinen Briefen darüber, daß seine Ankläger zu schwach gefoltert würden, und verlangte ihre Hinrichtung, indem er sich mit der, von den sündigen Greisen unschuldig verläumdeten Susanna, den Grafen Golowkin aber mit dem Propheten Daniel verglich!

26) Bjélo-Zerkoff, d. i. Weißkirchen, ein Städtchen im Gouvernement Kiew, mit einem großen Schloß und Park, jetzt dem Grafen Branicki gehörig, war früher der Sitz des Hetmanns der Ukräne.

27) Es ist geschichtlich, daß Kotschubéi, als er bereits zum Tode verurtheilt war, auf Befehl des Hetmanns noch gefoltert wurde. Aus den Antworten des Unglücklichen geht aber hervor, das man ihm dabei seine verheimlichten Schätze abforderte.

28) Im Texte steht Serdjuki; so nannte man die berittene Leibwache des ukränischen Hetmanns.

29) Karl XII rückte auf Moskau los. Bei Smolensk angekommen, änderte er jedoch seinen Plan und zog auf Veranlassung Maseppa's nach der Ukräne, in der Hoffnung, daß die Kosaken sich mit ihm verbünden würden.

30) An den Ufern der Desna sollte Maseppa mit Karl XII zusammenstoßen.

31) Buntschuk: Roßschweif. S. Anm. 5.

32) Die von Peter mit der ihm gewöhnlichen Schnelligkeit und Energie ergriffenen Maßregeln hielten die Ukräne in Gehorsam. Ueber diese Zeit findet man im Tagebuche Peter's Folgendes:

1708 den 7. November wählten die Kosaken auf kaiserlichen Befehl mit freien Stimmen den Obersten von Starodub: Iwan Skoropadski zum Hetmann.

Den 8. November kamen die Erzbischöfe von Kiew, Tschernigoff und Perejaslaff nach Gluchoff.

Den 9. November wurde von den hohen Geistlichen der Kirchenfluch über Maseppa ausgesprochen, und eine mit des Hetmans Farben bekleidete und seine Person vorstellende Puppe dem Henker übergeben, der dieselbe an einem Stricke durch die Straßen schleifte und endlich auf dem Markte aufhängte.

Den 10. November wurden in Gluchoff Tschetschell und die übrigen Verräther hingerichtet ...

33) Paléi. S. Anm. 9.

34) Tschetschell vertheidigte die Festung Baturin auf das Verzweifeltste gegen den Fürsten Mentschikoff, wurde aber gefangen genommen und hingerichtet.

35) „Ein Abendbrot vom Feind erjagen", wie er in Dresden gethan, wo er (1707) den König August überraschte.

S. Voltaire: Histoire de Charles XII.

36) Man erinnert sich der berühmten Worte des Schwedenkönigs: „Was hat die Bombe mit dem Briefe zu thun, welchen ich Ihnen diktire?"

37) Am Abend vor der Schlacht von Poltawa (7. Juli 1709), als Karl in eigener Person das russische Lager recognoscirte, sprengte er auf einige um ein Feuer kauernde Kosaken los und schoß einen derselben todt. Die Kosaken feuerten 3 Kugeln auf ihn ab und verwundeten ihn so gefährlich am Fuße, daß der König in Gefahr war den Fuß zu verlieren, und er in der Schlacht am folgenden Tage auf einer Tragbahre liegend kommandiren mußte.

38) Als Peter einst bei Tafel gegen Maseppa äußerte, daß man die Kosaken discipliniren und abhängig machen müsse, entgegnete der Hetmann: daß die Lage der Ukräne und der Geist ihrer Bewohner dies stets verhindern würden, — worauf Peter zornig aufsprang, Maseppa beim Barte ergriff, ihn Verräther nannte und spießen zu lassen drohte.

39) Woinarówsky war als Kosakenoberst einer der treuesten Anhänger Maseppa's, nach dessen Sturze er in die Verbannung nach Sibirien wandern mußte.

40) Peter verdankt den frühen Sieg hauptsächlich den vortrefflichen Dispositionen und Manövern des Fürsten Mentschikoff. Die ganze Schlacht dauerte nur zwei Stunden.

41) L'Empereur Moscovite, pénétré d'une joie qu'il ne se mettait pas en peine de dissimuler, recevait sur le champ de bataille les prisonniers qu'on lui amenait en foule et demandait à tout moment: où est donc mon frère Charles? . . . . Alors prenant un verre de vin: à la santé, dit-il, de mes maîtres dans l'art de la guerre! — Renschild lui demanda: qui étaient ceux qu'il honorait d'un si beau titre? Vous, Messieurs, les généraux Suédois, reprit le Czar. Votre Majesté est donc bien ingrat, reprit le comte, d'avoir tant maltraité ses maîtres. *(Volt. Hist. de Charles XII.)*

42) Maseppa floh mit Karl XII nach Bender, wo er 1712 starb.

43) In der ersten Fastenwoche wird alljährlich in der russischen Kirche bis heute öffentlich der Fluch über Maseppa und den Räuber Stenka Rasin ausgesprochen.

44) Die Leichname Kotschubéi's und Iskra's wurden den Verwandten zurückgegeben und im Lawra-Kloster von Petschersk in Kiew beigesetzt, wo eine ehrenvolle Inschrift in kleinrussischer Sprache ihre Ruhestätte bezeichnet.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 30 25 07 006 7